

Doktorand_innen
Jahrbuch 2013

WORK IN PROGRESS MOBK ON БРОКБЕ??

Ideologiekritik Ethnisierung **Ästhetik** Körper-Geist **Positivismus**
Reproduzierbarkeit **Türkei** **Neoliberalismus** conlaiMý **Waffenrituale**
Alternativökonomie **Wissenschaftstheorie** **DDR** Westsahara
Werturteilsfreiheit **Harry Potter** **künstlerische Autonomie** **Vietnam**
Georg Lukács **Interviewbeziehungen** **Spinoza** **Indigenität** **Dalmatien**

Beiträge kritischer Wissenschaft

Herausgegeben von
Marcus Hawel &
Herausgeber_innen-
kollektiv

WORK IN PROGRESS. WORK ON PROGRESS
Doktorand_innen-Jahrbuch 2013 der Rosa-Luxemburg-Stiftung

**WORK IN PROGRESS.
WORK ON PROGRESS.**

Beiträge kritischer Wissenschaft

Doktorand_innen-Jahrbuch **2013**
der Rosa-Luxemburg-Stiftung

Herausgegeben von Marcus Havel

Herausgeber_innenkollektiv:
Sandra Beyer, Antje Dieterich, Maren Kellermann,
Doreen Pöschl, Sascha Wölck

www.vsa-verlag.de

www.rosalux.de/studienwerk

Das Doktorand_innen-Jahrbuch 2012 der Rosa-Luxemburg-Stiftung ist ebenfalls im VSA: Verlag erschienen (ISBN 978-3-89965-548-3) und kann unter <http://www.rosalux.de/publication/39084/work-in-progress-work-on-progress.html> als pdf-Datei heruntergeladen werden.



Dieses Buch wird unter den Bedingungen einer Creative Commons License veröffentlicht: Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivs 3.0 Germany License (abrufbar unter www.creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/legalcode). Nach dieser Lizenz dürfen Sie die Texte für nichtkommerzielle Zwecke vervielfältigen, verbreiten und öffentlich zugänglich machen unter der Bedingung, dass die Namen der Autoren und der Buchtitel inkl. Verlag genannt werden, der Inhalt nicht bearbeitet, abgewandelt oder in anderer Weise verändert wird und Sie ihn unter vollständigem Abdruck dieses Lizenzhinweises weitergeben. Alle anderen Nutzungsformen, die nicht durch diese Creative Commons Lizenz oder das Urheberrecht gestattet sind, bleiben vorbehalten.

© VSA: Verlag 2013, St. Georgs Kirchhof 6, 20099 Hamburg
Druck und Buchbindearbeiten: Beltz Bad Langensalza GmbH
ISBN 978-3-89965-583-4

Inhalt

Vorwort: Von Schablonen und Masken	9
Einleitung	19
ZUSAMMENFASSUNGEN	25

ERKENNTNISTHEORIE

Lena Hofer Reproduzierbarkeit und empirische Szenarien	33
Cristof Judenau ›Objektivität‹ und ›Logik‹ in den Sozialwissenschaften	46

POLITISCHE ÖKONOMIE

Sigrun Preissing Geld und Leben	69
Vom ›Beitragen statt Tauschen‹ in Gemeinschaften mit Alternativökonomie	

TRANSFORMATION VON STAATLICHKEIT

Axel Gehring ›Militärische Vormundschaft‹ in der Türkei oder Kontinuität zur türkischen Militärjunta des 12. Septembers 1980?	87
Hegemoniepolitik mit Erzählungen über die türkischen Streitkräfte	

GEWALT UND ERINNERUNG

- Maja Zwick
Translation matters 105
Zur Rolle von Übersetzer_innen in
qualitativen Interviews in der Migrationsforschung
- Boris Stamenić
Sinjska alka 119
Das politische Leben eines Ritterspiels

KÖRPER – MACHT – IDENTITÄT – GENDER

- Sofia Kousiantza
**Ausdehnung, Materialität und Körper
bei Benedict de Spinoza** 135
- Antje Dieterich
Funktion und Funktionalisierung 153
Indigenität zwischen Rassismus und politischer Strategie
- Sascha Wölck
Con lai Mỹ 167
Über Marginalisierung amerikanischer
Besatzungskinder in Vietnam

EMANZIPATION UND UTOPIE

- Melanie Babenhauserheide
**The Twofold Happy Ending of J.K. Rowling's
»Harry Potter« Series** 187
Utopian and Affirmative Aspects
- Daniel Göcht
Geschichtsphilosophie der Kunst 200
Georg Lukács' »Die Eigenart des Ästhetischen«

Doreen Pöschl	
Von der Freiheit, Kunst zu schaffen	213
Künstlerische Autonomie in der DDR	
AUTOR_INNEN & HERAUSGEBER_INNEN	229
VERÖFFENTLICHTE DISSERTATIONEN VON STIPENDIAT_INNEN	
AUS DEN JAHREN 2012-2013	234
REGISTER »WORK IN PROGRESS«	246

Vorwort: Von Schablonen und Masken

»[I]ndem die Wissenschaftler nicht mehr durchschauen, in welcher Weise sie durch die Akte des Erkennens hindurch« (Habermas) dem gesellschaftlichen Lebensprozess verhaftet bleiben und zugleich in ihm sich situieren, verfälschen sie die menschliche Geschichte zu einem Naturprozess und übernehmen zugleich willig die ihnen von dem kapitalistischen System zugedachte Rolle nützlicher und verantwortlicher Fachleute, deren Wissen bruchlos in den Verwertungszusammenhang des Systems sich integrieren lässt.«

Albrecht Wellmer

Promovieren im Wandel

Der Dokortitel diene einmal der Reproduktion und Rekrutierung bürgerlicher Eliten. Dies gilt heute nur noch bedingt für verschiedene wissenschaftliche Disziplinen wie den Rechts- oder Wirtschaftswissenschaften. Promotionen unter den Bedingungen der anhaltenden Massenuniversität folgen in der unternehmerischen Wissensgesellschaft einer anderen Logik. Die Universitäten befinden sich seit dem Bologna-Prozess: dem Versuch, das Hochschulwesen in Europa zu vereinheitlichen, in einem radikalen Wandel.

Zwar ist von den Umstrukturierungen bisher hauptsächlich das Studium betroffen gewesen – als logische Konsequenz wird jedoch allmählich auch die Promotion in den Sog des Wandels hineingezogen. Die verschulte Promotion ist auf dem Vormarsch. Beinahe jede vierte Promotionsordnung ist an Universitäten in Deutschland bereits nach dem Bologna-Modell etwa als Graduierten- oder Promotionskolleg ausgerichtet und sieht strukturierte Promotionsstudiengänge vor. Die Individualpromotion nach dem klassischen »Schüler-Meister«-Modell findet sich lediglich noch in jeder zweiten Promotionsordnung.¹

¹ Vgl. Stefan Hornbostel: »Promotion im Umbruch – Bologna ante portas«, in: Martin Held, Gisela Kubon-Gilke, Richard Sturn (Hrsg.): Bildungsökonomie in der Wissensgesellschaft, Marburg 2009, S. 231.

Es ist davon auszugehen, dass diese Tendenz in den nächsten Jahrzehnten deutlich zunehmen wird; es wäre eine logische Folge aus der Standardisierung des Studiums unter den sich zuspitzenden Bedingungen der seit den 1970er Jahren anhaltenden Massenuniversität.

Die Einführung von Bachelor- und Masterstudiengängen mit starken Vorgaben der Studieninhalte sowie einem Zeitregime für die Studierenden auf der einen Seite, die Prekarisierung des akademischen Mittelbaus bei gleichzeitig drastischer Anhebung des Lehrdeputats für Dozierende auf der anderen Seite haben in diesem Zusammenspiel aus der Universität eine (kultur-)industrielle Wissens- und Akademiker_innenfabrik gemacht, die nach fordistischen und neoliberalen Produktionsmethoden organisiert ist.

Damit wurde auch das Scharnier im Übergang vom Studium zur Promotion verändert: die klassische Individualpromotion kann nicht mehr optimal an das Studium andocken; sie erfordert ein Höchstmaß an eigenverantwortlicher Arbeits- und Organisationsweise des angeleiteten Forschens über einen längeren Zeitraum, auf die das verschulte Studium immer weniger vorbereiten kann.

Die seit Humboldt realisierte Einheit aus Forschung, Lehre und Studium ist durch den Bologna-Prozess so empfindlich gestört worden, dass die klassische Individualpromotion langfristig eine Abwertung zur dritten Etappe eines Studiums (Bachelor, Master, Promotion) erwarten dürfte – ganz nach dem US-amerikanischen Vorbild des PhD.

Die Kritik am klassischen »Schüler-Meister«-Modell richtet sich gegen die allgemein als unzureichend empfundene wissenschaftliche Betreuung, die unter den Bedingungen der Massenuniversität (Anonymität, Überarbeitung, Hektik, Personalmangel) nicht mehr in der Weise funktionieren kann wie noch zu Zeiten Humboldts. Die erforderliche Selbständigkeit und Freiheit des angeleiteten Forschens scheint viele Doktorand_innen zu überfordern. Auch weil ihnen nötige Schlüsselkompetenzen und vor allem eine Methodensicherheit fehlen, kommen Zeitverzögerungen zustande, die dazu führen, dass die Dauer einer erfolgreich absolvierten Promotion im Durchschnitt bei circa vier bis fünf Jahren liegt.

Zugleich erweist sich die starke Abhängigkeit von der Doktormutter oder dem Doktorvater gerade dann als besonders ungünstig, wenn die Betreuung zu wünschen übrig lässt und keine persönlichen und zugleich produktiven Bindungen aufgebaut werden können; diese sind in der Massenuniversität eher ein Privileg einiger weniger. Zunehmend geriert sich das Promovieren unter diesen Umständen als Akademiker_

innenproduktion am mehr schlecht als recht laufenden Fließband. Immerhin werden in Deutschland zwei Prozent eines Geburtsjahrgangs promoviert.²

Die Kritiken an der Individualpromotion erweisen sich als analog zu denen, die am klassischen Studium (Magister und Diplom) und der Einheit aus Lehre und Forschung geübt wurden. Vor ca. 15 Jahren hieß es: Die Wahlfreiheit überfordere die Student_innen, darum müsse das Studium verschult werden. Die Dozent_innen machen zu wenig in der Lehre, darum müsse man sie stärker verpflichten. Die Student_innen wollen mehr Leistungsfeedback, darum müsse von Noten mehr Gebrauch gemacht werden. Schlüsselkompetenzen müssten im Studium systematisch vermittelt werden. Aber was sich durch die Verschulung des Studiums erschwert hat, ist die Vermittlung der Kompetenz für das freie Forschen und wissenschaftliche Arbeiten, die Voraussetzung dafür ist, dass die Freiheit der Wissenschaft halbwegs funktionieren kann.

Schablonenforschung

Studierte, die promovieren wollen, überbrücken immer öfter die Kluft zwischen verschultem Studium und Individualpromotion, indem sie ihre Masterarbeiten zu Promotionen ausbauen, das heißt das Thema vertiefen, in das sie sich eingearbeitet haben, dessen Quellenlage sie bereits zu einem gewissen Umfang kennen und in dessen Literatur sie sich eingelesen haben. Nachteile ergeben sich allerdings, wenn sich die Dissertation konzeptionell und stilistisch nicht über das Niveau der Masterarbeit erhebt und keine neuen Synergieeffekte erzielt werden.

Diese Tendenz geht mit einer »Schablonenforschung« einher: Bewährte Methoden werden auf gängige Themen angewandt, das heißt wie Schablonen auf den Untersuchungsgegenstand gelegt, dessen Allgemeines damit nachgezeichnet und ausgestanzt, das heißt in spezifisch abgeleitete Form gebracht wird (infinitesimale Ableitung aus Oberthemen). Solch mechanisiertes Verfahren in der Forschung verspricht gezieltes und systematisches Vorankommen, gleichsam nach einem handwerklichen Strickmuster. Daran misst sich der Charakter fordistischer Wissensproduktion.

² Vgl. Laudeline Auriol: Labour Market Characteristics and International Mobility of Doctorate Holders. OECD Science, Technology and Industry Working Papers 2007/2, Paris 2007.

Es herrscht regelrechte Hochkonjunktur an Methodenschablonen, die skeptisch stimmen sollte, da sie ein Kompensat für Theoriearbeit und Erfahrungsarmut in der total verwalteten Welt sein könnte. Marx war davon überzeugt, dass jeder Gegenstand seine eigene Methode erforderlich macht. Zuvor hatte Hegel in seiner Einleitung zur *Phänomenologie des Geistes* eine skeptische Erkenntnistheorie erörtert, nach der es eben von Bedeutung ist, auf den methodologischen Vorgang zu reflektieren, da er den Gegenstand nicht lässt, wie er ist, sondern präformiert. Dies gilt umso mehr für schablonierte Methoden, die auf nahezu jeden Gegenstand gelegt werden können. Die Erkenntnis wird nicht nur durch das Interesse, sondern auch durch die Wahl der Methode konstruiert. Das Interesse kleidet die Fragestellung nach ihrem Gusto, die Methodenschablone aber ist wie ein nicht-steriles Skalpell, das die Probe kontaminiert und mithin die Ergebnisse auf objektivierende Weise verändert. Methodenschablonen gleichen einem naturwissenschaftlichen Verfahren, das – anders als in den Geistes- und Sozialwissenschaften üblich – von einem unveränderlichen, gleichsam ewigen Gegenstand ausgeht, das heißt keine ortsbezogene Geschichte oder Historizität kennt: den ewigen, ehernen Naturgesetzen. Demnach sei es Ausweis von Wissenschaftlichkeit und Beweis der Wahrheit schlechthin, wenn ein Ereignis (Ergebnis) vermöge des Experiments bei identischer Versuchsanordnung beliebig oft reproduzierbar ist.

Diese Form der Operationalisierung, die für die Naturwissenschaften Sinn macht, auf die Geistes- und Sozialwissenschaften zu übertragen, das heißt von der »Reproduzierbarkeit des Ereignisses« (siehe den Aufsatz von Lena Hofer in diesem Band) auszugehen, ist nur möglich bei identischer Anwendung der Methode und eben nur dann übertragbar auf benachbarte oder ähnliche Forschungsfelder. Vergleichbare, nahezu identische Erkenntnisse gewährleistet die Methodenschablone unter der Regie des Positivismus, der sich aber blind – als wissenschaftliche (Re-)Produktion von »gesellschaftlicher Unbewusstheit« (Mario Erdheim) – in den fordistischen Universitätsbetrieb der Wissensproduktion einschleicht und den Prozess des Erkennens unter dem Primat der Verwertbarkeit des Wissens objektiviert. Damit entledigt sich die Wissenschaft ihres Spezifikums, der *differentia specifica*, als regierte in den Wissenschaften das Kapital als der »radikale Leveller« (Marx) und Normalisierer: »Unter den Bedingungen der modernen kapitalistischen Produktionsweise wird der objektivistische Schein indes zum gefährlichen Schein, wenn er sich auf alle Bereiche der Wissenschaften ausdehnt und wenn er als solcher überhaupt nicht mehr durchschaut wird. In den Sozialwis-

senschaften führt das zu einer Verfälschung des Objekts und zu einer konformistischen Anpassung der Forschungssubjekte.«³

Die Operationalisierung der sozialwissenschaftlichen Verfahren macht aus den Sozialwissenschaften eine Technologie, mithilfe derer herrschaftsstabilisierende Eingriffe in die Gesellschaft möglich werden, wodurch die »Heteronomie der wissenschaftlichen Forschung gegenüber dem gesellschaftlichen Verwertungszusammenhang des Wissens«⁴ zunimmt. Der Sozialwissenschaftler wird zum Sozialingenieur.

Sprache, *mutatis mutandis* die Methode, sind Ausdrücke einer Lebenspraxis (Wittgenstein/Lorenzer), derer man nur näherkommt, wenn man sie selbst sprechen lässt, das heißt die ihr eigentümlichen grammatischen Regeln aufdeckt, die die besondere Lebenspraxis konstituieren. »Das ist aber nur möglich von ›innen‹ her, d.h. durch kommunizierende Teilnahme des Forschers an der von ihm untersuchten sozialen Lebenswelt«⁵ und indem er davon ablässt, bloß gewisse Regelmäßigkeiten zu anderen Lebenspraktiken festzustellen. Den besonderen Regeln kann man nur auf die Schliche kommen, wenn man an der besonderen Kommunikation teilnimmt und darüber ein »Selbstverständnis der handelnden Subjekte«⁶ gewinnt; »damit ändert sich aber zugleich der Charakter der Verifikation und Falsifikation von Hypothesen: das Treffen eines Sinnes lässt sich nicht durch Experimente, sondern letztlich nur durch gelingende Interaktion verifizieren.«⁷

Die Methodenschablonen sind dagegen das hypostasierte Surrogat einer »weltabbildenden Universalsprache der Naturwissenschaft«;⁸ sie stellen einen diskursiven Ordnungsrahmen dar und sind insofern ein Sprachspielkorsett, das der Lebenspraxis, die zum Sprechen gebracht wird, die grammatischen Regeln ihres äußerlichen Ausdrucks diktiert (Sprachregelung). Man kann die Wirkung mit einer Membran vergleichen, die eine soziale Wirklichkeit konstruiert, die mit der eigentlichen Wirklichkeit nicht viel zu tun haben muss: gleichsam wie eine zweite Wirklichkeit, die sich in der Wahrnehmung wie eine zweite Natur verhält, das heißt die Menschheitsgeschichte zu einem Naturprozess verfälscht und die sich normierend auf die Subjekte auswirkt: »Die gram-

³ Albrecht Wellmer: Kritische Gesellschaftstheorie und Positivismus, Frankfurt am Main 1969, S. 12.

⁴ Ebd., S. 20.

⁵ Ebd., S. 27.

⁶ Ebd., S. 28.

⁷ Ebd.

⁸ Ebd., S. 25.

matischen Regeln sind immer schon mehr als *bloß* grammatische Regeln; indem sie eine Praxis regeln, sind sie zugleich Regeln der Einübung in eine soziale Lebensform.«⁹ – Die Einübung erfolgt vorab der Geltung jedweden Inhalts als Disziplinierung der Sinne, die durch die Schablone schabloniert werden, das heißt, sie werden zu *methodologisch konformen* Sinnen und präformieren das Erkennen, mithin die Erkenntnis. Der Logos der Methode (*Methodologie*) ist Herrschaftslogos: Affirmation des Bestehenden, selbst wenn in die unkritische Form kritischer Inhalt gegeben wird.

Da der falsche Schein der Verhältnisse durch die Schablone nicht durchdrungen wird, erfasst diese nur die Maske der Verhältnisse. Schablonierung verdoppelt mithin bloß die Maskierung und manifestiert auf diesem Wege den falschen Schein der Verhältnisse bis zur Unkenntlichkeit; die Ideologie rückt in die Wirklichkeit und macht damit den Begriff von Ideologie nahezu unmöglich.

Wir haben uns in der Redaktion des Jahrbuchs für die Einführung einer eigenständigen Kategorie der Erkenntnistheorie entschieden, denn in den Zusammenhang des Konformismus der Methodenschablonen sind zunehmend Studierende genauso wie angehende Wissenschaftler_innen und Professor_innen gefangen. Für Doktorand_innen ergibt sich ein vorgefertigter Weg zur Promotion; für die Betreuenden eine abgerüstete Variante der wissenschaftlichen Betreuung, und Studierende laufen allmählich Gefahr, kaum noch etwas anderes als Schablonenforschung vermittelt zu bekommen. Mit anderen Worten, es gibt nur vermeintliche Nutznießer_innen dieser Standardisierung des Forschens nach einheitlichen, positivistischen Versuchsanordnungen – und daher kaum jemanden, der nicht Komplize der Schablonen ist.

Die Metakritik der Methode sollte aber nicht kategorial, das heißt *a priori* erfolgen, sondern stets in den konkreten Erkenntnisprozess des Forschens miteinbezogen werden. Wissenschafts- und Erkenntnistheorie entfalten ihre Stärke, wenn sie in die Geschichts- und Sozialphilosophie/Gesellschaftstheorie eingebettet sind. Erkenntnistheorie an sich, das heißt in abstrakter, vom Gesamtzusammenhang isolierter Form, zerstört Wirklichkeit oder macht sie unsichtbar und vergessen. Dies gilt allerdings mehr noch für die Schablonen, mit denen universalmethodisch Wirklichkeit zu vermessen versucht wird. Kritische Erkenntnistheorie und Wissenschaftskritik scheinen in der (kultur-)industriellen Wissens-

⁹ Ebd., S. 26; vgl. Jürgen Habermas: Zur Logik der Sozialwissenschaften, Tübingen 1967, S. 124ff.

produktion zunehmend marginalisiert worden zu sein: Sie stören den reibungslosen Ablauf in der neoliberalen Universität. Diese Königsdisziplinen der Wissenschaft gehören offenbar einzig noch der selbst- und metareflexiven kritischen Theorie an. Sie kritisiert – quasi als »Verwalterin der Grammatik«¹⁰ – die »in einen Pluralismus von Sprachspielen zerfallene Einheitssprache«,¹¹ die ohne philosophische Orientierung zu einer babylonischen Sprachspielverwirrung, mithin zum Verlust der Verständigung führt.

Was erfolgen müsste, wäre eine philosophische Ordnung der Methodenspiele, ihre historische Herleitung und Reduktion auf die ihnen wesentlichen Kategorien wie Wesen und Erscheinung, Allgemeines und Besonderes, Qualität und Quantität, Einzelnes und Ganzes, gleichsam ein historischer und systematisierender Stammbaum der Methoden, mit dessen Hilfe Übersichtlichkeit wiederhergestellt und Überflüssigkeit ersichtlich, vor allem aber die »pathologisch gestörte Kommunikation«¹² wieder in Ordnung gebracht wird. Es bedarf einer »Metasprache, die die analysierten Sprachspiele sowohl mit der Sprache des Forschers als auch untereinander vermittelt.«¹³ Solche soziolinguistische Selbstreflexion »stellt selbst ein neues Sprachspiel dar, dessen Möglichkeit allein immer schon die Intention impliziert, hinter den je in der immanenten Sprachlogik sich zeigenden Sinn zurückzufragen: Theorie zu werden.«¹⁴ – Es ist sicherlich das Projekt einer spannenden und zugleich ambitionierten Dissertation, welches freilich noch eine_n Interessent_in finden muss.

Linkes Promovieren

Kritischen Nachwuchswissenschaftler_innen wird im Zuge neoliberalisierter Wissensproduktion ihren Forschungsfragen immer weniger Raum geboten. Die Wissenschaftslandschaft hat sich in den letzten 20 Jahren grundlegend gewandelt. Bis auf wenige noch existierende linke Zusammenhänge sind diese mit der Emeritierung der 68er-Generation und durch den Bologna-Prozess aufgelöst worden. In der Folge bricht nicht

¹⁰ Wellmer, a.a.O., S. 27.

¹¹ Ebd., S. 28.

¹² Ebd., S. 29.

¹³ Ebd.

¹⁴ Ebd.

nur das Verfahren der Ideologiekritik, sondern auch die Vermittlung eines Sensoriums und begrifflichen Instrumentariums für kritische Forschungsfragen weg, was sich zunehmend in den nachfolgenden Studierendengenerationen bemerkbar macht. Welche Forschungsfragen werden unter diesen Umständen kaum oder nicht mehr gestellt, bzw. nur schwer zugelassen?

Die Universität ist ein Raum, in dem zwar die Freiheit der Wissenschaft gewährleistet sein soll. Aber dennoch existiert eine Ordnung des wissenschaftlichen Diskurses, dessen inkludierende und exkludierende Mechanismen zu diversen Bias führen (Eurozentrismus, Androzentrismus, wertförmig, funktionalistisch, neoliberal, elitär, hierarchisch, affirmativ). Wie sollte man sich als Linke_r dazu verhalten? Sollte man kritische Forschungsfragen offensiv stellen oder sich besser an die vorherrschenden Sprach- und Methodenspiele halten? Wo sind die Freiräume und die Möglichkeiten zur Selbstorganisation? Es erscheint unverzichtbar, nicht nur das Studium, sondern auch die Promotion gegen den Trend in individueller und kollektiver Regie mit Gleichgesinnten zu organisieren, das heißt wissenschaftliche Arbeitskreise und Feedbackzirkel aufzubauen und einen Raum zu schaffen, in dem sich »angstfrei« und solidarisch inhaltliche oder auch persönliche Probleme, die das Promovieren betreffen, diskutieren und besprechen lassen.

Linkes Promovieren hat vier Säulen: Die Hauptsäule ist die Dissertationsschrift. Daneben stehen drei etwas kleinere Säulen: zum einen die Lehrpraxis, die sich idealerweise mit der Forschungsfrage verbindet. In den eigenen Seminaren, die man für Studierende an der Universität gibt, lassen sich Teil- und Zwischenergebnisse der eigenen Forschung präsentieren und diskutieren. Dasselbe gilt auch für die dritte Säule: die Publikationen und Vorträge auf Tagungen und Kongressen der *scientific community*. Diese Foren dienen vor allem dazu, das eigene Thema und sich selbst bekannt zu machen, sich zu vernetzen. Die vierte Säule ist das gesellschaftspolitische Engagement, das besonders linkes Promovieren charakterisiert, weil es sich in der Regel mit dem Erkenntnisinteresse verbindet und besondere Synergien schafft. Die vierte Säule ist daher für linkes Promovieren von wesentlicher Bedeutung. In der neoliberalen Universität kann die Verbindung aus Engagement, Emphase und Erkenntnisinteresse allerdings zu einem entscheidenden Problem werden, da sie von der bürgerlichen Wissenschaft problematisiert, bzw. als unwissenschaftlich abgetan wird. Emphase und Engagement verstoßen gegen die Postulate der Werturteilsfreiheit (*sine ira et studio*) und der Trennung von Theorie und Praxis. Dieses »objektivistische Selbstmi-

ssverständnis«¹⁵ der bürgerlichen Wissenschaft kennzeichnet die inzwischen wieder hergestellte alte hegemoniale Ordnung des wissenschaftlichen Diskurses an den Universitäten, die von der 68er-Generation über mehrere Jahrzehnte nachhaltig infrage gestellt worden war.

Die Existenzialurteile der kritischen Theorie hatten sich in den 1970er und 80er Jahren vor allem in den Geistes- und Sozialwissenschaften zu einem Kanon linker Wissenschaftspraxis ausgebildet: Die Welt muss unter den Vorzeichen ihrer Veränderbarkeit begriffen werden; richtig interpretiert ist die Welt, wenn sie auch verändert wird, daher erweist sich die Richtigkeit der Theorie nicht im Austausch der *scientific community*, sondern im erfolgreichen Voranschreiten sozialer Kämpfe um Emanzipation. Die kritische Wissenschaft versteht sich als das kritische Selbstbewusstsein politischer Subjekte und sozialer Bewegungen, und es ist nur so viel Sinn in der Geschichte, wie von den Menschen in sozialen Kämpfen in sie hineingelegt wird. Notwendig ist, was die Not wendet, und Wahrheit besteht darin, das Leiden an den Verhältnissen im Subjekt zur Sprache zu bringen. Erkenntnistheorie ist von Gesellschaftstheorie nicht zu trennen; die Metatheorie der Methode ist daher Teil der kritischen Theorie selbst, und der Sache wird gegenüber der Methode ein Vorrang eingeräumt. – »Diese Einheit von Theorie und Metatheorie ist nur ein anderer Ausdruck für die Einheit von Theorie und Praxis.«¹⁶

Kompensation kritischer Wissenschaft an außeruniversitären Einrichtungen

Da der Kanon der kritischen Theorie allmählich in Vergessenheit gerät, kommt einer linken Stiftung wie auch anderen an Emanzipation interessierten Bildungsträgern zunehmend die Aufgabe der Kompensation zu. Daher begleitet das Studienwerk der Rosa-Luxemburg-Stiftung die Promotionsstipendiat_innen im Rahmen der ideellen Förderung unter anderem mit nachwuchswissenschaftlichen Tagungen und Doktorand_innenseminaren. Auch das Doktorand_innen-Jahrbuch steht in diesem Kontext. Es ist ein gemeinschaftliches Projekt zwischen dem Studienwerk und einem Herausgeber_innenkollektiv, welches jedes Jahr aus Promotionsstipendiat_innen gebildet wird. Die in diesem Jahrbuch veröffentlichten Aufsätze gehen in der Regel aus den Vorträgen der Dokto-

¹⁵ Ebd., S. 13.

¹⁶ Ebd.

rand_innenseminare hervor. Die thematische Expertise, die hier aufseiten der Promotionsstipendiat_innen heranreift und eindrucksvoll zum Ausdruck kommt, wollen wir kooperativ und partizipativ in die Stiftungsarbeit einfließen lassen. Darüber hinaus soll das Jahrbuch dabei behilflich sein, kritische Wissenschaften an den Hochschulen zu behaupten. Es ist beruhigend zu sehen, dass trotz der neoliberalisierten Universität kritische Wissenschaft als das Nichtidentische möglich ist und bleiben wird, auch wenn sie als dieses Nichtidentische inzwischen ein Nischendasein führt, das besser heute als morgen aufgehoben werden sollte. Ohne politische und soziale Kämpfe der Studierenden wird dies allerdings nicht gelingen.

Dem Redaktionskollektiv gilt besonderer Dank für das Engagement und die professionelle Arbeit mit den Texten, die die Realisierung des Jahrgangs ermöglichen.

Berlin, im November 2013

Marcus Hawel, Referent für Bildungspolitik im Studienwerk der RLS

Einleitung

Leser_innen mehr aufzuladen, als sie tragen können, dazu gäbe es keine Alternative, hatte Heiner Müller über die Produktion seiner Texte gesagt.¹ Das Konglomerat wissenschaftlicher Aufsätze in diesem Band ergibt einen eklektizistischen Korpus, der die Leser_innen wohl ebenso herausfordert, wie es der Dramatiker mit seinen Texten nicht verhindern konnte (und wollte). Die Gemeinsamkeit der hier gedruckten Texte besteht nicht aus einem bestimmten inhaltlichen Terrain, sondern darin, dass ihre Autor_innen durch ein Promotionsstipendium der Rosa-Luxemburg-Stiftung finanziert werden.

Dieser dritte Band des Jahrbuchs WORK IN PROGRESS. WORK ON PROGRESS setzt sich mit unterschiedlichen Themen, Methoden und Theorien auseinander, wobei diese disziplinübergreifend verhandelt werden. Er gibt einen Einblick in die Arbeit der Promotionsstipendiat_innen in der RLS, die im Regelfall ihr Thema bereits in einem der Doktoranden_innen-Seminare der Stiftung vorgestellt haben. Somit haben die Autor_innen in ihren Erkenntnisprozessen bereits ein gutes Stück dieses durchaus manchmal steinigen Weges der Promotion bewältigt, auf dem Material- und Relevanzkrisen sich des Öfteren die Klinke in die Hand geben. Gerade bei Stipendiat_innen in der RLS, die sich die Förderung linker und kritischer Wissenschaft auf die Fahnen geschrieben hat, geht das Erkenntnisinteresse häufig einher mit persönlichem und politischem Engagement. Die Verknüpfung dieser beiden Ebenen, der wissenschaftlichen und der des Engagements, kann zu einem Blick auf den Forschungsgegenstand führen, der über eine ›klassische‹ akademische Betrachtungsweise hinausgeht. So können sich Theorie und Praxis berühren, was den Effekt hat, dass eher die Theorien den Tatsachen angepasst, als die Tatsachen verdreht werden, um sie den Theorien anzugleichen. In unseren Augen kann diese Kombination der Zugangswege zum Forschungsgegenstand einen tatsächlichen Erkenntnisprozess, der versucht, das zunächst Unsichtbare sichtbar zu machen, nur bereichern. In einem akademischen Umfeld, welches diese kritischen Perspektiven in den letzten Jahren marginalisiert und abgewickelt hat, kann ein solcher Zugang während des gesamten Forschungsprozesses unterstützend wirken. Also: wider das Verschwinden der Kritik! Wir freuen uns, mit die-

¹ Vgl. Heiner Müller: Gesammelte Irrtümer. Interviews und Gespräche. Frankfurt am Main 1986, S. 20.

sem Jahrbuch etwas zur Lebendigkeit kritischer Wissenschaft beitragen zu können (und in diesem Fall keine Drittmittel einwerben zu müssen). Aus solchen Überlegungen heraus und auch, um das Profil dieses Jahrbuches schon auf den ersten Blick deutlicher herauszustellen, findet sich auf dem Cover erstmals in dieser Ausgabe der Zusatz *Beiträge kritischer Wissenschaft*.

Alle Arbeiten in diesem Band sind Zwischenstände und Ergebnisse profunder Verhandlungen mit theoretischen und praktischen Fragen. Trotz der thematischen Vielfalt gibt es über die Förderung der RLS hinaus weitere Gemeinsamkeiten: Erstens sind unserem *call for papers* ausschließlich Stipendiat_innen aus geisteswissenschaftlichen Disziplinen gefolgt, was ein Spiegelbild des Übergewichtes dieser Fachrichtungen innerhalb der Förderung ist. Zweitens haben die veröffentlichten Texte gemeinsam, dass es gelingt, eine Aktualität der Inhalte aufzuzeigen. In ihnen ist der Anspruch spürbar, zu den jeweiligen Fragestellungen und gesellschaftlichen Phänomenen emanzipatorische Positionen zu entwickeln und den Leser_innen eine individuelle, kritische Lektüre zuzutrauen.

Wir haben die eingegangenen Texte unter bestimmten Kategorien zusammengefasst, die wie Wegweiser durch diese Lektüre führen. Dabei haben wir auf Kategorien zurückgegriffen, die größtenteils in vorherigen Ausgaben implementiert wurden: *Politische Ökonomie, Transformation von Staatlichkeit, Gewalt und Erinnerung, Körper – Macht – Identität – Gender* sowie *Emanzipation und Utopie*. Bedingt durch die Vielfalt der Promotionsthemen werden nicht alle Kategorien gebraucht. Manchmal müssen sogar Neue hinzukommen, um der Breite der Diskussionen gerecht zu werden. Ein Blick auf Theorien zur Wissensproduktion und damit auch auf die Bedingungen unserer eigenen Forschung ist mit der Veränderung der (deutschen) Wissenschaftslandschaft wichtiger geworden. Auch deswegen haben wir uns entschieden, Überlegungen zur Kritik an unserem eigenen Handwerk, der Wissenschaft, mit *Erkenntnistheorie* eine eigene Kategorie zu widmen. Darüber hinaus empfinden wir diese Kategorie auch unter theoretischen Gesichtspunkten als relevant. Der Weg des Erkennens bedingt das produzierte Wissen. Es kann aus unserer Perspektive nur zuträglich sein, die vielleicht bewussten, vielleicht unbewussten Aspekte eines wissenschaftlichen Erkenntnisprozesses in regelmäßigen Abständen genauer zu beleuchten. Wir hoffen, dass wir mit dieser Kategorie auch den zukünftigen Ausgaben des RLS-Doktorand_innen-Jahrbuchs einen Gefallen erweisen.

Unter der neuen Kategorie *Erkenntnistheorie* haben wir die Texte von Lena Hofer und Cristof Judenau zusammengefasst. Beide setzen sich mit Fragen zu Zielen und Methoden wissenschaftlicher Arbeit auseinander. Hofer entwickelt Strategien, um wissenschaftliche Beobachtungen aller Art reproduzierbar und übertragbar zu machen. Judenau untersucht das Verhältnis von Theorie und Praxis der Sozialwissenschaften im Kontext von Institutionalisierung und disziplinärer Differenzierung. Hinter den Debatten um Methoden der Wissensproduktion identifiziert er eine Reihe politischer Differenzen.

Sigrun Preissing und Axel Gehring sind jeweils allein in einer Kategorie vertreten: Unter *Politische Ökonomie* nähert sich Preissing mit der Hilfe von zwei Fallbeispielen dem Zusammenhang von emotionalen und sozialen Kompetenzen in einer nicht-warenförmigen Ökonomie. Dabei geht es ihr vor allem um das Konzept des Beitragens, das in der Diskussion um ›commons‹ Alternativen aufzeigen kann.

Axel Gehring, der Kategorie *Transformation von Staatlichkeit* zugeordnet, untersucht die Rolle der Streitkräfte in der Türkei im politischen Prozess der vergangenen Jahrzehnte. In ihrer Aktualität wird die ambivalente Haltung der gegenwärtigen Regierung der Türkei zum Militär erneut deutlich.

Die Artikel von Maja Zwick und Boris Stamenić haben wir der Kategorie *Gewalt und Erinnerung* zugeordnet. Zwick befasst sich mit dem in den Sozialwissenschaften kaum reflektierten Problem der Verfälschung von Aussagen Interviewter durch die Interaktion der Übersetzer_innen. Es dominiere die Haltung, Machtpositionen, die sich auch aus dem Verhältnis zu den Übersetzer_innen ergeben, nicht zu hinterfragen. Stamenić zeigt die Inszenierung von Tradition eines jährlich stattfindenden Ritterspiels in der dalmatinischen Stadt Sinj in Relation zu der Notwendigkeit politischer Legitimation auf.

Zwei Kategorien zeigen sich in dieser Ausgabe als besonders geeignet, um die eingereichten Texte zu subsumieren – zum einen *Körper – Macht – Identität – Gender* und zum anderen *Emanzipation und Utopie*.

Unter der ersten Kategorie befasst sich zunächst Sofia Kousiantza mit Spinozas Körperphilosophie und dessen Vorstellung des Verhältnisses von Welt und Denken. Aus Spinozas Überlegungen folgert sie Konsequenzen für die moderne Subjektkonstruktion, in der es keine starren Grenzen zwischen Körper und Geist gibt.

Antje Dieterich beschäftigt sich mit der Funktionalisierung von Indigenität. Ein Schwerpunkt liegt auf der Frage, wie Indigenität als politische Strategie in einem urbanen Raum genutzt werden kann. Sie betrachtet

dies exemplarisch an politisch aktiven Gruppen in Tijuana. Ebenfalls um Formen der (Selbst-)Identifikation geht es Sascha Wölck. Er setzt sich mit Rassismuserfahrungen von Nachkommen amerikanischer Soldaten in Vietnam auseinander und stellt diese in einen Kontext zu der sich wandelnden Gesellschaft in Vietnam.

Die zweite große Kategorie *Emanzipation und Utopie* beginnt mit dem Artikel von Melanie Babenhauserheide. Sie beschäftigt sich mit dem (doppelten) Finale der »Harry Potter«-Serie. In einer von psychoanalytischen Theorien geprägten Betrachtung konzentriert sie sich auf den sozialkonservativen Gehalt der siebenteiligen Romanreihe. Dabei geht es ihr vor allem um den Zusammenhang von Tod und Verfolgung und wie dieser in der Erzählung emanzipatorische Momente unterlaufen kann. Der zweite Artikel in dieser Kategorie stammt von Daniel Göcht. Aus geschichtsphilosophischer Perspektive nimmt sich Göcht Georg Lukács Gedanken zum »Ästhetischen« an. Dabei steht dessen Werk »Die Eigenart des Ästhetischen« im Vordergrund der Untersuchung. Der letzte Artikel untersucht die künstlerische Autonomie in der DDR am Beispiel des halleischen Bildhauers Bernd Göbel. Für Doreen Pöschl steht in ihrem Text die Definition und Verwendung des Leitbegriffes »Autonomie« im Kontext der Geschichte der DDR an zentraler Stelle.

Das Jahrbuch schließt mit einem Register ab, das einen Überblick der bereits erschienenen Artikel in der Reihe der RLS-Doktorand_innen-Jahrbücher gibt. Es soll und wird von Jahr zu Jahr anwachsen. Mit ihm haben die Lesenden fortan nicht mehr nur einen Jahrgang, sondern im Grunde immer auch das Ganze in der Hand – und dies nicht nur als Zusammenfassung, denn im Informationszeitalter ist zumindest jede Hand nicht weit entfernt von der nächsten Maus, mit der wir uns durchs Netz navigieren. – Nur ein Klick entfernt ist der Download zu allen Aufsätzen, die in den bisherigen Jahrgängen erschienen sind, da das Jahrbuch unter einer *creativ common license* erscheint und stets komplett ins Netz gestellt ist.

Eher pragmatisch denn dogmatisch haben wir uns in Fragen »politisch korrekter« Semantik gezeigt. Während wir uns für eine Beibehaltung des queer-sensitiven Unterstrichs aus der 2012er Ausgabe entschieden haben, konnten und wollten wir uns nicht auf eine obligatorische Schreibweise der biopolitischen Kategorie von Hautfarbe einigen. Die Handhabung haben wir den Autor_innen überlassen.

Ludwik Fleck hat darauf hingewiesen, wie schnell die simple Wahrheit vergessen wird, »daß unsere Kenntnisse viel mehr aus dem Er-

lernten als aus dem Erkannten bestehen«. ²Diese beiden Prozesse (Lernen und Erkennen) trennscharf auseinanderzuhalten, ist sicherlich weder immer einfach, noch immer möglich. Verdeutlichen wir uns jedoch, dass hier durchaus ein Unterschied existiert, kann dies zu einer anderen Auseinandersetzung mit unseren Themen und mit uns selbst als kritischen Wissenschaftler_innen führen. Wir kommen damit auf unsere neue Kategorie Erkenntnistheorie zurück: Die Frage, wie ein Erkenntnisprozess vorstattengeht, wird ergänzt durch eine grundlegende Überlegung: Ist es ein Erkenntnisprozess oder wird ausschließlich Erlerntes reproduziert? Wir sind damit nicht nur Subjekte, sondern auch Objekte unserer eigenen Forschung, indem wir uns beständig bemühen, ›das Erlernte‹ zu hinterfragen und so hoffentlich doch zu einem (alternativen) ›Erkennen‹ zu gelangen.

Während der Arbeit an diesem Band haben wir als Herausgeber_innen viele Einblicke über unsere eigenen Forschungsbereiche hinaus gewonnen. Für diese Erweiterung des eigenen Horizontes ist gerade eine breit gestreute Themenvielfalt, wie sie hier vorliegt, sehr fruchtbar. Wir hoffen, mit diesem Jahrbuch Erkenntnisse präsentieren zu können, und überlassen den Leser_innen die Entscheidung, wie viel sie sich ›aufladen‹ möchten.

Work in Progress. Work on Progress. Herausgeber_innenkollektiv 2013

² Ludwik Fleck: Zur Krise der Wirklichkeit [1929]. In: Die Naturwissenschaften, vol. 17, S. 425-430. Wiederveröffentlicht in Lothar Schäfer; Thomas Schnelle: Ludwik Fleck – Erfahrung und Tatsache, gesammelte Aufsätze, Frankfurt am Main 1983, S. 46-58, hier S. 46.

ZUSAMMENFASSUNGEN

ERKENNTNISTHEORIE

Lena Hofer

Reproduzierbarkeit und empirische Szenarien

Mit dem Ziel, einen Begriff vom wissenschaftstheoretischen Gegenstand einer Theorie der Reproduktionsmechanismen zu entwickeln, wird zunächst argumentiert, dass die Forderung nach Reproduzierbarkeit nicht nur für Experimente gelten sollte, sondern auch für andere Arten wissenschaftlicher Beobachtung. Als Resultat wird ein passender Sammelbegriff für diese Grundeinheiten der Forschung entwickelt. Im letzten Abschnitt werden drei Reproduktionsmechanismen anhand von Beispielen schematisch erläutert.

Cristof Judenau

›Objektivität‹ und ›Logik‹ in den Sozialwissenschaften

2013/14 jährt sich der Positivismus- zum fünfzigsten, der Werturteilsstreit zum einhundertsten Mal. In beiden wird vor allem das Verhältnis von Theorie und Praxis der Sozialwissenschaften vor dem Hintergrund zunehmender Institutionalisierung und disziplinärer Differenzierung diskutiert. Wo vorgegeben wird, rein methodologische Differenzen zu diskutieren, stehen letztlich Sinn und Zweck sozialwissenschaftlicher Erkenntnisproduktion zur Debatte, hinter divergierenden Auffassungen zur ›Logik der Sozialwissenschaften‹ verbergen sich nicht selten politische Differenzen.

POLITISCHE ÖKONOMIE

Sigrun Preissing

Geld und Leben

Vom ›Beitragen statt Tauschen‹ in Gemeinschaften mit Alternativökonomie

Gesellschaften verfügen über ein Repertoire an Konzepten über das, was Personen, Dinge, Wert und Werte sind. Denken, Handeln und Fühlen leiten sich jeweils aus der sozial konstruierten Situation und den zugehörigen Konzepten ab. Der Artikel umreißt auf der Basis empirischer Beispiele, wie sich diese Konzepte verändern, wenn Menschen als Transaktionsform nicht den äquivalenten Tausch, sondern das Beitragen wählen.

TRANSFORMATION VON STAATLICHKEIT

Axel Gehring

›Militärische Vormundschaft‹ in der Türkei oder Kontinuität zur türkischen Militärjunta des 12. Septembers 1980?

Hegemoniepolitik mit Erzählungen über die Türkischen Streitkräfte

›Militärische Vormundschaft‹ bedeutet, dass eine dominierende Rolle der Streitkräfte im politischen Prozess in den vergangenen Jahrzehnten als eine der wichtigsten Ursachen für Defizite in Demokratie und Menschenrechte in der Türkei ausgemacht wurde. Unter der nunmehr seit über 10 Jahren regierenden ›Gerechtigkeit und Entwicklung‹ (AKP) ist der Einfluss der Militärs aus der Politik anscheinend zurückgedrängt worden. Erwartungen hinsichtlich einer nachhaltigen Demokratisierung haben sich jedoch nicht erfüllt. Seit den 2013er Protesten und ihrer Repression durch den Polizeiapparat ist dies auch einer größeren Öffentlichkeit im Ausland bewusst geworden. Während die AKP zu den stärksten Kritiker_innen einer ›Militärischen Vormundschaft‹ gehört, drohte sie den Protestierenden mit dem Einsatz der Streitkräfte. Vor diesem Hintergrund überprüft der Artikel das Konzept der ›Militärischen Vormundschaft‹ im Kontext seiner historischen Konstitution in gesellschaftlichen Kämpfen seit 1980 und analysiert seine hegemoniepolitischen Implikationen.

GEWALT UND ERINNERUNG

Maja Zwick

Translation matters

Zur Rolle von Übersetzer_innen in qualitativen Interviews in der Migrationsforschung

Mit Hilfe von Übersetzer_innen geführte Interviews werden als problematisch angesehen, da Informationen nicht direkt, sondern nur über eine dritte Person vermittelt werden – hierbei komme es zu ›Verzerrungen‹ der Daten. Strategien, diesen Verzerrungen zu begegnen, können jedoch dazu führen, Übersetzer_innen ›unsichtbar‹ zu machen und Machtpositionen im Forschungsprozess auszublenden. Deshalb sollte eine kritische Reflexion von Interviewbeziehungen auch die gesellschaftliche Standortgebundenheit von Übersetzer_innen berücksichtigen.

Boris Stamenić

Sinjska alka

Das politische Leben eines Ritterspiels

Der Beitrag thematisiert die Erfindung, die Adaption sowie die ideologische Umdeutung einer lokalen Tradition in der dalmatinischen Stadt Sinj. Die dauerhafte symbolpolitische (Um-)Kodierung des jährlich stattfindenden Ritterspiels, die Veränderungen begleitender Zeremonien sowie die öffentlichen Auftritte kostümierter Ritter außerhalb von Sinj reflektieren die epochenübergreifende Entwicklung politischer Legitimation mittels kultureller Inszenierung im östlichen Adriaraum.

KÖRPER – MACHT – IDENTITÄT – GENDER

Sofia Kousiantza

Ausdehnung, Materialität und Körper bei Benedict de Spinoza

Der Artikel stellt in Kürze Spinozas Körperphilosophie und seine Vorstellung des Verhältnisses von Welt und Denken dar, so wie er sie in seinem Hauptwerk, der Ethik, entwickelt. Die Ausdehnung wird von Spinoza als göttliches Attribut anerkannt. Ihr Verhältnis zum Denken spiegelt sich in jenem zwischen menschlichem Körper und menschlichem Geist, die sich bei Spinoza identifizieren und zugleich kausal voneinander unabhängig sind. Aus dieser Perspektive betrachtet erscheinen gegenwärtige Subjektivierungstheorien in einem anderen Licht, da der Gegensatz zwischen Geist und Körper aufgehoben wird.

Antje Dieterich

Funktion und Funktionalisierung

Indigenität zwischen Rassismus und politischer Strategie

Der Beitrag wendet sich der Frage nach Bedeutung und Funktionalisierung von Indigenität zu, wobei von einer Interaktion von globalen und lokalen Diskursen ausgegangen wird. Beispielhaft werden die Konventionen der ILO als dokumentierte internationale Diskurse analysiert und mit der lokalen Adaption durch die Gruppe Tijuanaarquía aus Tijuana verglichen. Ein Schwerpunkt wird darauf gesetzt, wie das ursprünglich rurale Konzept in einem urbanen Raum angeeignet werden kann.

Sascha Wölck

Con lai Mỹ

Über Marginalisierung amerikanischer Besatzungskinder in Vietnam

Während des Vietnamkrieges wurden zehntausende con lai Mỹ, Nachkommen amerikanischer Militärangehöriger und vietnamesischer Frauen, in Vietnam geboren. Nach dem Krieg wurden viele der con lai Mỹ im Alltag, in den Familien und von staatlicher Seite aus mit Verstößen gegen soziale und politische Normierungen assoziiert. In diesem Aufsatz wird untersucht, wie sich insbesondere rassistische Diskriminierung in Relation zu politischen und sozialen Dynamiken Vietnams verhält.

EMANZIPATION UND UTOPIE

Melanie Babenhauserheide

The Twofold Happy Ending of J.K. Rowling's »Harry Potter« Series Utopian and Affirmative Aspects

The Harry Potter Series' last volume ends with not one but two happy endings. The first happy ending gives an account of the victory over evil. This happy ending results in a disruption of the hierarchical discriminatory social fabric. The second happy ending allows the reader to glimpse into a future family idyll. The old order seems to have been restored. A detailed analysis will focus on the question whether this second happy ending retroactively undermines the critical and utopian motifs of the first one.

Daniel Göcht

Geschichtsphilosophie der Kunst

Georg Lukács' »Die Eigenart des Ästhetischen«

In seiner späten Ästhetik untersucht Georg Lukács die Entstehung der Kunst, ihren gesellschaftlichen Zweck, ihren kategorialen Aufbau und ihre historische Entwicklung im Rahmen eines geschichtsphilosophischen Entwurfs, der beansprucht, die wirkliche Geschichte der Kunst in ihrer Gesetzmäßigkeit und die Prinzipien des »Ästhetischen« zu erfassen. Zum einen sollen dadurch Kriterien zur Bestimmung dessen, was Kunst ist, gewonnen werden. Zum anderen wird die Kunst von Lukács in eine Perspektive der Befreiung der Menschen gestellt, wobei die Aufhebung der Entfremdung eine wichtige Rolle spielt. In dem Beitrag werden die Hauptzüge der geschichtsphilosophischen Grundlagen der »Eigenart des Ästhetischen« skizziert. Im Vordergrund stehen dabei die Überle-

gungen zur Arbeit als Entwicklungsprinzip der menschlichen Gesellschaft und ihrer Geschichte. Die Rolle, die Lukács der Kunst für die Befreiung der Menschen zuschreibt und ihre Stellung in seinem geschichtsphilosophischen Entwurf werden kurz dargestellt.

Doreen Pöschl

Von der Freiheit, Kunst zu schaffen

Künstlerische Autonomie in der DDR

Das Kunstschaffen in der DDR wird in der gegenwärtigen Forschung allzu oft durch voreingenommene Perspektiven betrachtet. Mit dem Blick der immanenten Kritik rücken die individuellen Wege im politischen System der DDR ins Zentrum der Aufmerksamkeit. Daraus entwickelt sich die Frage nach der künstlerischen Autonomie in der DDR. Diese Fragestellung möchte ich exemplarisch am Beispiel des Bildhauers Bernd Göbel (*1942), der an der damaligen Hochschule für industrielle Formgestaltung Burg Giebichenstein in Halle tätig war, bearbeiten.

Der Artikel geht einem zentralen Aspekt meines Promotionsprojekts nach: der Definition und Verwendung meines Leitbegriffes der künstlerischen Autonomie.

ERKENNTNISTHEORIE

Lena Hofer

Reproduzierbarkeit und empirische Szenarien

Im Zentrum meiner Forschung steht die Frage, welche allgemeinen Mechanismen der Reproduktion empirischer Szenarien (gemeint sind z.B. Experimente, aber auch andere Arten wissenschaftlicher Beobachtung) zugrunde liegen. Spezielles Augenmerk verdienen Forschungsbereiche, die theoretisch (noch) nicht so gut erschlossen sind, dass Reproduktion fast zur »Formsache« wird. Das sind wissenschaftlich kaum erschlossene oder schwer erschließbare Bereiche, wie sie beispielsweise aus der Medizin oder den Sozialwissenschaften bekannt sind, aber auch komplexe Anwendungen, z. B. in der Physik oder den Ingenieurwissenschaften. Das übergeordnete Ziel besteht in einem Beitrag zur Erforschung der semantischen Dynamik in den empirischen Wissenschaften.

Im Rahmen des vorliegenden Textes sollen drei vorgelagerte Aspekte dieser Arbeit erläutert werden. Die allgemeine Motivation für die ersten beiden Abschnitte besteht darin, einen Begriff vom wissenschaftstheoretischen Gegenstand einer Theorie der Reproduktionsmechanismen zu entwickeln. Zunächst wird die Frage diskutiert, ob die Forderung nach Reproduzierbarkeit nur für Experimente gelten sollte oder auch für andere Arten wissenschaftlicher Beobachtung.

Dabei wird die These vertreten, dass es plausibel ist, den Begriff der Reproduktion bzw. Reproduzierbarkeit in einer Weise zu interpretieren, die alle *empirischen Szenarien* umfasst. Anschließend gilt es, den Begriff des empirischen Szenarios genauer zu charakterisieren. Im letzten Abschnitt werden drei Beispiele für allgemeine Reproduktionsmechanismen anhand von Grafiken erläutert.

Die Forderung nach Reproduzierbarkeit

Zur Abgrenzung des gesuchten Gegenstandsbereichs muss zuallererst geklärt werden, für welche Entitäten Reproduzierbarkeit gefordert wird bzw. werden sollte. Diese Frage wurde in der allgemeinen Wissenschaftstheorie bisher kaum diskutiert. Vermutlich ist diese Tatsache auf den Umstand zurückzuführen, dass der Schwerpunkt der wissenschaftsthe-

oretischen Forschung auf Theorien liegt. In erster Instanz sind es aber nicht die Theorien, von denen Reproduzierbarkeit gefordert wird, sondern empirische Einheiten, wie z.B. Experimente. Letztere werden zwar im Rahmen des so genannten »neuen Experimentalismus«¹ seit einiger Zeit intensiver erforscht, aber kaum im Zusammenhang mit dem Thema »Reproduzierbarkeit« diskutiert. Ein assoziiertes Problem der wissenschaftstheoretischen Fachliteratur ist die Vernachlässigung von nicht-experimentellen Arten der wissenschaftlichen Beobachtung. Im Folgenden soll gezeigt werden, warum und inwiefern die Forderung nach Reproduzierbarkeit auch für nicht-experimentelle Forschungseinheiten aufgestellt werden sollte.

Um für die Allgemeingültigkeit der Forderung nach Reproduzierbarkeit zu argumentieren, soll zunächst eine gegenläufige Argumentation betrachtet werden. Diese besteht darin, den Begriff der Reproduktion bzw. Reproduzierbarkeit im strengen Sinn von gezielter Wiederholung bzw. Wiederholbarkeit zu verstehen. In allen Fällen, wo die Möglichkeit einer gezielten Wiederholung nicht besteht, dürfte dementsprechend auch nicht von Reproduktion bzw. Reproduzierbarkeit gesprochen werden. Wie die folgenden Beispiele zeigen, gibt es aber tatsächlich eine Vielzahl solcher Fälle.

Zum einen gibt es Beobachtungen, die überhaupt nicht wiederholbar sind, z.B. frühere ethnologische Beobachtungen der Rituale von Kulturen, die nicht mehr existieren, biologische Experimente mit Tierarten, die bereits ausgestorben sind oder astronomische Beobachtungen der Entstehung bestimmter Sterne. Zum anderen gibt es Beobachtungsergebnisse, die sich zwar wiederholen, aber nicht gezielt wiederholbar sind, z.B. die ethnologische Beobachtung von periodisch wiederkehrenden Ritualen oder die astronomische Beobachtung von Sonnenfinsternissen.

Die Beispiele machen zweierlei deutlich. Zum einen zeigen sie, dass die Forderung nach Reproduzierbarkeit nach der oben genannten Auffassung weit davon entfernt ist, ein allgemeingültiges Kriterium darzustellen. Zum anderen erweist sich, dass die Unterscheidung zwischen gezielt wiederholbaren und nicht gezielt wiederholbaren Beobachtungen mit der Unterscheidung zwischen experimentellen und nicht-experimen-

¹ Der Ausdruck stammt von Ackermann (Robert Ackermann: *The New Experimentalism*. In: *British Journal for the Philosophy of Science*, Jg. 40, Nr. 2, 1989, S. 185-190). Er verwendet ihn als Sammelbezeichnung für die Arbeiten der Autor_innen Allan Franklin, Ian Hacking und Peter Galison. Ich möchte ihn ausdehnen auf die (später entstandenen) Arbeiten von Nancy Cartwright, David Goding und Deborah Mayo.

tellen Forschungseinheiten in keiner Weise korrespondiert. Wie das Beispiel aus der Biologie belegt, gibt es tatsächlich auch Experimente, die prinzipiell nicht wiederholt werden können.

Insofern ist der oben genannten Sichtweise Folgendes entgegenzuhalten: Da die Unterscheidung zwischen experimentellen und nicht-experimentellen Forschungseinheiten kein Kriterium dafür darstellt, anhand dessen entschieden werden könnte, wann eine Beobachtung die Forderung nach Reproduzierbarkeit erfüllen soll und außerdem auch kein anderes (nicht-triviales) Kriterium dieser Art zur Verfügung steht, erweist sich die Forderung in der genannten Interpretation als wertlos und könnte demnach umgehend verworfen werden.

In der Tat gilt die allgemeine Forderung nach Reproduzierbarkeit aber nicht ohne Grund als eines der wichtigsten methodischen Kriterien – wenn nicht sogar *das* wichtigste methodische Kriterium – der empirischen Wissenschaft überhaupt. Betrachten wir die folgende Formulierung:

(FR) Empirische Befunde müssen (unabhängig) reproduzierbar sein, um für die Wissenschaft irgendeine Relevanz zu besitzen.

Es ist leicht ersichtlich, was die Forderung (FR) bedeutet, da bekannt ist, wozu sie dient. Sie verlangt nichts Geringeres als die intersubjektive »Überprüfbarkeit« aller empirischen Befunde, insofern dieser Ausdruck in einem sehr weiten Sinn verstanden wird.² Dahinter steht der Gedanke, dass Wissenschaft nicht allein auf Vertrauen basieren darf. In diesem Sinne ist FR ein normatives »Grund-Axiom« der empirischen Wissenschaft, das zugleich ein notwendiges (kein hinreichendes!) Kriterium für deren Abgrenzung von anderen kulturellen Aktivitäten darstellt. Eine unmittelbare Folge dieser Allgemeingültigkeit besteht aber darin,

² Eine Ersetzung des Begriffs der Reproduzierbarkeit durch den der Überprüfbarkeit ist nicht zu favorisieren. Zum einen ist »Überprüfbarkeit« ein wissenschaftstheoretischer Terminus technicus, der (ggf.) auf Hypothesen und Theorien angewendet wird und nicht auf Beobachtungen oder empirische Forschungseinheiten. Zum anderen ist es auch aus etymologischer Sicht gerechtfertigt, den Ausdruck »Reproduzierbarkeit« in einem Sinne zu gebrauchen, der über die verbreitete Deutung als gezielte Wiederholbarkeit hinausgeht. Das lateinische Wort »producere«, von dem die Bezeichnung abgeleitet ist, bedeutet nämlich nicht nur »schaffen« und »hervorbringen«, sondern auch »vorführen« und »präsentieren«. Dies entspricht sowohl der Interpretation im Lichte von FR als auch der unten eingeführten Unterscheidung zwischen verschiedenen Graden von Reproduzierbarkeit.

dass es keine empirische Forschungseinheit gibt, für die FR nicht gelten würde. Insbesondere gilt die Forderung also sowohl für experimentelle als auch für nicht-experimentelle Forschungseinheiten.

Gleichwohl muss berücksichtigt werden, dass es tatsächlich verschiedene Kontexte gibt, in denen empirische Forschung betrieben wird. Entsprechend muss »Reproduzierbarkeit« als komplexer Begriff konzipiert werden, für den (mindestens) die folgenden vier *Grade der Reproduzierbarkeit (durch unabhängige Wissenschaftler_innen)* unterschieden werden müssen:

(1) *Nachvollziehbarkeit*

(2) *n-fache Registrierung desselben Phänomens*, mit $n \geq 2$

(3) *n-fache Registrierung analoger Phänomene*, mit $n \geq 2$

(4) *n-fache gezielte Herstellung analoger Phänomene*, mit $n \geq 2$

Zu (1): Im einfachsten Fall ist Reproduzierbarkeit als schlichte Nachvollziehbarkeit einer Datenerhebung (oder -analyse) zu verstehen. Diese lässt sich vor allem durch eine möglichst genaue und neutrale Dokumentation gewährleisten. Die reine Nachvollziehbarkeit betrifft z.B. Forschungskontexte, die sich mit einmaligen, seltenen oder vergangenen Ereignissen beschäftigen, die nur von einem_r einzigen Wissenschaftler_in dokumentiert wurden. Solche Fälle gibt es beispielsweise in der ethnologischen Ritualforschung. Von vielen Ritualen, die heute nicht mehr durchgeführt werden, existieren nur Berichte oder Filmaufnahmen von Einzelpersonen. Für andere Ethnolog_innen haben diese nur dann einen Erkenntniswert, wenn die Dokumentation in Bezug auf den Gegenstand der Forschung gewisse Standards an Genauigkeit und Neutralität erfüllt.

Zu (2): Die Mehrfach-Registrierung ein und desselben Phänomens (durch unabhängige Wissenschaftler_innen) kann das Vertrauen in die Daten erhöhen (z.B. bei Wahlprognosen). Dies ist allerdings nicht unbedingt der Fall. Zum Beispiel kann es vorkommen, dass verschiedenen Forschungsgruppen die gleichen Fehler unterlaufen. Aus diesem Grund gilt es hier weitere Subtypen einzuführen, deren Systematizitätskriterium sich an der Frage der Methoden orientiert.

Zu (3): Während die ersten beiden Grade der Reproduzierbarkeit auch für singuläre Ereignisse oder Effekte gelten können, betrifft die n-fache Registrierung analoger Phänomene nur Typen von Ereignissen oder Effekten, d.h. sie befindet sich auf einem höheren Abstraktionsniveau. Ein Beispiel wäre die Beobachtung verschiedener Sonnenfinsternisse. Be-

sonders relevant ist hier die Frage nach den Hintergrundbedingungen der entsprechenden Beobachtungen, anhand derer sich wiederum diverse Subtypen unterscheiden lassen. Zum Beispiel schafft es mehr Vertrauen, wenn ein Befund nicht nur durch unabhängige Wissenschaftler_innen, sondern auch in unterschiedlichen Laboren bestätigt wird.

Zu (4): Die n-fache gezielte Herstellung analoger Phänomene ist eigentlich ein Spezialfall der n-fachen Registrierung. Sie wird nur deshalb eigens aufgeführt, da die Möglichkeit der gezielten Herstellung eines Ereignisses in Bezug auf das Ausmaß der Kontrolle eine eigenständige Dimension annimmt. Anders als eine Sonnenfinsternis kann zum Beispiel das Schwingen eines Pendels (demonstriert an mindestens zwei verschiedenen Pendeln) gezielt herbeigeführt werden. Dass dadurch die Erforschung des Phänomens ganz wesentlich erleichtert wird, ist offensichtlich.

Die Frage, welcher Grad im Einzelnen erreicht werden sollte, kann anhand der folgenden (normativen) Festlegung (N) entschieden werden:

(N) Es muss eine überzeugende Begründung dafür vorliegen, dass eine gegebene Forschungseinheit irgendeinen der Grade 2-4 nicht erfüllt.

Der erste Grad muss ohnehin stets erfüllt sein und dies gilt offenbar für alle empirischen Grundeinheiten.

Empirische Szenarien und empirische Arrangements

Nun ist es zu klären, wie diese empirischen Grundeinheiten zu charakterisieren sind. Im Folgenden wird von *empirischen Arrangements* und *empirischen Szenarien* gesprochen, je nachdem ob von Token oder Typen die Rede ist.

Die Unterscheidung zwischen Token und Typen geht auf Charles S. Pierce zurück.³ Token sind konkrete Gegenstände, z.B. »genau diesen Apfel, der da draußen gerade vom Baum fällt«, während Typen mehrere konkrete Gegenstände zusammenfassen, z.B. Äpfel. Ausdrücke wie »Apfel« und auch »Experiment« werden in beiden Kontexten verwendet, d.h. sie dienen sowohl zur Kennzeichnung von Token (z.B. »das Michelson-Morley-Experiment von 1881«) als auch von Typen (z.B. »(ein) Michelson-Morley-Expe-

³ Charles S. Pierce: Prolegomena to an Apology for Pragmaticism. In: The Monist, Jg. 16, 1906, S. 492-546.

riment«).⁴ Wenn z.B. davon gesprochen wird, dass ein Experiment(-Typ) reproduzierbar sein soll, ist gemeint, dass bestimmte charakteristische Eigenschaften eines ersten Experiment(-Token)s auch in einem zweiten Fall (und dritten Fall usw.) evozierbar sein sollten. Begriffe, die zur Bezeichnung von Token, ebenso wie zur Bezeichnung von Typen dienen, sind im Alltag meist willkommene Abkürzungen. In der Wissenschaft erfolgt ihre Verwendung u.U. auf Kosten der Präzision. Dies gilt speziell für das Thema der Reproduktion bzw. Reproduzierbarkeit, da Token (im Unterschied zu Typen) in Bezug auf die Grade 3 und 4 per definitionem nicht reproduzierbar sind. Entsprechend muss zwischen *empirischen Arrangements* (Token) und *empirischen Szenarien* (Typen) klar unterschieden werden. Da die empirischen Arrangements als Token die eigentlichen materiellen Grundeinheiten darstellen, gilt es diese im Folgenden zu charakterisieren.

Welcher »Teil« eines Forschungsprozesses als empirisches Arrangement gelten kann und welcher nicht, orientiert sich an der Frage der damit verbundenen Erkenntnis (wobei »Erkenntnis« hier in einem sehr weiten Sinn zu verstehen ist). Die folgende Formulierung (EA) liefert zunächst eine allgemeine Charakterisierung des Begriffs:

(EA) Ein *empirisches Arrangement* ist eine Gesamtheit von Aspekten der empirischen Welt, die im Rahmen der Forschung als Einheit erfahren werden und zwar in Bezug auf ein Ergebnis, dem *irgendeine* wissenschaftlich-empirische Erkenntnis entspricht.⁵

Empirische Arrangements sind also abgeschlossene Einheiten in Bezug auf *irgendeine* wissenschaftlich-empirische Erkenntnis. Dies ist eine mehr oder weniger relative Konzeption. Sie lässt einerseits verschiedene Standpunkte zu und gewährleistet außerdem, dass der Begriff sowohl sehr »kleine« Forschungseinheiten umfasst, wie z.B. einzelne Laborver-

⁴ Streng genommen muss festgestellt werden, dass Begriffe wie der des Experiments innerhalb einer ganzen Hierarchie von Typen eingesetzt werden. So werden nicht nur Klassen gebildet, die gleichartige Token zusammenfassen (was auch immer »gleichartig« im konkreten Fall bedeuten mag), sondern auch Klassen solcher Klassen usw.

⁵ Durch den Bezug zur Erfahrung kommt dem Adjektiv »empirisch« hier besondere Bedeutung zu. »Erfahren« ist dabei keinesfalls mit »Wahrnehmen« zu verwechseln. Nicht alles was ein_e Experimentator_in in ihrer Apparatur wahrnimmt, speist ihren wissenschaftlichen Erfahrungsschatz. Nur ganz bestimmte Aspekte des Wahrnehmungsgefüges erfüllen diese Funktion.

suche, als auch sehr »große«, wie z.B. Experimente, die selbst aus sehr vielen kleinen oder »mittel-großen« Versuchen bestehen und sich über lange Zeiträume erstrecken. Zugleich ist zu beachten, dass nicht alle Aspekte der empirischen Forschung empirische Arrangements darstellen. Einzelne (Teil-)Handlungen, wie z.B. die Beprobung von Böden in der Geologie, fallen für sich genommen noch nicht unter den Begriff, da sie alleine noch keine Erkenntnis schaffen.

Unabhängig von der Frage des Erkenntnisgewinns besitzen empirische Arrangements außerdem eine innere Struktur, die (mindestens) die folgenden vier Arten von Komponenten umfasst:

1. *Eine nicht leere Menge von (Mess-)Instrumenten.* Neben diversen technischen Instrumenten, soll auch der geschulte Wahrnehmungsapparat der Forscher_in als Messinstrument⁶ verstanden werden. Begriffe wie Kalibrieren, Justieren, Ausrichten und Konfigurieren lassen sich im Prinzip übertragen.⁷ Ein zentraler Aspekt der Messung, der oft vernachlässigt wird, ist die Dokumentation des Arrangements. Dazu ist ein Speichermedium erforderlich, z.B. Film, Papier, Festplattenspeicher usw. Im Grenzfall stellt selbst das menschliche Gedächtnis ein (vorübergehendes) Speichermedium dar, z.B. wenn es um die Erinnerungen von Zeitzeugen geht.

⁶ Ich verstehe den Begriff der Messung hier im weiten Sinn, d.h. er umfasst nicht nur komparative und metrische, sondern auch klassifikatorische Zuordnungen.

⁷ Diese Sichtweise könnte der präziseren Ausarbeitung dessen dienen, was Hacking über das »Beobachten als Fertigkeit« schreibt (Ian Hacking: Einführung in die Philosophie der Naturwissenschaften [1983] Stuttgart 1996, hier: S. 299). Die Fähigkeit des Beobachtens hängt für ihn einerseits von der Begabung ab und kann andererseits durch Schulung und Übung gesteigert werden (ders. 1996: S. 279). Ein Beispiel, das Hacking nennt, sind die Beobachtungen Karoline Herschels (der Schwester Wilhelm Herschels), die »vermutlich mehr Kometen entdeckt [hat] als sonst eine historisch verbürgte Person« (ders. 1996: S. 299). Hacking argumentiert in diesem Kontext gegen eine These von Quine, der behauptet, dass Beobachtungen das seien, worüber sich Zeugen einer Sprachgemeinschaft an Ort und Stelle einig sind (ders. 1996: S. 301). Dazu bemerkt Hacking: »In Karoline Herschels Sprachgemeinschaft würde niemand anhand der Beobachtungen einer einzigen Nacht Herschels Meinung über einen neu ermittelten Kometen bejahen oder bestreiten. Die nötige Fertigkeit besaßen nur sie selbst und in geringerem Maße auch ihr Bruder Wilhelm.« (Ders. 1996: S. 301) Ein weiteres Beispiel, das Hacking zur Unterstützung seiner These anführt, ist das Sehen durch Mikroskope: »[...]Nicht durch bloßes Hinschauen, sondern durch aktives Handeln lernt man etwas durch ein Mikroskop sehen.« (Ders. 1996: S. 315)

2. *Eine nicht leere Menge von Objekten*⁸ (i. S. v. »Gegenständen der Aufmerksamkeit«). Von »Versuchsobjekten« oder »Untersuchungsobjekten« sollte auf dieser allgemeinen Ebene nicht gesprochen werden. Es gibt empirische Arrangements, bei denen es sich nicht im eigentlichen Sinne um Versuche bzw. Untersuchungen handelt. Ein Beispiel (für beide Fälle) sind die zufälligen Arrangements (z.B. Bartholins Entdeckung der Doppelbrechung im isländischen Kalkspat im Jahre 1689, die für die Entwicklung der Optik bis 1800 von großer Bedeutung war).⁹ Ferner sollte erwähnt werden, dass die Objekte eines empirischen Arrangements nicht notwendigerweise den eigentlichen Gegenstand der Forschung darstellen. Dies gilt insbesondere für Simulationen. Wenn z.B. die Wirkung eines Medikaments auf den Menschen in Tierversuchen simuliert wird, ist das Objekt des jeweiligen Arrangements nicht der Mensch (der den eigentlichen Gegenstand der Forschung darstellt), sondern das/die entsprechende/n Versuchstier/e.
3. *Eine nicht leere Menge von Befunden oder Ergebnissen*. Das sind die »Tatsachen«, d.h. in der Regel die (Mess-)Daten. Was die allgemeinste Ebene betrifft, bevorzuge ich es, von Befunden oder Ergebnissen zu sprechen und nicht von »Resultaten«, da der Begriff des Resultats eine gezielte Handlung voraussetzt, die im Fall der zufälligen Arrangements nicht gegeben ist. Daneben ist speziell zu erwähnen, dass auch »negative« Befunde oder Ergebnisse im Sinne eines »Misslingens« nicht ausgeschlossen werden dürfen, insofern damit ein Erkenntnisgewinn verbunden ist. Damit kann ein empirisches Arrangement per definitionem nicht vollständig fehlschlagen.¹⁰
4. *Eine nicht leere Menge von Methoden*. Das sind die empirischen (Untersuchungs-)Verfahren: die »Taten«, die zu den Tatsachen führen. Die un-

⁸ Dabei handelt es sich nicht zwangsläufig um materielle Gegenstände. Die Objekte, um die es hier geht, können überaus abstrakt sein. Zum Beispiel kann es sich um Strukturen, Verhaltensweisen, Wirkungen, Diskurse usw. handeln.

⁹ Das Beispiel ist von Hacking übernommen (Ian Hacking: Einführung in die Philosophie der Naturwissenschaften [1983], Stuttgart 1996, hier: S. 260-261).

¹⁰ In manchen Kontexten kann es dennoch sinnvoll sein, von einem vollständigen Fehlschlagen zu sprechen. Um dies zu berücksichtigen, kann der allgemeinere Begriff eines *Forschungsarrangements* eingeführt werden, wobei die Forderung nach einem Erkenntnisgewinn durch das bloße Ziel eines solchen disjunktiv ergänzt wird: (FA) Ein *Forschungsarrangement* ist eine Gesamtheit von Aspekten der empirischen Welt, die im Rahmen der Forschung als Einheit erfahren werden und zwar in Bezug auf ein Ergebnis, dem (irgendeine) wissenschaftlich-empirische Erkenntnis entspricht oder in Bezug auf das Ziel (irgend)einer wissenschaftlich-empirischen Erkenntnis.

mittelbare Anwendung von Methoden erfolgt zwar in aller Regel, nicht aber notwendigerweise, bewusst, geplant oder aktiv. Auch dies belegt das Beispiel der zufälligen Arrangements.

Nachdem nun der Begriff des empirischen Arrangements sowohl im Allgemeinen (durch EA) als auch im Speziellen (durch die vier Arten von Strukturkomponenten) charakterisiert wurde, möchte ich erneut darauf hinweisen, dass die empirischen Arrangements die konkreten materiellen Grundeinheiten der empirischen Forschung (als Token) darstellen und daher im Sinne der Grade 3 und 4 (per definitionem) nicht reproduzierbar sind.

Die Gegenstände einer allgemeinen Theorie der Reproduktionsmechanismen sind also nicht die empirischen Arrangements, sondern die *empirischen Szenarien*, wobei Letztere als Typen der ersten zu verstehen sind.

Beispiele für allgemeine Reproduktionsmechanismen

Im Folgenden soll den Leser_innen dieses Textes ein Einblick in den Hauptgegenstand meiner Forschung gewährt werden. Wie bereits angedeutet wurde, beschäftigt sich meine Arbeit mit allgemeinen Reproduktionsmechanismen für empirische Szenarien, oder um an dieser Stelle noch etwas präziser zu sein, mit den allgemeinen Mechanismen der (Ver-)Vielältigung derselben, da der zentrale Punkt nicht in der Reihenfolge ihres Auftretens in der Zeit besteht, sondern in der n-fachen Beobachtung oder Registrierung.

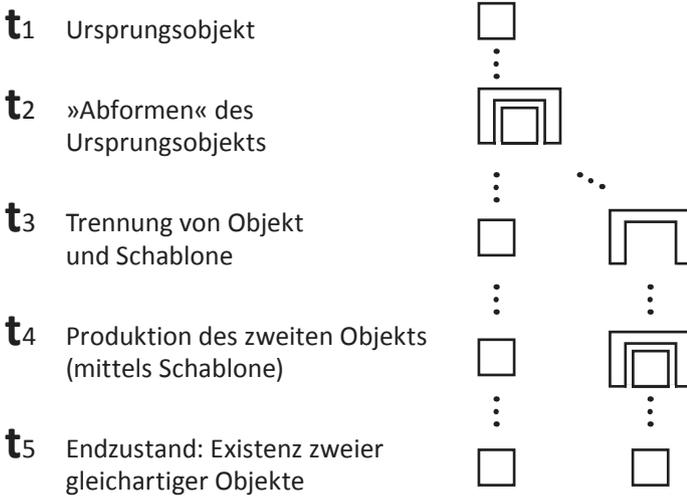
Die entsprechende Theorie wird innerhalb eines ziemlich technischen Formalismus entwickelt, der hier aus Platzgründen nicht dargestellt werden kann. Stattdessen beschränkt sich dieser Text auf die grafische Darstellung dreier Beispiele.

Gleichwohl erscheint es angebracht darauf hinzuweisen, dass die entwickelte Theorie, insofern sie eben in erster Instanz formal konzipiert ist, nicht nur auf Beobachtungen bzw. empirische Szenarien angewendet werden kann, sondern auch auf beliebige andere Entitäten, z.B. auf die Replikation von Genen, auf die Warenproduktion und selbst auf die Analyse von Kunstwerken.

Insofern hat meine Forschung für die Wissenschaft einen Wert, der über die allgemeine Wissenschaftstheorie hinausgeht.

Da die Theorie als Ganzes sehr komplex ist, beschränke ich mich im Wesentlichen auf »echte« (Ver-)Doppelungsmechanismen, d.h. (Ver-)Dreifachungen, (Ver-)Vierfachungen usw. (die zwar auch Doppelungsmecha-

Abbildung 1



nismen darstellen, aber eben keine »echten«) werden vernachlässigt. Insbesondere gilt dies auch für die drei folgenden Beispiele.

(i) Schablonen-Mechanismus

Der erste Mechanismus, der hier vorgestellt werden soll, wird im Folgenden als Schablonen-Mechanismus bezeichnet (siehe Abb. 1). Er besteht aus einer Folge von mindestens fünf Zeitpunkten oder Zuständen t_1 bis t_5 . Zum Zeitpunkt t_1 existiert ein *Objekt* im Sinne der Theorie (z. B. eine Beobachtung oder ein empirisches Arrangement), das die so genannten *spezifischen Eigenschaften* aufweist. Das sind die Eigenschaften, die es zu reproduzieren gilt. In sämtlichen Abbildungen werden solche *spezifischen Objekte* durch die Quadrat-Form repräsentiert. Zum Zeitpunkt t_2 ist eine Schablone entstanden. Die Eigenschaften des spezifischen Objekts wurden »abgeformt«. Anschließend, in t_3 , werden Objekt und Schablone wieder getrennt. Der entscheidende Schritt besteht in der Produktion eines zweiten spezifischen Objekts, die zum Zeitpunkt t_4 bereits fast beendet ist. Schablone und Objekt müssen bloß noch getrennt werden. Zum Zeitpunkt t_5 liegen schließlich zwei spezifische Objekte vor. Dieser allgemeine Mechanismus ist ein Standardfall der Reproduktion. Unter ihn fallen zahlreiche konkrete Mechanismen, sowohl in der »Alltagswelt« als auch in der Wissenschaft. Einfache Fälle sind die industri-

elle Warenproduktion, das Kopieren von beschriebenem Papier, das Ein-scannen und Ausdrucken usw. Die Beispiele machen deutlich, dass die »Schablonen« auch sehr abstrakt und komplex sein können. Statt von Schablonen kann auch von »Matrizen« gesprochen werden. Die Praxis der empirischen Wissenschaften ist überfüllt von Matrizen. (Mess-)Instrumente, Arrangements von (Mess-)Instrumenten (ggf. zusammen mit bestimmten Aufzeichnungen) oder auch vollständige empirische Arrangements können als komplexe Matrizen funktionieren.

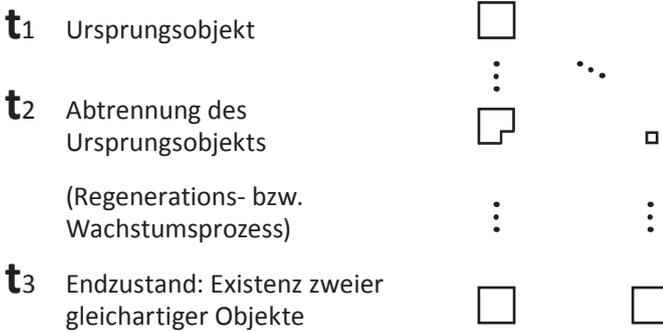
Ein einfaches Beispiel ist das folgende Szenario zur Massenmessung mithilfe von Balkenwaagen: Zustand t_1 symbolisiert das bloße Vorhandensein eines ersten Objekts o_1 , dessen Masse noch unbekannt ist. In Zustand t_2 wird seine Masse bestimmt, indem es auf eine der beiden Waagschalen gelegt und die zweite Waagschale so lange mit Gewichten bestückt wird, bis sich beide auf gleicher Höhe befinden. In Zustand t_3 sind Objekt o_1 und Waage wieder getrennt. Die Gegengewichte verbleiben jedoch in der zweiten Waagschale. Zusammen mit der Balkenwaage bilden sie eine Einheit, die als Schablone oder Matrize zur Herstellung eines weiteren Objekts o_2 verwendet werden kann, dessen Masse mit der von o_1 identisch ist. Dies geschieht in Zustand t_4 , z.B. durch das Verknüpfen mehrerer Objekte, die weniger Gewicht haben als o_1 . Befinden sich beide Waagschalen erneut auf gleicher Höhe, kann das Objekt o_2 von der Balkenwaage getrennt werden. Im Endzustand t_5 existieren schließlich zwei Objekte mit identischer Masse.

Ein anderes Beispiel (diesmal aus dem nicht-experimentellen Bereich) ist die wiederholte Beobachtung einer Sonnenfinsternis. Die Matrize ist hier sehr abstrakt. Sie besteht aus den Daten bzgl. der ersten Finsternis, den Theorien, die zur Berechnung von Zeit, Ort etc. notwendig sind, aus der Berechnung selbst, den Instrumenten, mit denen sie durchgeführt wird, und den materiellen Gegenständen (Fernrohr, Computer, menschlicher Beobachter etc.), die zur Beobachtung benötigt werden.

(ii) Selbst-Reproduktions-Mechanismus

Der Selbstreproduktions-Mechanismus umfasst Prozesse, deren Erfolg von den selbst-reproduktiven Eigenschaften des betrachteten Systems abhängt (siehe Abb. 2 auf der folgenden Seite). Beispiele finden sich etwa im Bereich der Medizin oder Biologie. Betrachten wir das folgende Szenario: In einem medizinischen Labor kommt es zu einer kaum spezifizierbaren und bisher unerklärliche Beobachtung b_1 (z.B. rote Streifen o.Ä.) an einer Zellkultur z_1 bei einer konstanten Größe g_1 in einer Petrischale p_1 (das System $[z_1, p_1, g_1, b_1]$ entspricht dem Quadrat in der Abbil-

Abbildung 2

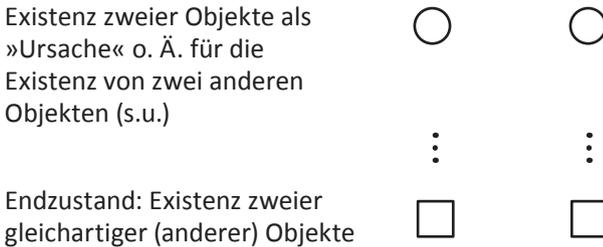


derung zum Zeitpunkt t_1). Um die Beobachtung näher erforschen zu können, soll eine simultane Betrachtung des entsprechenden Ereignisses in zwei verschiedenen Petrischalen durchgeführt werden. Dazu wird zunächst ein Teil der Zellen von p_1 in eine neue Petrischale p_2 übertragen (t_2). Dann wird der Zeitpunkt abgewartet, zu dem beide die Größe g_1 erreicht haben, bei der die gesuchte Beobachtung in beiden Zellkulturen auftritt (t_3).

(iii) Anlass-bezogener Mechanismus

Der Anlass-bezogene Mechanismus (siehe Abb. 3) unterscheidet sich von den anderen beiden darin, dass er (bestimmte) Fälle beschreibt, bei denen die beiden spezifischen Objekte unabhängig voneinander entstehen. Für diesen Mechanismus ist es charakteristisch, dass die beiden Objekte (als solche) aufgrund von gleichen »Ursachen« oder »Anlässen« entstehen. (In der Abbildung sind Letztere als Kreise dargestellt.) Diese Ursachen oder Anlässe können u.U. sehr abstrakt sein wie das folgende Beispiel aus der Ethnologie zeigt: Angenommen eine Ethnologin stößt auf den Mythos einer nahezu unerforschten Kultur, den sie in zwei sehr ähnlichen Varianten vorfindet. Variante 1 wird in Region 1 erzählt, Variante 2 in Region 2, wobei zwischen den Regionen 1 und 2 seit geraumer Zeit kein kultureller Austausch mehr besteht. In beiden Varianten besagt der Mythos, dass es zu einer bestimmten Jahreszeit erforderlich ist, ein spezielles Ritual durchzuführen (z.B. um die Ernte sicherzustellen). Die Ethnologin hat allerdings keine Informationen darüber, ob das Ritual tatsächlich durchgeführt wird. Zudem lässt eine mögliche Beobachtung des Rituals in einer der beiden Regionen keine Rückschlüsse auf die andere Region zu. Gelingt es nun der

Abbildung 3



Ethnologin, das Ritual in beiden Regionen zu beobachten, ist das Schema in Abb. 3 erfüllt. Die »Ursache« bzw. der Anlass für die Durchführung wäre in beiden Fällen das Vorliegen des alten Mythos. Die beiden Varianten des Mythos entsprächen damit den beiden Kreisen in Abb. 3, während das Quadrat hier jeweils als Durchführung des Rituals zu deuten ist.

Zusammenfassung und Ausblick

Zunächst konnte gezeigt werden, dass die Forderung nach Reproduzierbarkeit für alle empirischen Szenarien gilt bzw. gelten sollte. Dazu ist es erforderlich, *Reproduzierbarkeit* als komplexen Begriff zu verstehen, der mindestens die eingeführten vier Grade umfasst. Ferner war es nötig, den Begriff des empirischen Szenarios bzw. empirischen Arrangements zu charakterisieren.

Die eingeführten Begriffspaare, d.h. Reproduktion und Reproduzierbarkeit, sowie empirisches Arrangement und empirisches Szenario, liefern die wissenschaftstheoretische Grundlage für die Entwicklung einer Theorie der Reproduktionsmechanismen, für die drei schematische Beispiele angegeben wurden. Diese Darstellung liefert die Grundlage für den weiteren Verlauf meiner Arbeit, der sich mit der Reproduktion empirischer Szenarien beschäftigt, die nicht oder noch nicht hinreichend genau beschrieben sind (z.B. durch wissenschaftliche Theorien). Von spezieller Relevanz ist dabei der Einfluss dieser mehr oder weniger »blinden« Reproduktionen auf die Entstehung und (frühe) Entwicklung wissenschaftlicher Konzepte. Ferner wird argumentiert, dass sowohl die Theorie der Reproduktionsmechanismen für sich genommen als auch die betrachteten begriffsdynamischen Prozesse nur im Rahmen einer holistischen Semantik adäquat repräsentiert werden können.

Cristof Judenau

›Objektivität‹ und ›Logik‹ in den Sozialwissenschaften

Vor etwa 100 Jahren verhandelten der Verein für Socialpolitik (VfS) sowie die hieraus sich neu gegründete Deutsche Gesellschaft für Soziologie (DGS) quasi an der Wiege ihrer institutionellen Geburt in Deutschland das Problem der Werturteilsfreiheit und der Objektivität in der Nationalökonomie bzw. den Sozialwissenschaften. Mit dem Namen Max Webers und dessen Forderung nach unbedingter Werturteilsfreiheit wird seitdem ein unantastbarer und zugleich leicht einprägsamer Grundsatzartikel für die Verfassung der Wissenschaften instanziiert. Eine griffige Interpretation des ›Postulats‹ ist Bestandteil unter anderem sämtlicher Handbücher quantitativer empirischer Sozialforschung wie auch unzähliger Lehrbücher der Volkswirtschaftslehre und hilft dort dem Selbstverständnis der Auszubildenden mit der Beteuerung auf die Beine, bei aller vielfältigen Eingebundenheit in Gesellschaft fein säuberlich alle Störfaktoren, alle *bias* kontrollieren und daher bei Zurückstellung persönlicher oder politischer Einstellungen zu Recht das Prädikat der Wissenschaftlichkeit und die Exklusivrechte am Wahrheits-Code (gegenüber dem Alltagswissen, Glauben oder aller Ideologie) reklamieren zu können. Die ›moderne‹ analytische Wissenschaftstheorie interpretiert und fixiert die komplexe Problematik des Verhältnisses von Theorie und Praxis, von Genesis und Geltung sozialwissenschaftlicher Erkenntnisse dann dergestalt, als handle es sich beim Werturteilspostulat Webers gleichsam um das, was schon Hume als naturalistischen Fehlschluss ausgewiesen hätte.¹ Die gesamte Problematik gilt damit als ›gelöst‹.

Demnach enthalte sich die Wissenschaft aller Beurteilung sowie Kritik gesellschaftlicher Werte, Zwecke und Institutionen, könne aber unter Rückgriff auf nomologisches Wissen Wirkungszusammenhänge neutral erklären und somit über optionale Mittel sowie zu erwartende Folgen

¹ Vgl. u.a. Gerhard Schurz: Einführung in die Wissenschaftstheorie. 3. Aufl., Darmstadt 2011. Schurz schließt sich der Interpretation des Werturteilspostulats durch den Kritischen Rationalismus, insbesondere dessen evolutionistischer Fundierung, an. Aus Raumgründen wird im Weiteren auf Quellenhinweise, wo dies möglich ist, verzichtet.

und Kosten einer gegebenen Zielsetzung aufklären. Auf diese wissenschaftstheoretischen Nachweise der ›Reinheit‹ des Begründungszusammenhangs wirken regelmäßige Anläufe unterschiedlicher Provenienz störend, die allesamt mehr oder weniger wissenssoziologisch ausgerichtet sind und in denen die rein formale Bestimmung des Verhältnisses von Genesis und Geltung einer Erkenntnis problematisiert wird.² Je stärker dabei die Ablehnung des rein formalen Geltungsnachweises, umso eher nehmen diese Ansätze im Feld der Sozialwissenschaften eine heterodoxe Position ein. Der Dualismus von wissenschaftstheoretischen und -soziologischen Unternehmungen, der Streit zwischen formaler und materialer (historischer) Analyse von Geltungsbedingungen, hinter dem nicht selten derjenige zwischen einem zyklischen oder diskontinuierlichen und demjenigen Modell kumulativen Wissenszuwachses steht, offenbart die strukturelle Verankerung des Problems mindestens seit Herausbildung der modernen Sozialwissenschaften.³ Der historische Ausbruch offen ausgetragener Auseinandersetzungen⁴ muss dabei nicht allein, wie oft behauptet, als Ausdruck einer Krise der jeweiligen Disziplin verstanden werden, sondern hängt vielmehr mit institutionellen Wandlungsprozessen und damit verbundenen hegemonialen Kämpfen innerhalb der Wissenschaftspolitik und der Gesellschaft insgesamt zusammen.⁵ In derlei Debatten standen weniger einzelne Methoden, als vielmehr ein dahinter stehendes Selbstverständnis hinsichtlich Sinn und Zweck der Sozialwissenschaften zur Disposition. In der üblichen Rede

² Zu unterscheiden sind dabei substantiell kritische Ansätze (wie Marxistische Ideologie- und Wissenschaftstheorie, Kritische Theorie, feministische Wissenschaftstheorie oder die Soziologie Bourdieus), die frühe Wissenssoziologie, die eher reformorientierte Postanalytische Wissenschaftstheorie (die unter den hier genannten Strömungen sicherlich am wenigstens der Wissenssoziologie zuzurechnen ist), neuere Diskursanalytische oder Soziale Epistemologie, um nur einige aufzuführen.

³ Dieser ›Meta‹-Streit selbst handelt von dem, worum es auch den einzelnen konkreten Auseinandersetzungen geht: der Bestimmung des Verhältnisses von Theorie (Modell) zur Geschichte und beider zur Praxis bzw. Anwendung.

⁴ Berühmt geworden sind vor allem der ökonomische Methodenstreit 1883/84, die Methodendebatte der Geschichtswissenschaften um 1900 (bzw. schon ab den 1860er Jahren), der Werturteilsstreit ab 1909 oder der Positivismusstreit in den 1960er Jahren. Auch die marxistischen Debatten, beispielweise im Revisionismusstreit, müssen hierzu gezählt werden.

⁵ So fällt der Methodenstreit der 1880er Jahre in eine Phase erstmaligen internationalen Erfolgs der deutschen Nationalökonomie, der Positivismusstreit in eine Zeit institutionellen Ausbaus, mithin eines Aufschwungs der Sozialwissenschaften und insbesondere der Soziologie.

von ›Methoden‹debatten offenbart sich mithin der Versuch einer logischen Formalisierung von etwas, was sich diesem Versuch prinzipiell entziehen muss.

Auf die Vorgeschichte der Auseinandersetzungen kann an dieser Stelle freilich nur hochgradig selektiv eingegangen werden (1). Eine bis heute umstrittene, aber eben auch zentrale Rolle in der Verhältnisbestimmung sozialwissenschaftlicher Theorie und Praxis nimmt Max Weber ein. Dass dessen einschlägige Aussagen zur Werturteilsproblematik weder unproblematisch noch widerspruchsfrei sind, ist Folge einer von ihm bemühten Synthese heterogener sozialwissenschaftlicher Erkenntnisprogramme und damit -interessen (2). Die Ambivalenz seiner Position wird ein halbes Jahrhundert später im Positivismusstreit nochmals deutlich, eine vermeintlich klare Zuordnung Webers zum Kritischen Rationalismus damit zugleich fraglich (3).

(1) In der Philosophiegeschichte sind Beispiele berühmter (impliziter) methodologischer Grundsatzdifferenzen der Streit zwischen Rationalismus und Empirismus oder Idealismus und Realismus. Insbesondere in der politischen Philosophie wird deutlich, wie sehr hinter vermeintlich rein methodologischen Fragen politische Differenzen standen. Kontrovers war nicht allein eine bestimmte Methode, sondern der Erkenntnisanspruch darauf, was die Natur und rechtmäßige Verfassung von Staat, Gesellschaft und Religion sei, inwiefern hierfür die Geschichte legitimierend herangezogen werden oder man sich auf Vernunftwahrheiten berufen müsse. Mit zunehmender ›Modernisierung‹ der Gesellschaften geraten ordnungspolitische oder gouvernementale Probleme ins Zentrum der Auseinandersetzungen in politischer Philosophie und Gesellschaftstheorie. Methodologische Probleme bilden quasi den manifesten Ausdruck allgemeiner politischer Probleme und tauchen auf, sobald mit dem Anspruch auf Wahrheit bzw. Wissenschaft Geschichte und Gesellschaft deren ›Natur‹ zu erklären, herzuleiten und in der Regel auch konkrete Ausformungen bestimmter Institutionen oder Interpretationen einzelner Ideen zu (de-)legitimieren versucht werden. Comte und Hegel bilden jeweils zwei Formen früher ›Wissenssoziologie‹, im Rahmen derer noch der Zusammenhang konkurrierender theoretischer *und* praktischer Geltungsansprüche, freilich selbst wiederum mit dem Anspruch auf ein Mehr an Geltung und Neutralität, gewahrt zu werden versucht wird.

Mit der Entwicklung der Wissenschaften und dem Statuswandel der Philosophie im 19. Jahrhundert hat das Streitobjekt der Methoden-debatte unterschiedliche Formen angenommen. Die Staats- und Sozialwissenschaften – Geschichtswissenschaften, Jurisprudenz und National-

ökonomie – verhandelten unter der Trias von Theorie-Geschichte-Praxis, was sich in der deutschsprachigen Philosophie Wahrheit-Geschichte-Vernunft nannte.⁶ Beide (Staatswissenschaften und Philosophie) hängen freilich eng zusammen. Hinter den Auseinandersetzungen über das jeweils angemessene Verhältnis von Theorie, Geschichte und Praxis standen nicht nur konkurrierende Ansprüche darauf, was Vernunft und Wahrheit (in Gesellschaft und Geschichte) seien (sollten), sondern ebenso divergierende Bildungsansprüche bzw. hegemoniale Definitionskämpfe bezüglich dessen, was Aufgabe und Sinn der eigenen Wirklichkeitserkenntnis sei. Veranschaulichen lässt sich dies an den in der Politischen sowie in der Nationalökonomie geführten Auseinandersetzungen, die spätestens im zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts einsetzten.

In der englischen Ökonomie sah sich die neue Schule um David Ricardo, deren Propaganda für den Freihandel und Kritik an staatlicher Sozialpolitik im Zusammenhang mit ihren axiomatischen Vernunftwahrheiten betrachtet wurde, einer doppelten Kritik ausgesetzt: theoretisch wurde den axiomatischen-deduktiven Wahrheiten samt den daraus abgeleiteten praktischen Folgerungen sowohl von historischer (Malthus, Richard Jones) als auch statistischer Seite aus Zweifel entgegengebracht. Diese noch im Geiste der liberalen Politischen Ökonomie verfassten Korrekturen waren nun aber selbst teilweise den unbeabsichtigten Instrumentalisierungen und daraus folgenden öffentlichen Delegitimierungen der Lehre vonseiten der Frühsozialisten geschuldet. Deren aus der ›reinen‹ Theorie geschlussfolgerten praktischen Folgerungen (›natürlicher‹ Lohn, ›ungerechte‹ arbeitslose Einkommen)⁷ provozierten schon früh die Ökonomen, die beteuerten, dass aus der Theorie keine normativen Urteile abzuleiten seien – um sogleich nachzulegen, dass sich eine rationale Politik an die Einsichten ihrer (der liberalen Ökonomen) Wissenschaft zu richten hätte. John Stuart Mill wird schließlich mit den Mitteln der ›Logik‹ die spezifische Art der Wissenschaftlichkeit der *moral*

⁶ Nicht zufällig trägt ein Buch aus der (post-)analytischen Wissenschaftstheorie, das sich explizit dem Thema des Verhältnisses von Tatsachen und Werten widmet, wieder diesen Titel. Hilary Putnam: Vernunft, Wahrheit und Geschichte, Frankfurt am Main 1982.

⁷ So vor allem das Werk von Thomas Hodgskin, der 1825 als Ricardo-Sozialist eine Erweiterung der Politischen Ökonomie zur *social science* forderte. Von hier an wird den Sozialwissenschaften bzw. der Soziologie für über ein Jahrhundert immer wieder der Vorwurf entgegengehalten, sie seien letztlich aufgrund ihres Organisations- und Planungsdenkens sozialistische Wissenschaften.

sciences unter Beweis stellen und kompromissbereit (in Anlehnung an Comte) einmal abstrakte, deduktive Theorie als auch historisch-vergleichende Methode zu ihrem Recht verhelfen. Indem er der ›natürlichen‹ Sphäre der Produktion diejenige der Verteilung gegenüberstellte, in der über Lohnkampf und Rechtsetzung auszuhandelnde Interventionen möglich seien, wird er den politisch-praktischen Ansprüchen der Sozialisten gerecht werden.

Die Neusystematisierung des jeweiligen Verhältnisses von Theorie, Geschichte und Praxis wird auch Carl Menger ein Vierteljahrhundert später als seinen initialen Klärungsbeitrag zum Methodenstreit mit der Historischen Schule der Nationalökonomie einbringen. Diesem Methodenging nicht nur ein Gelehrtenstreit über Rolle und Funktion der zuvor noch randständigeren Disziplin in den 1870er Jahren,⁸ sondern vor allem ein selbst eindeutig politisch motivierter Streit zwischen historischer und philosophischer Methode in den Rechts- und Geschichtswissenschaften voran,⁹ der sodann ab den 1840er Jahren in die Nationalökonomie übertragen wurde. Parallel zur Entwicklung und dem Ausbau der politisch umkämpften deutschen Nationalökonomie entwickelte sich durch den Einfluss von Positivismus, Naturalismus und Materialismus das Bedürfnis einer Konsolidierung der eigenen, spezifisch historischen Erkenntnisweisen, was zu einer Dauerreflexion über die Methodologie der historischen Wissenschaften bis hin zum Lamprecht-Streit um 1900 und unter anderem zu Webers Ausführungen führte.

(2) Max Webers Position im Werturteilsstreit ist wie sein gesamtes Werk aus theoretischen und praktischen Vermittlungsbestrebungen zu verstehen, wie sie schon für seine Vorgänger-Generationen aus dem sozialliberalen Milieu typisch waren. Die divergierenden Paradigmen, die Eingang in sein Denken gefunden haben, bewirkten, dass es wirkungsgeschichtlich in unterschiedliche Richtungen hin ausgelegt werden konnte. Hinsichtlich der Annäherungen von Historismus und Positivismus konnte er auf die bereits unternommenen Versuche des Neukantianismus (und begrenzter Diltheys)¹⁰ zurückgreifen. In der Nationalökonomie wich der

⁸ Auf dessen Höhepunkt 1874/75 die Auseinandersetzung Gustav von Schmollers mit Heinrich Treitschke stand.

⁹ Erinnerung sei nur an die Debatte zwischen Historischer Rechtsschule und Hegel nach 1815 oder um die nicht minder politisch motivierten Vermittlungsbemühungen der frühen Methodologen der Geschichtswissenschaft (Ranke).

¹⁰ Bei allen Differenzen teilen Weber und der Neukantianismus mit Dilthey das Anliegen, ein historisches Erkenntnisinteresse unter Anerkennung positivistischer Wissensansprüche zu begründen.

sich im Methodenstreit der 1870/80er Jahre klar abzeichnende Frontverlauf zwischen rationalistischer (Neoklassik) und historischer Theorie einer Atmosphäre der Versöhnung, sodass Weber auch hier auf erste Synthese-Versuche zurückgreifen konnte.¹¹ Lediglich das Bemühen um eine stärkere Integration eines bisher ausgeschlossenen¹² dritten Paradigmas (dem Marxismus) stieß seinerzeit in der älteren Generation selten auf Gegenliebe, galt doch die Klassik (damit Liberalismus und Marxismus gleichermaßen) in der ökonomischen Theorie wie auch in der Praxis um 1900 als endgültig erledigt. Die jüngere Generation (der soziologischen Gründerväter) war daher eher an einer sozialwissenschaftlichen Integration des Marxismus interessiert und nahm dessen herrschafts- wie auch kulturkritischen Aspekte ernster. Hieraus entwickelte sich dann, zusätzlich zum mehr oder weniger auf Eis gelegten Methodender so genannte Werturteilsstreit zu Beginn des neuen Jahrhunderts.

Trotz aller Vermittlungsbemühungen steht Webers Werk insgesamt fest in der Tradition der Historischen Schule bzw. im Historismus allgemein, das heißt auch ihm liegt vor allem an der Erweiterung historischer Kenntnisse im Dienste politischer Urteilsfindung. Schon der Neukantianismus (besonders Rickerts), auf den Weber sich beruft, war allen voran ein Projekt zur Verteidigung antipositivistischer Erkenntnisinteressen. Gleichfalls hielt Weber an den Grundansichten der Historischen Schule, das heißt an der Erweiterung der Nationalökonomie zur Sozial- oder zur Kulturwissenschaft fest. Webers historisch-vergleichendes Vorgehen, die Analyse wirtschaftlicher im Verhältnis zu anderen gesellschaftlichen, eben den ›ethischen‹ Faktoren bezeugen, trotz aller Kritik, die er üben wird, auf das Deutlichste seine Treue zu diesem Erkenntnisprogramm.¹³ Folgerichtig hegte er an der Existenz von quasi natürlichen Gesetzmä-

¹¹ Konkret vor allem auf das um 1900 schon zum Standardwerk avancierte Lehrbuch der Politischen Ökonomie von Eugen von Philippovich, auf das Weber in Ausarbeitung seiner eigenen nationalökonomischen Position zurückgriff. Daneben war vor allem das Werk Heinrich Dietzels von Bedeutung.

¹² Ausgeschlossen, insofern weder in den Geschichtswissenschaften noch der Nationalökonomie ein Marxist an den methodologischen Auseinandersetzungen im 19. Jahrhundert teilgenommen hatte. Dabei spielte in beiden Fällen die ›marxistische Herausforderung‹ eine große Rolle.

¹³ Auch die Historische Schule lehnte keineswegs generell kausale oder ›theoretische‹ Erklärungen gesellschaftlichen Handelns ab (vgl. Schmoller, Brentano oder Wagner). Dies muss gegenüber dem Vorurteil, Karl Knies' Methodologie (damit die Herausnahme spezifisch kultureller Momente wie das der Persönlichkeit, des Handelns etc. aus der Kausalanalyse) sei auch für die Jüngere Historische Schule maßgebend, in Erinnerung gerufen werden. Weber war Reformator, nicht Kritiker des

ßigkeiten im Gesellschaftsleben allergrößten Zweifel. Es finden sich in seinem Werk keine Fälle der Anwendung oder gar der Verifizierung von Gesetzen oder Hypothesen. Die in der Klassik exponierten Gesetzmäßigkeiten werden negiert oder zumindest stark relativiert, und die neoklassischen exakten Theorien betrachtet er als unwirkliche und lediglich fingierte Zusammenhänge, als Erkenntnismittel und nicht wesenhafte reale Strukturen. Freilich bestreitet Weber nicht bestehende Regelmäßigkeiten und typische Erscheinungen im Gesellschaftsleben, er interessiert sich aber, wieder im Geiste der Jüngerer Historischen Schule, eher für generelle, aus dem historisch-kulturellen Vergleich gewonnene strukturelle soziale Erscheinungen; vermeintlich soziale Gesetze, die auf psychologischen, mithin »natürlichen« Grundlagen ruhen (wie in der frühen französischen Massenpsychologie oder eben der (Neo-)Klassik unterstellt), werden kategorisch aus dem Bereich möglicher Erkenntnisinteressen ausgeschlossen. Über den Historismus hinaus nimmt Weber sodann die Herausforderung des Historischen Materialismus ernster, Werte, Ideen und Kultur allgemein nicht losgelöst von materiellen Interessen und institutionellen Voraussetzungen zu untersuchen.

Dass Gesetzeskenntnis nicht Zweck der Sozialwissenschaften sei, lässt sich Weber vom Neukantianismus insbesondere Rickerts bestätigen, der nur erneut »logisch« kodifiziert, was im Historismus bzw. in der Historischen Schule material entwickelt wurde. Vom Neukantianismus übernimmt Weber das für die Werturteilsdiskussion zentrale Theorem des Wertbezugs aller kulturwissenschaftlichen Erkenntnis sowie die Unterscheidung von theoretischem Wertbezug und praktischem Werturteil. Damit war einmal ein gegenüber den Naturwissenschaften spezifischer Modus der Begriffsbildung, mithin der Methodologie behauptet (Wertbezug), zugleich aber auch das Versprechen geliefert, weiterhin neutrale Wissenschaft zu betreiben. Praktischer Sinn dieser Unterscheidung war in sozialphilosophischer und ideologischer Hinsicht vor allem auch, nicht nur eine Sphäre der (»logischen«) Geltung von derjenigen der Wirklichkeit, sondern auch eine solche höhere Kultur von »niederer« Naturhaftigkeit zu scheiden.¹⁴ Die Wissenschaftstheorie Rickerts war damit alles

Historismus, wenn er sich (mit Rickert) unter anderem der Problematik der Geltung historischer Erkenntnisse bewusst war.

¹⁴ Hier greift der Neukantianismus auf das populäre Werk Friedrich Albert Langes zurück. Man suchte den progressiven Wissenschaften (damit dem Materialismus), zugleich aber auch dem Bedürfnis nach Legitimation und Geltung (der eigenen Religion, Ideale etc.) gerecht zu werden, wozu eine Einschränkung radikal-demokratischer wie auch atheistischer Gesinnungen erforderlich war. Hinzu

andere als rein formal oder deskriptiv.¹⁵ Staat, Religion, Kultur oder bestehende Formen der Sittlichkeit konnten und sollten nicht einfach positivistisch oder historisch materialistisch ›aufgelöst‹ werden, sie galten in dem Sinne, dass ihre allgemeine Anerkennung vorausgesetzt sei. Auf diese Prämisse der Allgemeingültigkeit verzichtet Weber und setzt ihr (marxistisch und nietzscheanisch inspiriert) die notwendige Pluralität und Heterogenität von Wertbezügen in den Sozialwissenschaften wie auch im gesellschaftlichen Handeln insgesamt entgegen. Die ›allgemeinen Kulturwerte‹ geraten ihm unter der historisch-soziologischen Perspektive zu ausdifferenzierten Wertsphären und Handlungssystemen, in denen wiederum auf die vielfältigste Weise Werte, dem wechselseitigen Einfluss von Ideen, Interessen und Institutionen geschuldet, konkretisiert werden. Weber hält aber am formalen Aspekt fest, *dass* es Werte und damit eine vom Sein losgelöste Sphäre der Geltung gibt, die keine wissenschaftliche Betrachtung jemals widerlegen und umgekehrt auch nicht begründen können soll.

Vor dem Hintergrund von Webers sozialwissenschaftlichem Grundverständnis erscheinen seine einschlägigen Aussagen zur Werturteilsproblematik nicht unproblematisch. Neben dem allgemeinen Aspekt des Werturteilspostulats, der Idee, dass Wissenschaft und Wertung zwei streng zu trennende Bereiche (bzw. Funktionssysteme) seien, verweist Weber mit dem Begriff der Wertediskussion auf mögliche positive Leistungen der Sozialwissenschaften. Demnach könne die Wissenschaft logisch die jeweils ›letzten‹ denkbaren Standpunkte oder Werte in ihrem Gehalt (a), die daraus logischerweise folgenden Wertkonkretionen und -urteile aufzeigen (b), sowie die zu erwartenden, wiederum da-

tritt das Bedürfnis nach einer fortschrittsoptimistischen Ideologie des Bürgertums, die ab 1870 zumal nationalistische Gefühle bedienen musste sowie dasjenige nach Lösung der sozialen Probleme, wofür auf einen gemeinsamen Wertekanon verwiesen werden musste und zugleich der marxistischen Ideologie der Wind aus den Segeln genommen werden konnte.

¹⁵ Rickerts Werk steht insgesamt unter dem Versuch, zwischen Wissenschaft, Weltanschauung oder Geschichtsphilosophie zu vermitteln; es bemüht sich einerseits, geschichtsphilosophisch die Defizite der Einzelwissenschaften zu überwinden, die Philosophie quasi ein Stück weit weltanschaulich zu erweitern; andererseits soll Philosophie ›strenge‹ Wissenschaft bleiben. Die rein formalen Elemente seiner Weltanschauungslehre liefern zugleich zweifellos Strategien zur Abwehr einzelner Weltanschauungen (Naturalismus und Marxismus). Diese uneingestanden normative Funktion von Wissenschaft bricht dann offen in dem Bekenntnis Friedrich August von Hayeks (hinsichtlich der Werturteilsproblematik) hervor, der sich nicht zufällig sowohl auf Menger als auch auf Rickert beruft.

raus folgenden faktischen Konflikte bzw. die rationalerweise anzuwendenden Mittel darlegen (c) und gegebenenfalls neue Axiome schaffen (d).¹⁶ In vereinfachter Form wird daraus bis heute das sozialtechnologische Ideal gemacht: Wissenschaftlich lasse sich wertneutral angeben, welche Mittelwahl (bei gegebener Zwecksetzung oder Wertkonkretion) rationalerweise und zu welchen Kosten, das heißt mit welchen zu gewährenden Folgen, in Rechnung zu stellen sei. Weber verband in seinem Leistungskatalog noch einen moralwissenschaftlichen (oder sozialphilosophischen) (a und b) mit demjenigen eines sozialwissenschaftlichen Aufgabenbereiches (b und c), Philosophie und Soziologie kommen hier wieder bzw. nochmals zusammen.

Greift das sozialtechnologische Aufklärungsmoment (in etwa b und c) auf die theoretischen und empirischen Kenntnisse der Sozialwissenschaften, so das moralwissenschaftliche Moment auf die Ethik zurück (a und b). Je nach Schwerpunktsetzung und Interpretation konnte das Anliegen Webers so eher als ein sozialtechnologisches oder als ein praktisches, mithin hermeneutisches aufgefasst werden (Aufklärung über den Gehalt ›letzter Werte‹).¹⁷ Die sozialtechnologische Lesart passt tatsächlich wenig zum antipositivistischen Grundverständnis Webers; sie macht (wie später bei Hans Albert zu sehen) selbst nur Sinn, wenn zugleich die Suche nach und das Prüfen von nomologischem Wissen, die Möglichkeit der Erstellung von Prognosen erster und ›letzter‹ Zweck sozialwissenschaftlicher Erkenntnisproduktion wäre. Anders wäre die Rede von der Aufklärung über *notwendig*, weil auf Gesetzeswissen ruhenden, zu erwartenden Folgen bestimmter Zwecksetzungen bzw. Handlungsoptionen und der notwendigerweise verbundenen Mittelwahl unverstänglich. Wie schon gesehen, zweifelte Weber aber vehement an der Unterstellung notwendiger sozialer Tatsachen. So heißt es unter anderem in einem Aufsatz, der als Kritik am herrschenden Naturalismus und Positivismus verstanden werden kann, die Verfolgung ausschließlich

¹⁶ Dass die Sozialwissenschaften infolge von Wertanalysen und -diskussionen auch neue Axiome oder Handlungsmaximen begründen könnten, widerspricht so sehr den fundamentalen Annahmen Webers, dass man in der Literatur vorzieht, hierüber zu schweigen.

¹⁷ Insbesondere Interpretieren wie Friedrich Tenbruck oder Wilhelm Hennis haben eher Letzteren und damit den anti-positivistischen Aspekt im Denken Webers zur Geltung gebracht. Habermas hat ganz richtig den Doppelcharakter des Weberischen Erkenntnisinteresses und damit sozialwissenschaftlichen Selbstverständnisses gesehen; siehe Jürgen Habermas: Zur Logik der Sozialwissenschaften. Materialien [1964], Frankfurt am Main 1970, S. 313-321.

technologischer Ideale in der Erkenntnis habe ›unvermeidlich eine Gesinnung der Fügsamkeit und Anpassung gegenüber den *gegebenen* sozialen Machtverhältnissen, wie sie den matter-of-fact-men aller Epochen gleichmäßig eigentümlich war‹,¹⁸ zur Folge. Das sozialtechnologische Interesse harmoniert nicht mit Webers Bildungsbegriff, statt von Fakten und Gesetzmäßigkeiten müsste angemessenerweise auf über Subjekte und deren Vorstellungen vermittelte Wahrscheinlichkeiten verwiesen werden, die bei anderer Handlungsorientierung oder Werteinstellung auch sehr anders ausfallen könnten.

Aber auch Webers unklare Auffassungen über die Leistungen der Logik bzw. der Sozialphilosophie (a und b) passen nicht recht zu seinem Grundverständnis. Einzelne sollten sich an ein zu ›wählendes‹, dann sogleich aber geltendes und verpflichtendes Wertsystem binden, sodass allein mit den Mitteln der formalen Ethik (das heißt der Logik) dargelegt werden könne, welche Wert-Theoreme und -Konkretionen aus gewählten ›letzten‹ Wertaxiomen logischerweise folgen müssten.¹⁹ Die Idee einer Wert-Formalisierung und -Systematisierung, der Deduktion aus induktiv gewonnenen ›letzten Werten‹, kontrastiert aber auf das Schärfste mit der typisch historistischen Ablehnung allen Formalismus in der Ethik, die auch Weber teilt.²⁰ Hinzu kommt, dass Weber keinesfalls an die Möglichkeit einer einfachen Zuordnung ›Mensch/Zweck-Wertsystem‹ glaubt, da er sich (wie Simmel) der ›Kreuzung sozialer Kreise‹ bzw. der ›Parzellierung der Seele‹ (im Sinne eines Interrollenkonfliktes) bewusst ist. Einzelne unterliegen unterschiedlichen und vor allem sich widersprechenden ›letzten Werten‹. Es bleibt daher völlig unklar, wie die (Moral-)Wissenschaft den Einzelnen darüber aufklären könne, was er kann oder gegebenenfalls will, und nicht minder unklar ist das Verhältnis von Wert-Formalismus und empirischer-soziologischer Wertanalyse.

¹⁸ Max Weber: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre, hrsg. von Johannes Winckelmann, Tübingen 1988, S. 423.

¹⁹ Weber kämpft hier mit den Problemen, die zwischen der formalen (und rein logischen) Ethik sowie der empirisch orientierten Moralwissenschaft seiner Zeit ausgetragen und v.a. von Dilthey, Wilhelm Windelband oder Simmel angegangen wurden.

²⁰ Vgl. das Nachlassfragment bei Eduard Baumgarten (Hrsg.): Max Weber. Werk und Person. Dokumente, Tübingen 1964, S. 399 ff. Auf die Problematik eines letztlich axiomatisch-deduktiven Wertsystems hat in Kürze bereits Albert 1968 hingewiesen; Hans Albert: Traktat über kritische Vernunft, 5. verbesserte und erweiterte Auflage, Tübingen 1991, S. 89, Anm. 27.

Was in den einschlägigen Passagen zu den besonderen Leistungen der Sozialwissenschaften verkompliziert zum Ausdruck kommt, stellt sich in Webers historisch-soziologischem Werk einfacher dar. Die historisch-soziologischen Studien liefern nicht nur den Nachweis der Heterogenität leitender (funktionaler) Werte in der Gesellschaft und ihre Genealogie, sondern auch den des Antagonismus bestehender kultureller Werte untereinander wie der Widersprüchlichkeit einzelner Werte an oder in sich. Sie liefern so Einsichten in die notwendige Inkohärenz letzter Werte (die Unmöglichkeit ›reiner Gesinnung‹), die niemals aus ihren jeweiligen gesamtgesellschaftlich-geschichtlichen Zusammenhängen gelöst werden, in denen Werte sich zu realisieren suchen und dabei scheitern müssen (oder können). In Webers Zugeständnis an die Widersprüchlichkeit letzter Werte *in sich* bricht sich des Weiteren nicht nur die Soziologisierung des Wertformalismus Bahn, sondern zugleich ansatzweise die Auffassung von der Nicht-Identität von Werten bzw. Wertkonkretionen. Das in der Rede von (immer nur apostrophierten) ›letzten Werten‹ mitschwingende Pathos bringt möglicherweise nur Webers eigene Gesinnung, seine ›letzliche‹ Höherwertung einer bewusst gewählten, konsequent und kohärent verfolgten Wertposition und Persönlichkeit zum Ausdruck.²¹ Er wusste aber nur allzu gut um deren Unmöglichkeit. Ohne die Möglichkeit der Bezugnahme auf eindeutige Werte (ob diese nun allgemein oder individuell gelten), macht nun aber auch der zweite Aspekt (das moralwissenschaftliche Moment) nur sehr eingeschränkten Sinn.

Welchen Sinn kann man dann nun Webers Äußerungen in der Werturteilsfrage verleihen bzw. warum verspricht Weber Leistungen, die seinem wissenschaftstheoretischen Grundverständnis widersprechen? Eine mögliche Antwort hieraus könnte in der Aufgabe der Voraussetzung liegen, im Werturteilsstreit gehe es vor allem um die Grenzen und Leistungen der Sozialwissenschaften nach außen. Umgekehrt kann daran erinnert werden, dass es Weber um die Aufdeckung *versteckter* Werturteile, mithin um Fälle problematischer Trennungen von Wertbezug und -urteil, um die wissenschaftliche Aussagen wesentlich mit bestimm-

²¹ Auf den engen Zusammenhang von Wissenschaftslehre und Persönlichkeitstheorie Webers hatte Dieter Henrich bereits 1950 verwiesen. Philosophiehistorisch verbirgt sich hier hinter das Verhältnis von Subjekt, Vernunft und Wahrheit bzw. die damit verbundenen Ansprüche an den Subjekt-Begriff. Weber schwankt zwischen dem Ideal einheitlicher Persönlichkeit und der Anerkennung ihrer Unmöglichkeit, was er zum ›höheren‹ Ideal eines Bewusstseins eigener innerster (und damit gesellschaftlicher) Widersprüche synthetisiert.

menden Wertbezüge *als* Werturteile ging.²² Mit der problematisierten Unterscheidung von Wertbezug und Werturteil wird aber die reklamierte Objektivität der Sozialwissenschaften fraglich. Solange die Sozialwissenschaften qua divergierender und vor allem versteckter Wertbezüge in sich heterogen bleiben und keine einheitliche ›Objektivität‹ nach außen hin zu garantieren imstande sind, bleiben auch ihre gesellschaftlichen Funktionen hiervon nicht unberührt. Weder die sozialtechnologische, auf erfahrungswissenschaftlichen Analysen ruhende, noch die wertanalytische Leistung können dann noch umstandslos als homogene, ›rein‹ wissenschaftliche begriffen werden. Erst in Reflexion auf (und idealerweise Einigung über) die heterogenen Wertbezüge sei ein Mehr an Objektivität und Geltung im praktischen Sinn überhaupt denk-, wenn auch nicht gleich realisierbar.²³

Die Werturteilsdiskussionen im Vfs oder der DGS waren entsprechend nicht primär der Frage gewidmet, was die Sozialwissenschaften nach außen hin ›technisch‹ leisteten bzw. wie sie ›neutral‹ bleiben könnten: die Möglichkeit einer technischen und somit wertfreien Aufklärung (auf der Kenntnis *naturgesetzlicher* Zusammenhänge gründend) ist so trivial wie die der ›logischen‹ Unterscheidung von deskriptiven und normativen Aussagen. Zur Disposition stand, inwieweit sie ihrer gesellschaftlichen Funktion, den Erwartungen an ein Maximum an Objektivität nachzukommen und sich von ihren politischen Hintergrundannahmen zu lösen imstande sind. Da die methodologische zugleich eine Reflexion auf ihre gesellschaftlichen Momente (die Aufdeckung versteckter Wertbezüge) einschließt, konvergieren an dieser Stelle, wie der frühe Habermas im Geiste Kritischer Theorie noch forderte, Erkenntniskritik und Gesellschaftstheorie. Diese Reflexion hat eindeutig ein eher praktisch (hermeneutisches), wenn nicht gar emanzipatorisches Interesse, ›reine Wissenschaftstheorie‹ oder Logik führen hier nicht weiter. Die von Weber angelegte Wertediskussion kann als eine solche über das mit einer möglichen,

²² Hierin drückt sich ansatzweise eine dekonstruktivistische Einsicht aus: dass die Bedingung der Möglichkeit sozialwissenschaftlicher Erkenntnisse: ihr jeweiliger Wertbezug zugleich das *Potenzial* der Unmöglichkeit ihrer (eben deswegen nur:) ›Objektivität‹ einschließe.

²³ Weber wiederholt hier eine Grundauffassung Schmollers, dass sozialwissenschaftliche Objektivität aufgrund ihrer weltanschaulichen Bezüge immer eine problematische ist, dass aber in Reflexion auf diese ein wesentlicher Fortschritt für die Theoriebildung zu erwarten sei. ›Wertbezüge‹ heißen bei diesem noch ›teleologische‹ Urteile oder Kategorien, eine Terminologie, die auch Rickert zunächst vorgezogen hatte.

von ihm selbst anvisierten Synthese sozialwissenschaftlicher Theoriebildung einhergehende nötige Selbstverständnis verstanden werden, um hierdurch Autonomie als auch Relevanz der Erklärungskraft auf der Ebene von Gesellschaftstheorie zu erhöhen.

Die ›offizielle‹, sozialtechnologische Lesart des Werturteilsproblems kann insofern ein Stück weit infrage gestellt werden. Die wirkungsgeschichtliche Überzeugungskraft dieser liegt möglicherweise einmal in ihrem Effekt, von den hier angeführten Aspekten des ›Werturteilsproblems‹ abzulenken bzw. umgekehrt alle Aufmerksamkeit auf Probleme zu richten, die schon in den Augen Webers triviale waren. Die eben nicht mehr rein logisch entscheidbaren Fragen können in weiten Teilen nur wissenschaftssoziologisch und letztlich gesellschaftstheoretisch aufgeklärt werden. Wenn Wolfgang Schluchter es mit Weber als Zweck der Wertediskussion, dem ›Kampf der Ideale‹ (mithin: sozialwissenschaftlicher Erkenntnisproduktion überhaupt) bezeichnet, Einsicht darin zu gewinnen, worin man sich ›letztlich‹ nicht einigen könne,²⁴ schließt dies die Erkenntnis der *gesellschaftlichen Bedingungen* ein, die eine mögliche Einigung in Fragen der Wertungen und Weltanschauungen erschweren bzw. umgekehrt, wie sich reale Differenzen nicht nur von Wertkonkretionen, sondern den damit zusammenhängenden materiellen Interessen herausbilden.

Webers ambivalente Position schien schon während der Werturteilsdiskussion in den darauf folgenden Jahren nur in antithetischen Richtungen, zwischen denen selbst es zu keiner Vermittlung mehr kam, anschlussfähig gewesen zu sein. Den von Hegel dargelegten dialektischen Fortgang wissenschaftlichen Geistes (in Form von Synthesen) förmlich zurückentfaltend, entwickelte sich mit dem Logischen Positivismus eine Radikalisierung des sozialtechnologischen Selbstverständnisses einer-, mit der Wissenssoziologie und anderen Fortsetzungen des Historismus oder auch der phänomenologischen Wertlehre eine Weiterentwicklung der praktischen und hermeneutischen Aspekte andererseits.

(3) In der Neuorientierungsphase der Sozialwissenschaften nach 1945 herrschte über ein gutes Jahrzehnt diplomatisches Schweigen zwischen Fraktionen teilweise unterschiedlichster wissenschaftstheoretischer und -praktischer Provenienz. Die weltpolitische Lage nötigte zugleich Einzelne dazu, auch in den Wissenschaften das Bewusstsein hegemoni-

²⁴ Wolfgang Schluchter: Religion und Lebensführung. Band 1: Studien zu Max Webers Kultur- und Werttheorie, Frankfurt am Main 1988, S. 309 f. (bzw. zuvor S. 305).

aler Auseinandersetzungen der Diplomatie nicht vollständig zu opfern.²⁵ Der mögliche Zusammenhang von Ideologie und Wissenschaft wurde sowohl marxistisch, positivistisch oder wissenschaftssoziologisch als jeweiliger Beitrag zur Aufarbeitung der jüngsten Vergangenheit untersucht.²⁶ Wie in anderen sozialwissenschaftlichen Disziplinen schwelte ab Mitte der 1950er Jahre auch in der Soziologie der Konflikt zwischen eher traditionell orientierten Vertretern des Faches und Modernisierern; unter anderem wurde die mögliche Reichweite sozialwissenschaftlicher Aufklärung mit Blick auf die Vergangenheitsbewältigung heftig diskutiert. Ralf Dahrendorf organisierte daraufhin eine Diskussion zweier unterschiedlicher Vertreter eines Modernisierungskurses, Karl Popper und Theodor W. Adorno, die dann bekanntermaßen den Positivismusstreit der 1960/70er Jahre eröffnen sollte.

Wenn auch auf beiden Seiten ein die Einzelwissenschaften transzendierender Philosophie-Begriff geltend gemacht wurde, hätte die ideengeschichtliche Herkunft der Kontrahenten nicht stärker divergieren können: Wo Popper im Wesentlichen um eine Reformierung des Logischen Positivismus bemüht war, da entwickelte Adorno seine Gedanken in Form einer wertschätzenden Kritik philosophischer Klassiker, insbesondere des deutschen Idealismus, orientierte sich mithin eher an der eingangs erwähnten Triade Wahrheit-Geschichte-Vernunft. Adornos emphatischer konnte von Poppers technischem Wahrheitsbegriff weiter nicht entfernt sein. Auf die dennoch unspektakulär verlaufende, viele Erwartungen enttäuschende Auseinandersetzung im Jahre 1961 folgte erst mit dem Positivismus-Vorwurf seitens Habermas und dem sich daran anschließenden Schlagabtausch mit Hans Albert (1963–65) die eigentliche, dann zu einer solchen hochstilisierten ›Methodendebatte‹ zwischen analytischer und dialektischer Wissenschaftskonzeption bzw. zwischen positivistischer und Kritischer Theorie. Brandbeschleuniger innerhalb der Debatte waren sicherlich die historische Weber-Tagung der

²⁵ Dieser Kalte Krieg in den Wissenschaften wurde freilich spätestens schon ab den 1930er Jahre gefochten, wofür die Namen Walter Lippmann, vor allem aber Friedrich August von Hayek stehen. Dieser stellt sein sozialphilosophisches Schaffen explizit in den ›Kampf um Ideen und Werte‹, deren historische Geltung er theoretisch und praktisch nachzuweisen sucht. Ohne Frage muss hierzu auch sein Freund Popper gerechnet werden, der 1944 seine ›Offene Gesellschaft‹ veröffentlichte.

²⁶ Stellvertretend für viele sei hier (neben den in der vorgehenden Anmerkung genannten) nur auf Karl Mannheim, Adornos und Horkheimers ›Dialektik der Aufklärung‹ oder Ernst Topitsch verwiesen.

DGS 1964²⁷ bzw. allgemein die Studierendenbewegung der folgenden Jahre. Auch diese sich bis weit in die 1970er Jahre hinziehende Auseinandersetzung war keineswegs ein isoliert deutsches Phänomen, sondern wurde im Ausland verfolgt und löste dort teilweise eigenständige Auseinandersetzungen aus.²⁸

Hans Albert, der im deutschsprachigen Bereich im Wesentlichen die Debatte mit den Frankfurtern führte, reklamierte schon in den 1950er und 1960er Jahren (anschließend an Ernst Topitsch) eine Art letzter Verfechter des Werturteilspostulats Webers zu sein. In der ökonomischen Theorie führte er einen Mehrfrontenkampf gegen die ›modellplatonistische‹ Denkweise in der herrschenden (neoklassisch orientierten) Wohlfahrtsökonomik wie auch gegen den sozialpolitisch ausgerichteten Neonormativismus der Schule Gerhard Weisseurs; in der noch jungen analytischen Sprach- und Moralphilosophie beklagte er den unkritischen Formalismus, der (in Erforschung ›der‹ Sprache oder Moral) schnell in einen Essentialismus abzufallen drohe. Dennoch erblickte er in der analytischen Wissenschaftstheorie bzw. dem (Logischen) Positivismus ein fortschrittliches Mittel, um die in Deutschland noch vorherrschenden Traditionen des Historismus und der Hermeneutik zu bekämpfen, die weiterhin einigen Einfluss in den Sozialwissenschaften hatten. Mit Ausweitung des Positivismusstreites erweiterte sich für Albert die Front lediglich um ein (oder zwei) neue Gegner: den Hegelianismus und Marxismus. Gegenüber all diesen Ansätzen verteidigt Albert den Kritischen Rationalismus sowohl als eine Wissenschaftstheorie als auch als eine allgemeine Moral- und Sozialphilosophie, gar als eine ›Lebensweise‹.

In der Werturteilsfrage bemüht sich Albert um den Nachweis, dass trotz Wertbezogenheit der Wissenschaften – er nutzt statt des neukantianischen Terminus die Begriffe Wertbasis oder Entstehungszusammenhang – es möglich sei, im wissenschaftlichen Begründungszusammenhang²⁹ rein neutral zu verfahren, dessen Geltung somit von aller

²⁷ Marcuses heftige Kritik am Werk Max Webers – nicht nur vor der deutschen, sondern einer internationalen ›Weber-Community‹ – erhielt rauschenden Beifall der vielen anwesenden Studierenden.

²⁸ Stichwortartig sei nur an die Auseinandersetzung mit dem Werk Poppers in England und den USA erinnert (Imre Lakatos, Thomas Kuhn, Paul Feyerabend), mit der nicht nur die postanalytische Wende (Rorty, Putnam) eingeleitet, sondern auch der neueren Wissenssoziologie wichtige Impulse gegeben (David Bloor etc.) wurde.

²⁹ Die Begriffswahl ist freilich eine ungeschickte, will doch der Kritische Rationalismus den Gedanken einer Letztbegründung durch den einer kritischen Prü-

Genesis trennen zu können. Es sei daher nicht nötig, in den wissenschaftlichen Aussagezusammenhang zusätzlich normative Elemente einzubauen, seien dies leitende Werte der Wirtschafts- und Sozialpolitik oder ein emanzipatorisches Interesse. Die Neutralität des Begründungs- bzw. des ›eigentlich‹ wissenschaftlichen Aussagezusammenhanges bedeute jedoch nicht die Aufgabe der praktischen und aufklärerischen Rolle der Sozialwissenschaften. Gerade hierin wollen Popper und Albert den (Logischen) Positivismus wie auch den vermeintlichen De-zisionismus Webers überwinden, indem sie sich vom streng non-kognitivistischen Werte-Konzept lösen.³⁰ Albert unterschied hierzu zwei zentrale Leistungen der Sozialwissenschaften: die sozialtechnologische (auch Steuerung genannte) und die ideologie- bzw. sozialkritische Aufklärung.

Anders als bei Weber und dessen antipositivistischem Wissenschaftsverständnis sollen aber beide Leistungen durch nomologisches Wissen abgesichert werden, indem alle sozialen auf natürliche (Verhaltens-)Regelmäßigkeiten zurückgeführt werden. Weber hätte nicht nur vehement diese Form von Naturalismus, sondern mehr noch die aus ihr abgeleiteten aufklärerischen Ansprüche abgelehnt. Alberts sozial- und ideologiekritische Aufklärung setzt nämlich voraus, alle Ideale, Weltanschauungen etc. quasi operationalisieren und so anhand ›realwissenschaftlicher Erkenntnisse‹ und Gesetzeswissen (unter anderem aus der allgemeinen Verhaltenslehre) überprüfen zu können. Zwar klingt seine Forderung nach einer ›integrierten Sozialwissenschaft‹, nach einer Soziologisierung der reinen ökonomischen Theorie im Kampf gegen allen Ressortpatriotismus sowie diejenige nach einer kritischen Analyse vermeintlich letzter Gegebenheiten (wie Bedürfnisse in der ökonomischen Theorie) zunächst sehr fortschrittlich, doch steckt dahinter die (dem naturwissenschaftlichen Ideal geschuldete) Suche nach immer allgemeineren Theorien, vor allem aber die totale Suspendierung des histo-

fung ersetzen; möglicherweise ist sie aber auch eine symptomatische, insofern die Überwindung des Begründungsgedankens nur halbherzig gelungen sei. Kritiker monieren daher, dass auch dieser ›harte Kern‹ (die Logik und die Regeln der Überprüfung einer Hypothese oder Theorie) weder dem historischen Wandel noch der Kritik zu entziehen seien.

³⁰ Das schloss umgekehrt das Zugeständnis ein, dass eine Menge Entscheidungen und Werte in den Erkenntnisprozess einfließen, die selbst wiederum nicht theoretisch bewiesen werden könnten, sowie das weitere, dass es keine reinen Tatsachen gäbe. All dies tangiere aber in keinerlei Weise die Reinheit des Begründungs- und Prüfungsverfahrens.

risch-materialistischen Gesichtspunktes.³¹ Sozialtechnologischer Aufklärung, die explizit den politischen Handlungsspielraum einzuschränken sucht, greift dann auf ›Quasi-Naturgesetze‹ zurück, ihr Versprechen, Handlungsalternativen aufzuzeigen, ist eine Verkehrung ihres tatsächlichen Anliegens, fundamentale politische Alternativen mit dem Hinweis auf allgemein menschliches Verhalten abzuwehren.

Trotz aller Kritik, die Albert an der Neoklassik äußert, lässt sich der Kritische Rationalismus so in mancher Hinsicht durchaus in Kontinuität zur Position Carl Mengers (im früheren Methodenstreit) setzen.³² So wie Menger die reine ökonomische Theorie mehr oder weniger unvermittelt bzw. aprioristisch von aller Historie und Praxis loslöst, so hebt auch der Kritische Rationalismus seine Logik der Forschung von aller Geschichte und allen möglichen praktischen Implikationen ab.³³ Im Unterschied zu den Logiken des 19. Jahrhunderts wird hier (wie im Logischen Positivismus) erstmals eine *normative* Wissenschaftstheorie entwickelt, bei der einzig und allein das angeblich naturwissenschaftliche Erklärungsmodell Geltung beansprucht. Auch seines nomothetischen Selbstverständnisses wegen kann der Kritische Rationalismus als Nachfolger sowohl der (Neo-)Klassik in der Ökonomie als auch des frühen Positivismus (Mill, Buckle) innerhalb der ›Methodendebatten‹ gelten.³⁴ Wenn dieser Vergleich Gültigkeit beanspruchen kann, könnte dann die Kritische Theorie auf der Seite des Historismus verortet werden?³⁵ Wie steht es

³¹ Wie schon bei Popper und Topitsch geht es der ›Ideologiekritik‹ Alberts vor allem um die Zurückweisung utopischer Ansprüche im Praktischen und damit zugleich in toto ihrer theoretischen Pendanten. Partielle Zugeständnisse an den Marxismus oder auch die Kritische Theorie wirken, wie generell die Konflikttheorie der 1960er Jahre, wie ein eher formales Lippenbekenntnis gegenüber den gesamtgesellschaftlichen Umständen.

³² Dass Alberts Argumente gegen die Neoklassik teilweise denjenigen der Historischen Schule ähneln und derartige Zuordnungen insofern nur begrenzt sinnvoll sind, soll hier nicht unterschlagen werden.

³³ Alberts Vorwurf gegenüber der Neoklassik, sie betreibe ›Modell-Platonismus‹ und entziehe sich der empirischen Überprüfbarkeit, sie bedürfe einer ›Soziologisierung‹, könnte auf das Modell ›richtiger Erklärung‹ (damit: rationaler Wissenschaft, rationaler Praxis etc.) rückübertragen werden.

³⁴ Albert sieht sich bewusst in der Tradition der ökonomischen Klassik, des Utilitarismus und der liberalen Sozialphilosophie, letztlich des Methodologischen Individualismus.

³⁵ In diese Richtung argumentiert Harald Homan: Gesetz und Wirklichkeit in den Sozialwissenschaften. Vom Methodenstreit zum Positivismusstreit, Tübingen (Univ. Diss.) 1989 sowie sein Lehrer Friedrich Tenbruck, der in den 1950er Jahren kurzzeitig am Frankfurter Institut für Sozialforschung beschäftigt war. Tenbrucks

um ihr Verhältnis zu Weber, der bereits zwischen beiden Seiten zu vermitteln suchte?

Mit Blick auf das so genannte Werturteilspostulat glaubte sich der Kritische Rationalismus mit Weber einig, solange unterstellt wurde, dass es diesem einzig um die klare Trennung der Wissenschaft von allen Werturteilen und um sozialtechnologische Aufklärung ginge. Genau dies war aber, wie gesehen, in den Augen Webers der eher trivialere Aspekt. Hinsichtlich des anderen Anliegen Webers – der Wertediskussion und -analyse bzw. Alberts Sozialkritik – offenbart sich eine größere Nähe der Kritischen Theorie zu Weber. Beide kommen hier in ihrem dezidierten Anti-Positivismus und dem Zugeständnis an den gesellschaftlichen Vermittlungscharakter aller Erkenntnisproduktion überein.³⁶ Der Anspruch, Konkretes in seiner gesamtgesellschaftlichen Vermittlung bzw. Totalität zu begreifen, ist als Absage an alles abstrakte, allein ›positive‹ Denken gleichermaßen Erbschaft des Historismus wie auch des Hegelianismus. Gerade die von Weber eingeklagte Reflexion auf die gesellschaftliche Vermittlung der Wertbezüge wird im Zuge der Positivismusdebatte seitens der Kritischen Theorie zum zentralen Vorwand erhoben. Sozialwissenschaftliche Wahrheit bemisst sich dann nicht allein an der Überprüfung von Annahmen und Theorien an der Realität, sondern hinterfragt zunächst einmal die Art und Weise der Konstruktion dieser Realität sowie deren Rolle und Funktionen innerhalb Kultur und Gesellschaft. Das schließt weder ein wissenschaftliches, analytisches Denken aus noch erfordert es umgekehrt den Rückgang auf eine andersgeartete, geisteswissenschaftliche oder dergleichen Methode.³⁷ Vielmehr wird die Frage

Forderung nach einer ›Bewältigung‹ der Sozialwissenschaften ist nichts weiter als die nach Reflexion auf die jeweiligen Wertbezüge unterschiedlicher Paradigmen. Ähnlich argumentierten bereits Karl Mannheim und später Alvin Gouldner.

³⁶ Den der Kritische Rationalismus nur insoweit behandelt, als er eben *nicht* Inhalt und Struktur der Sozialwissenschaften tangiert. Das Wertbezugs-konzept wird hier undefiniert, einerseits zum Zugeständnis, dass man sich vor aller Erkenntnis-suche zum Wert der Wahrheit bekennen müsse, andererseits zum Selektions-Theorem (man erforsche nur, was man ›subjektiv‹ für relevant erachte). Wie aber schon Habermas 1964 bemerkt, ist der Aspekt der Gegenstands- und damit Wirklichkeitskonstitution entscheidender. Vgl. Habermas 1970 (s. Anm. 17), S. 317.

³⁷ Dass Hypothesen und ganze Theorien sich an der Erfahrung bewähren und gegebenenfalls widerlegt werden können, wird weder von Weber noch der Kritischen Theorie infrage gestellt, wohl aber, dass dies der einzige Weg sei, auf dem faktisch die wie auch immer vorläufigen ›wissenschaftlichen Wahrheiten‹ sich durchsetzten.

nach dem Sinn sozialwissenschaftlicher Erkenntnis statt nach deren formalen Gültigkeitskriterien in Anschlag gebracht.³⁸

Aber auch weitere, in mancher Hinsicht sicherlich nur oberflächliche Übereinstimmungen zwischen Weber und der Kritischen Theorie lassen sich herausstellen. Methodologisch kommt das negativ dialektische Vorgehen Adornos, lakonisch ausgedrückt in der Forderung ›mit dem Begriff über den Begriff hinaus (in Konstellationen) zu denken‹, den Auffassungen Webers recht nahe.³⁹ In beider Opposition gegenüber dem System- und Gesetzesdenken wird die Differenz von Begriff (Gesetz) und Sache deutlich gewahrt, doch hat Weber der Idee einer ›Selbständigkeit des Begriffes‹ ebenso wenig abgewinnen können wie derjenigen, dass auch in normativer Hinsicht die ›Sache‹ (kulturelle Phänomene) über den Begriff hinaus reiche. Dass auch die materialen Studien Webers schon auf die Themen der Kritischen Theorie verweisen, steht außer Frage, es seien hier nur die Schlagworte vom Prozess der Rationalisierung, die These der Bürokratisierung (verwaltete Welt) oder die ›kulturelle Erweiterung‹ des Historischen Materialismus angeführt.⁴⁰

Bei aller Annäherung soll damit nicht unterschlagen werden, dass fundamentale Unterschiede zwischen Weber und der Frankfurter Schule bestehen. Weitaus konsequenter fordert und realisiert Adorno die besagte Reflexion auf Momente gesellschaftlicher Vermittlung im Prozess sozialwissenschaftlicher Erkenntnisproduktion.⁴¹ Die kulturelle Wirkung positivistischen (verdinglichten) Denkens, nicht nur in den Wissenschaften,

³⁸ Albert gesteht zwar, dass es in methodologischen Auseinandersetzungen vor allem um die Frage nach Sinn und Zweck der Sozialwissenschaften ginge; an den einschlägigen Stellen wird den Leser_innen aber nicht selten suggeriert, es handle sich beim ›eigentlichen‹ Werturteilsproblem um eines logischer Analyse, was sich eben deswegen auch schlicht ›lösen‹ ließe.

³⁹ Vgl. Anke Thyen: *Negative Dialektik und Erfahrung. Zur Rationalität des Nicht-Identischen bei Adorno*, Frankfurt am Main 1989 sowie Thorsten Bonacker: *Die normative Kraft der Kontingenz. Nichtessentialistische Gesellschaftskritik nach Weber und Adorno*, Frankfurt am Main u.a. 2000.

⁴⁰ Diesbezüglich hat Weber ja bekanntlich über Lukács auf die Kritische Theorie, wenn nicht gar den Westlichen Marxismus insgesamt gewirkt. Eine interessante Parallele bildet da der Fall Gramsci, der gleichermaßen auf ›bürgerliche‹ Kritiker (wohl gemerkt nicht Vernichter) des Marxismus aus dem späten Drittel des 19. Jahrhunderts, nicht zuletzt auf Weber selbst zurückgriff.

⁴¹ Diese zentrale Kritik am Nominalismus (Begriffsinstrumentalismus) Webers hat Adorno selbst immer wieder abgeschwächt, wenn er zugesteht, dass auch Webers Idealtypen oft eine ›Objektivität‹ inhäriert, so, wenn beispielsweise rationale in charismatische Herrschaft umschlage. Entsprechend wird auch ein anderer Vorwurf, Weber verzichte völlig auf Gesellschaftstheorie, zurückgenommen,

wird bei ihm vor einem herrschaftskritischen Hintergrund expliziert und als wesentliches Moment gesamtgesellschaftlicher Reproduktion erfasst. Zwar ist es auch Weber eines der höchsten (kulturellen und Persönlichkeits-) Ideale, sich der gesellschaftlichen Widersprüche bewusst zu werden, doch ist er weit davon entfernt zu glauben, dies Bewusstsein sei der Ausgang einer möglichen Überwindung oder Auflösung von Widersprüchen und Zwangsmechanismen. Der ›Sinn sozialwissenschaftlicher und -politischer Erkenntnisse‹ dient ihm vor allem der verstärkten und bewussten Integration in die letztlich doch als verbindlich vorgestellte Kultur und Nation; Adorno kann den Sinn nur noch in Richtung verstärkter Desintegration aus diesen Kontexten vorstellen. Weber ist in den Augen der Frankfurter wieder Positivist, wo er entgegen seinen sozialkonstruktivistischen und historisch-materialistischen Einsichten Gesellschaft und Geschichte als beinahe schicksalsmäßige beschreibt – entgegen auch seiner Auffassung vom Sinn sozialwissenschaftlicher Erkenntnis, die Einzelnen eine bewusste Stellungnahme zur und gegebenenfalls Einflussnahme auf eine Änderung sozialer Wirklichkeit ermöglichen soll.

Auch gegenüber Albert überwindet Adorno weitaus konsequenter das ›alteuropäische‹ Begründungsdenken.⁴² Wo die Wissenschafts- als auch Gesellschaftstheorie des Kritischen Rationalismus gegen eigenes Bekunden doch in die Legitimation bestehender gesellschaftlicher Verhältnisse und Verfassungen verfällt, das System der Wissenschaften als Statthalter ›der‹ Wahrheit begründet, setzt Adornos Kritik fundamental am Identitätsdenken überhaupt an. Das Sein-Geltungs-Verhältnis wird von Adorno auch nicht so einseitig ausgelegt, wie es in Alberts analytischen Unterscheidungen zwangsläufig geschieht (hier die Geltung der Wahrheit, dort die gesellschaftlichen Kontexte). Adorno kann gar auf die Verwendung der neukantianischen Wertterminologie verzichten, der Sinn des Wert-Terminus war (schon bei Rickert und Weber) nur der, daran zu erinnern, dass es keinen Sinn macht, stattdessen allein von anderen letzten Gegebenheiten zu reden, wenn Erkenntnisse sich theo-

da er ja durchaus die gesamtgesellschaftliche Tendenz, auf die Einzelnes zu beziehen sei, anerkenne.

⁴² Albert hatte die Frankfurter Schule (obgleich nur Habermas gemeint war) immer aufgrund ihres Begründungsdenkens und ihrer Geschichtsphilosophie kritisiert, dem Habermas tatsächlich auch weitaus näher steht als Adorno. Gegenüber Adorno ist der Vorwurf freilich absurd.

retisch wie auch praktisch auszuweisen suchen.⁴³ ›Wert‹ repräsentiert dann das spezifisch subjektive und potenziell vernünftige (mithin spekulative, weil sinnliche Erfahrung transzendierende) Moment (mithin das der Geltung) in aller Erkenntnis. Statt also um den Nachweis der Geltung von Werten, geht es Adorno vor allem darum aufzuzeigen, dass Geltung und Genesis nur zum Preis einer Verdinglichung beider strikt voneinander getrennt werden können.

Sein Versuch einer negativ-dialektischen Wirklichkeitsexplikation versteht sich daher als das glatte Gegenteil aller Weltanschauungsphilosophie⁴⁴ und sucht doch im kritischen Durchgang durch andere Ideologien das Wahrheitsmoment an ihnen zu begreifen. In der parallelen Analyse von Mustern gesellschaftlichen Handelns und Denkens maßt sich sozialwissenschaftliche Erkenntnis dann nicht an, mit dem Ausweis ›falscher‹ Ideologien zu den richtigen vorgedungen zu sein (wie im Kritischen Rationalismus) und fördert in ihrem Bildungsverständnis so zunächst die Möglichkeiten gedanklicher oder begrifflicher Desintegration aus vermeintlichen Zwangsmechanismen. Zwar liegt auch im Moment der Handlungsorientierung sozialwissenschaftlicher Erkenntnisproduktion per se potentiell ein aufklärerischer und emanzipatorischer Grundzug, doch kann auch der Suspendierung dieses Momentes, wie er dem hermeneutischen Erkenntnisinteresse eigen ist, ein nicht minder emanzipatorischer Aspekt zugesprochen werden, gerade dann, wenn eine kritische ›Lebensweise‹, die vorgibt, neutral und sachlich in Alternativen zu denken und den Pluralismus offener Gesellschaften zu feiern, in ein ›wissenschaftlich‹ fundiertes, weil auf vermeintliche Gesetzmäßigkeiten rekurrierendes Denken der Alternativlosigkeit umschlägt und nur noch derjenigen Erkenntnis traut, die sich zuvor an ihrer direkten, nur reformorientierten Verwertbarkeit ausgewiesen hat.

⁴³ Wie zum Beispiel von Bedürfnissen, Interessen oder (noch naturalistischer) von Hormonen oder Genen etc. auf der Ebene des Individuums bzw. von Strukturen, historischen oder natürlichen Gesetze etc. auf der gesellschaftlichen Ebene.

⁴⁴ Zu der auch der Kritische Rationalismus als die (antimarxistische) Metaphilosophie fortgeschrittener Industriegesellschaften tendiert. Adorno ging es nicht allein um Kritik aller Weltanschauung, sondern vor allem um die Überwindung aller nur abstrakten Kritik.

POLITISCHE ÖKONOMIE

Sigrun Preissing

Geld und Leben

Vom ›Beitragen statt Tauschen‹ in Gemeinschaften mit Alternativökonomie

Finanzkrise, ökologische Krise, Beschäftigungskrise, Sorgekrise, soziale Krise, Sinnkrise. Sie alle sind Bestandteil des öffentlichen Diskurses und werden innerhalb der linken Debatte vor dem Hintergrund kapitalistischer Verwertungslogik und Wachstumszwang reflektiert und kritisiert. Im Blickpunkt sind dabei sowohl die Pionierfronten der zunehmenden Durchkapitalisierung von Räumen und Beziehungen als auch so genannte alternativ-ökonomische Projekte. Letztere gestalten Freiräume für Gegenentwürfe zu kapitalistischem Denken, Fühlen und Handeln.

Mein Dissertationsprojekt – in das dieser Artikel kaleidoskopisch Einblicke gibt – befasst sich mit zwei Gruppen, die mit alternativen Wirtschaftsansätzen experimentieren. Bei der ersten Gruppe handelt es sich um eine Gruppe von drei Frauen mit Gemeinsamer Ökonomie (GemÖk).¹ Mittels gemeinsamer Konten, auf die alle gleichermaßen individualisiert zugreifen können, leben sie eine Alltags- und Vermögensökonomie. Die Alltagsökonomie umfasst alle Einnahmen und Ausgaben der Frauen, in der Vermögensökonomie haben sie vorhandene Vermögen und Bafög-Schulden kollektiviert.

Die Frauen wohnen in unterschiedlichen Orten Deutschlands und Dänemarks. Während meiner Feldforschung von Oktober 2010 bis Sommer 2013 trafen sie sich alle zwei Monate an wechselnden Orten für ein verlängertes Wochenende, um sich zu sehen und ihre Themen zu besprechen. Hatte eine der Frauen größere Ausgaben oder andere eilige Entscheidungen zu treffen, hielt sie Rücksprache mit den anderen per Telefon oder E-Mail.

Das andere Projekt ist die bedürfnisorientierte Produktion auf dem Pappelhof bei Stendal. Im Zeitraum meiner Feldforschungsaufenthalte wohnten elf bis vierzehn Erwachsene und fünf bis sechs Kinder als Bewohner_innengruppe vor Ort. Seit Herbst 2005 bauen sie gemeinsam mit einem Netzwerk von 400 bis 700 anderen Menschen² eine selbst-

¹ Namen und Orte der Projekte, sowie ihrer Beteiligten wurden anonymisiert.

² Da es keinen festen Anhaltspunkt über die Größe der Gruppe gibt, wie zum Beispiel eine offizielle Mitgliedschaft, schwanken die genannten Zahlen in den

organisierte Produktion und Verteilung von Nahrungsmitteln auf. Um Geben und Nehmen im Projektkontext zu entkoppeln, wurden in den letzten acht Jahren die Ergebnisse der landwirtschaftlichen Tätigkeiten unentgeltlich an Einzelpersonen und Gruppen abgegeben, ohne dass eine direkte Gegengabe stattfand oder vereinbart wurde. Auch reproduktive Arbeiten, die im Projekt anfielen, wurden durch das Netzwerk getätigt. Ein Ziel des Projektes ist, dass in diesem Freiraum solidarische Verantwortlichkeiten und Beziehungen wachsen, sowie darüber hinaus ein Netzwerk, das die bedürfnisorientierte Produktion (BOP) gemeinsam weiterentwickelt, umsetzt und lebt.

Beide Gruppen schaffen für sich einen Freiraum, in dem sie mit wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Gegenentwürfen experimentieren können. Sie möchten diese Erfahrungen anderen zugänglich machen und können dadurch gesellschaftliche Transformationsprozesse im Sinne einer Gegenhegemonie unterstützen.³ Indem sie sich bewusst dafür entscheiden, selbstbestimmt und bedürfnisorientiert beizutragen statt äquivalent zu tauschen, praktizieren sie ein hohes Ausmaß an freiwilliger, menschlicher Kooperation. Sie füllen diesen Freiraum mit Leben, durchlaufen Konflikte und forschen nach Lösungen. Bei beiden Gruppen führte ich ethnologische Feldstudien mit Teilnehmender Beobachtung, Interviews und Gruppendiskussionen durch. Meine Arbeit beschäftigt sich mit der Frage, ob sich die selbstbestimmte Veränderung der Transaktionsform hin zu nicht-äquivalentem Beitragen auf die Art und Qualität der sozialen Beziehungen zwischen den beteiligten Personen auswirkt und falls ja, auf welche Art und Weise. Eine weitere Forschungsfrage betrifft die soziale Integrationsleistung der beiden Gruppen: Wie wird Zugehörigkeit jeweils erschaffen, erhalten und erlebt. Welche Rolle spielen dabei Abgrenzungen, Ausschlüsse und Tabus. Im Laufe des Forschungsprozesses kamen zusätzliche Fragen und Aspekte hinzu, andere erschienen nebensächlich, durch auftretende Irritationen eröffneten sich mir neue Denkwelten.

Aussagen der Bewohner_innen, je nachdem welchen Grad der Beteiligung die befragte Person zugrunde legt.

³ Antonio Gramsci: Gefängnishefte. Kritische Gesamtausgabe, Hamburg 1991ff. John Holloway: Die Welt verändern ohne die Macht zu übernehmen, Münster 2006.

»Beitragen statt Tauschen«

Dieser Slogan der Commons-Community umreißt die Praxis der beiden Projekte. Natürlich benennt er auch den Transaktionsmodus vieler anderer linker Projekte, aber auch vieler Familien, Nachbarschaften, Kirchengemeinden oder Fußballvereine. Beitragen ist keine exklusive Praxis links-emanzipatorischer Kontexte. Beitragen ist eine menschliche Transaktionsform, für die die Ethnologie in zahlreichen Gesellschaften empirische Beispiele anführen kann und viele wirtschaftsethnologische Theorien bereithält. Beitragen trägt unterschiedliche ›Arbeitstitel‹, wie nichtliquidierender Tausch,⁴ Gabe,⁵ beziehungsgenerierender Tausch etc. Nach meinem Verständnis bezeichnen alle diese Begriffe eine Transaktion von Dingen oder Leistungen zwischen Partner_innen, ohne dass eine exakte Vergeltung jemals erreicht, erwartet oder gewünscht wird. Die Transaktion besteht unter Umständen aus einer endlosen Folge von gegenseitigen Gaben, die die soziale Beziehung zwischen den beiden Personen oder beteiligten Gruppen herstellt, aufrechterhält, abbildet und immer wieder neu definiert. Beitragen legt ein Netz gegenseitiger Verpflichtung an, wirkt gemeinschaftsbildend und sozial integrierend.

Am anderen Ende einer Bandbreite möglicher Transaktionsformen steht im Gegensatz dazu der äquivalente Tausch. Auch er trägt andere Titel wie liquidierender Tausch, Ware-Geld-Beziehung, Kaufen etc. Darunter verstehe ich die Vergeltung eines Transfers durch die Übertragung von etwas Gleichgesetztem. Das bedeutet, einem Objekt oder einer Dienstleistung wird ein Wert zugeordnet und auf dieser Grundlage gegen etwas getauscht, was den nominal selben Wert zugewiesen bekommen hat. Zwischen den beiden Partner_innen wird durch die Transaktion jegliche Verpflichtung aufgehoben. Es entsteht auch keine soziale Beziehung zwischen ihnen. Bleibt die Transaktion einseitig, wird eine beteiligte Person zur Schuldner_in. Wird die Schuld nicht beglichen, kreierte sie ein Netz hierarchischer Schuldverhältnisse. Innerhalb einer Gesellschaft entsteht dadurch Konkurrenz. Im Gegensatz dazu steht nach Tönnies⁶ die ›Gemeinschaft‹, die im Fall des

⁴ Heinzpeter Znoj: Tausch und Geld in Zentralsumatra. Zur Kritik des Schuldbegriffes in der Wirtschaftsethnologie, Berlin 1995. Sigrun Preissing: Tauschen, Schenken, Geld? Ökonomische und gesellschaftliche Gegenentwürfe, Berlin 2009.

⁵ Marcel Mauss: Die Gabe. Form und Funktion des Austausches in archaischen Gesellschaften, Frankfurt am Main 1990. Jacques Godbout & Alain Caillé: The world of the Gift, Québec 1998.

⁶ Ferdinand Tönnies: Gemeinschaft und Gesellschaft: Grundbegriffe der reinen Soziologie, Darmstadt 1979.

Beitragens eine gegenseitige Verantwortung schafft, die nicht abgegolten werden kann.

In der Wirtschaftsethnologie gilt »Die Gabe« von Marcel Mauss als ein Klassiker anti-utilitaristischer Ansätze. Diese vorwiegend strukturalistische Schule setzt der Mainstreamökonomie⁷ mit ihrem Anspruch auf die universelle Gültigkeit des *homo-oeconomicus*-Modells eigene Beobachtungen und Analysen des »archaischen« Gabentausches entgegen und zeigt, dass dieser auch in »modernen« Gesellschaften bedeutsam ist. Mauss macht deutlich, dass Gabentransaktionen als *fait social total*⁸ alle Gabentauschgesellschaften strukturieren. Er geht davon aus, dass soziale, kulturelle, politische und religiöse Aspekte der gesellschaftlichen Praxis mit ihren zugehörigen Gruppen und Institutionen im Austausch verwoben sind. Was Mauss als Gabe bezeichnet und in der Commonsdebatte als Beitrag bezeichnet wird, repräsentiert und reproduziert somit die Gabengesellschaft als Ganzes. In den Transaktionen wird sowohl die Vorstellung über die beteiligten Personen als auch die soziale Ordnung der Gruppe konstruiert. Transaktion ist daher in erster Linie Beziehung.⁹ Sie stellt Beziehungen dar und erzählt ihre Geschichte. Ganz unweigerlich wird dadurch die Grenze zwischen Objekt und Subjekt hinterfragt. Wenn eine Matte, eine Kartoffel, ein Tanz, ein Name erzählt, in welchem Verhältnis eine Person oder eine Gruppe zu einer anderen steht, was diese Menschen tun, wie sie handeln, um dieser Beziehung ihre Bedeutung weiterhin zukommen zu lassen, was ist es dann? Objekt, Subjekt, Mensch, Nichtmenschliches? Welchen Wert erhält dieses Ding in einem Kontext, der nicht marktökonomisch wertet? Und welche Menschen sind das, die aus Beziehungen konstruiert werden? Sind das die Individuen, die wir kennen? Fein säuberlich voneinander getrennt, um mit dem »sozialen Kitt« zur Gesellschaft zusammengehalten zu werden?

⁷ Mainstreamökonomie hier in Abgrenzung sowohl zu heterodoxen Ansätzen in den Wirtschaftswissenschaften als auch zu einem umfassenderen Ökonomiebegriff, der u.a. Gaben und Beiträgen als Ökonomieformen miteinschließt.

⁸ Mauss 1990, S. 17.

⁹ Ebd., S. 21.

Individuen und Dividuen

In ethnologischer Forschung und Theoriebildung gibt es eine langjährige Auseinandersetzung darum, wie Gesellschaften die Bedeutung dessen, was eine Person ist, konstruieren. Dabei zeigt sich, dass die Personenkonzepte kulturrelativ sind. Im westlichen Gesellschaftsdiskurs dominiert die Vorstellung des Individuums. Dies spiegelt sich auf juristischer Ebene in den individualisierten Eigentumsrechten wider, die beispielsweise kollektiven indigenen Landrechten keinen Raum lassen. Auf wirtschaftlicher Ebene spiegelt sich dies in dem mainstreamökonomischen Modell des *homo oeconomicus*, einer eigennutzorientierten Person wider. Wir finden das Individuum in der christlichen Lehre, die die moralische Person um die Seelenvorstellung erweitert – die individuelle Seele wohlgemerkt.¹⁰ Auch auf der psychologischen Ebene finden wir das Individuum: Im westlichen Diskurs sprechen wir vorwiegend von ›Selbstreflexion‹, ›Selbsterkenntnis‹ und dem Wunsch, ›um unser selbst willen‹ respektiert zu werden. Konsequentermaßen passt dazu der politisch-juristische Diskurs, der beinhaltet, dass ein individueller Mensch sich selbst gehört und damit auch ein Recht auf Unversehrtheit, Eigentum und das Ergebnis seiner Arbeit hat.¹¹ Unabhängig davon, wie wir diese einzelnen Institutionen unseres Gesellschaftssystems jeweils wertschätzen, ist es wesentlich zu verstehen, dass sie Ergebnis *einer* bestimmten Personenkonstruktion sind. Aus dem Blickwinkel einer anderen Personenkonstruktion sind sie unter Umständen im wahrsten Sinne des Wortes nicht *denkbar*.

Ethnolog_innen haben bei ihren Feldforschungen immer wieder erfahren, dass dem Denken, Handeln und Fühlen der Menschen ihres Untersuchungsumfeldes andere Denkkategorien zugrunde liegen als ihre eigenen. Auch in Bezug auf die Personenvorstellungen. Marilyn Strathern stellte beispielsweise bei ihrer Feldforschung in Mount Hagen, Papua Neuguinea, fest, dass die Melpa-sprechenden Menschen zwar die Idee des Individuums kennen, es aber nicht für wesentlich halten. Sie setzen stattdessen voraus, dass Menschen vor allem aus sozialen Beziehungen bestehen und eine Person das ist, was andere Personen in ihr

¹⁰ Marcel Mauss: Eine Kategorie des menschlichen Geistes: Der Begriff der Person und des ›Ich‹. In: Marcel Mauss (Hrsg.): *Soziologie und Anthropologie 2*, Frankfurt am Main 1997, S. 223 – 252, hier: S. 227ff.

¹¹ David Graeber: *Die falsche Münze unserer Träume. Wert, Tausch und menschliches Handeln*, Zürich 2012, S. 68ff.

sehen. Dieses relationale Denkprinzip nannte Strathern die *teilbare Person*, andere Autor_innen auch das *Dividuum*.¹² Aus den Vorstellungen der Melpa folgt, dass eine Person Vieles oder Viele sein kann. Je nach sozialem Kontext kann die eine oder andere ihrer versteckten potenziellen Identitäten zum Vorschein kommen. Diese Identitäten sind Ergebnisse bereits vorhandener sozialer Beziehungen zwischen Menschen.

»Far from being regarded as unique entities, Melanesian persons are as dividually as they are individually conceived. They contain a generalized sociality within. Indeed, persons are frequently constructed as the plural and composite site of the relationship that produced them. The singular person can be imagined as social microcosm.«¹³

Strathern und die neue Melanesische Schule haben nicht versucht, eine universell gültige Theorie über die Konstruktion von Personenkonzepten zu formulieren. Louis Dumont entwickelte ein dualistisches Modell und verknüpfte je eine Denkkategorie mit ›westlichen‹ und eine mit ›nicht-westlichen‹ Gesellschaften. Für diesen Essentialismus wurde er kritisiert.¹⁴ Doch wenige Theoretiker_innen stellen wie Janet Carsten fest, dass beide Personenvorstellungen – die individualistisch getrennte, wie auch die relational dividualistische sowie sämtliche Zwischenformen oder Überlagerungen – in allen Gesellschaften bekannt sind und gelebt werden; nur mit unterschiedlichen Dominanzen. Relationale Komponenten wurden in Arbeiten zu westlichen Gesellschaften bisher stark vernachlässigt. Der Fokus hatte zu sehr auf gesellschaftlichen Institutionen gelegen und zu wenig auf Personenvorstellungen, die Handlungen und Gefühle in den jeweiligen sozial konstruierten Situationen leiten.¹⁵

Während meiner Feldforschung auf dem Pappelhof wurde zunehmend deutlich, dass die Bewohner_innen untereinander inhaltliche und persönliche Konflikte austrugen. Das Ausmaß der Verwerfungen wurde mir und vielen Personen aus dem Netzwerk allerdings erst deutlich, als die Bewohner_innengruppe Anfang 2012 ihre Auflösung bekanntgab. Bei einer Wochenbesprechung hatten sie festgestellt, dass sie die zu Beginn

¹² McKim Marriott: Hindu Transactions: Diversity without Dualism. In: Bruce Kapferer (Hrsg.): *Transaction and Meaning: Directions in the Anthropology of Exchange and Symbolic Behavior*, Philadelphia 1976, S. 109 – 142.

¹³ Marilyn Strathern: *The Gender of the Gift: Problems with Woman and Problems with Society in Melanesia*, Berkely 1988, S.13.

¹⁴ Siehe unter anderen Edward LiPuma: *Encompassing others: the magic of modernity in Melanesia*, Ann Arbor 2000.

¹⁵ Janet Carsten: *After Kinship*, Cambridge 2003, S. 107.

des Projektes vereinbarten Scheiterkriterien erfüllten. Für einige verursachte dieser Bruch schwere persönliche Krisen. Gleichzeitig übernahmen Personen aus dem restlichen Netzwerk für vorläufig ein Jahr die Produktion und alle zugehörigen Tätigkeiten. Der Schwerpunkt des Projektes verschob sich hin zu noch ausgeprägterer Prozessorientierung, wodurch ein Raum für neue Erfahrungen entstand. Die Interviews des Follow-up¹⁶ zeigen, dass die inhaltliche Umorientierung für manche ehemalige Bewohner_in die vorherigen Konflikte nochmals herausstreicht. In diesem Rahmen reflektiert Mirjam über ihr Zugehörigkeitsgefühl, nachdem die Bewohner_innengruppe sich aufgelöst hat:

»In meinem Alltäglichen hat das aufgehört... [...] Aber das sind natürlich superintensive Momente, wo ich mich als Teil von was Größerem, von 'ner Gemeinschaft fühle... das ist ja das, was mich am meisten irgendwie berührt... [...] Zum Schluss jetzt natürlich auf dem Pappelhof... äh dann nochmal viel verheddeter. Also wir waren natürlich zutiefst verbunden, aber auf eine sehr destruktive Art und Weise (lacht). So. Deshalb war's auch gut mich davon abzulösen.«¹⁷

Ihre Reinterpretation der Gruppenzugehörigkeit und des Konfliktes verdeutlicht, wie sie sich und die Gruppe zu verschiedenen Zeitpunkten individuell oder individuell erlebt. Beide Personenkonstruktionen werden in unterschiedlich sozial konstruierten Situationen gedacht, gefühlt und leiten Handlungen.

Subjekte, Objekte, Menschliches, Nichtmenschliches

Unsere ›westliche‹ Bedeutung der Begriffe ›Subjekt‹ und ›Objekt‹ bildete sich im 17. Jahrhundert heraus und wird heute in Europa mit René Descartes und der neuzeitlichen Philosophie verbunden. Natürlich gab es auch davor Menschen, Lebendiges und Gegenständliches, doch sie wurden nicht funktional als Subjekte und Objekte im heutigen Sinne gedacht. Auch die Begriffe existierten bereits zuvor, benannten jedoch jeweils etwas anderes. Das *Subiectum* bezeichnete lange nur einen äußeren Gegenstand, das *Objectum* einen Gegenstand innerhalb der Vorstellung. Descartes formulierte 1641 die heutige, ›westliche‹ Perspek-

¹⁶ Das Follow-up fand bei den ehemaligen Bewohner_innen zwischen April 2012 und April 2013 statt.

¹⁷ Interview mit Mirjam am 15.04.2013, 1:12:53.

tive auf Subjekt und Objekt.¹⁸ Ersteres benennt das erkennende Ich, Letzteres umfasst alles, was gesehen, beobachtet oder verallgemeinert ein Ding ist. Während sich die Bedeutungen teilweise ins Gegenteil verkehrten, entstand auch eine Hierarchie zwischen den Begriffen zugunsten des Subjekts. Zudem umfasst die neuzeitliche Bedeutung, dass es sich um ein ausschließendes Verhältnis zwischen Subjekt und Objekt handelt. Hierin begründet sich die Trennung der Welt in Menschen und Nichtmenschliches.¹⁹ Obendrein ergibt sich ein philosophisches Problem: Die Welt erscheint dem Menschen nicht ›wie sie ist‹, unabhängig von der eigenen Person, sondern er nimmt sie ›subjektiv‹ wahr. Dem Versuch, diesen ontologischen Bruch zwischen Subjekt und Objekt zu kitten, widmen sich viele wissenschaftliche Arbeiten.²⁰ Der Philologe Eske Bockelmann ist der Meinung, dass dies kein leichtes Unterfangen ist, da die Trennung von Subjekt und Objekt in unserem Denken reflektartig vorherrscht und in dem Aufkommen des Geldes als dominantes Tauschmittel in Europa im 17. Jahrhundert begründet liegt.²¹ Dem entgegen veranschaulichen empirische Beispiele aus der Ethnologie, dass auch andere gesellschaftliche Konstruktionen von Selbst, Nicht-Selbst und Mitwelt im wahrsten Sinne des Wortes ›denkbar‹ sind.

Ethnografien veranschaulichen, dass Gesellschaften die Trennung zwischen Dingen und Menschen je nach Kontext unterschiedlich konstruieren.²² Die Neue Melanesische Ethnographie, die sich ausgiebig diesem Thema gewidmet hat, erarbeitete das Argument, dass Gaben in Transaktionen eine Person ›machen‹ und deshalb Qualitäten von Personen haben, also im weitesten Sinne ›lebendig‹ sind. Ein anschauliches Beispiel findet sich wiederum bei Marilyn Strathern. Sie analysiert am Beispiel anhand der Schweine der Melpa das Verhältnis von Menschen, Gaben und Beziehungen. Während ritualisierter Treffen der Clans erhalten und erwidern die Männer Schweine als Gaben, die in den Familien fast ausschließlich zu diesem Zweck gehalten und aufgezogen werden. Ein

¹⁸ René Descartes: *Meditationes de Prima Philosophia. Meditationen über die Erste Philosophie*, Stuttgart 1986.

¹⁹ Eske Bockelmann: *Im Takt des Geldes. Zur Genese modernen Denkens*, Hannover 2004, S. 388.

²⁰ Siehe unter anderen: Bruno Latour: *Die Hoffnung der Pandora. Untersuchungen zur Wirklichkeit der Wissenschaft*, Frankfurt am Main 2000.

²¹ Bockelmann 2004, S. 361ff.

²² Unter anderen Cécile Barraud, Andre Iteanu und Daniel De Coppet (Hrsg.): *Of relations and the dead. Four societies viewed from the angle of their exchanges*, Oxford 1994.

Schwein ist bei den Melpa kein reines Objekt, sondern verkörpert Beziehungen. Es enthält sozusagen Anteile der beteiligten Personen. Solange es sich in der häuslichen Sphäre befindet, bildet es die ehelichen Beziehung zwischen der Frau und dem Mann ab, die es herangezogen haben. Gelangt es in die öffentliche Sphäre des zeremoniellen Tausches zwischen Männern, ist es gleichzeitig ein Abbild der neuen Beziehung zwischen dem Empfänger und dem vorherigen Besitzer.²³

Das bedeutet, dass Menschen mit Dingen in Beziehungen stehen können, sie können Teil von ihnen sein und umgekehrt. Eine Trennung zwischen Subjekten und Objekten verläuft je nach sozial konstruierter Situation relativ und muss als in Bewegung betrachtet werden. Dies gilt sowohl für ›westliche‹ als auch für ›nicht-westliche‹ Gesellschaften. Die Dominanzen der jeweiligen Denkkategorien von ›Verbundenheit mit‹ oder ›Trennung von‹ Menschen und Nichtmenschlichem sind in Gesellschaften und Gruppen jeweils unterschiedlich. Wichtig ist dabei der Aspekt, dass Dinge, die in Verbundenheit mit Menschen erlebt und gedacht werden, auch so behandelt werden: Sie können nicht verkauft oder äquivalent getauscht werden, ohne zuvor in ein Objekt transformiert zu werden. Erst als Objekt machen sie einen äquivalenten, abgeschlossenen Tausch zwischen zwei getrennten Individuen möglich, die ihrerseits auch unabhängig vom Tauschobjekt sind. Eine mit der Geber_in verbundene Gabe hingegen widerspricht diesem äquivalenten Tauschkontext, der erst durch die Trennung von den beteiligten Personen und dem Tauschobjekt funktioniert.

Die Interviews mit Beteiligten der beiden untersuchten Projekte und meine Teilnehmende Beobachtung zeigen sowohl Situationen auf, in denen die Informant_innen Dinge und Personen getrennt denken und erleben, als auch Situationen, in denen sie als verbunden wahrgenommen

²³ Strathern 1988. Diese Gabensituation könnte unter marxistisch-feministischem Blickwinkel als Fetischisierung bezeichnet werden. Die Schweine scheinen durch die Tauschhandlung der Männer produziert zu werden und nicht durch die tägliche Sorgearbeit der Frauen und Männer. Gleichzeitig haben nur Männer die Möglichkeit, Schweine zu tauschen. Zwar findet diese Gabensituation innerhalb eines männlich-dominierten Rahmens statt, was zeigt, dass Beitragen nicht Hierarchiefreiheit impliziert, aber die Betitelung als Fetischisierung beruht in diesem Fall auf einer anderen eurozentrischen Denkkategorie: Sie beruht auf der Annahme, dass eine Produzent_in ein Recht auf die Ergebnisse ihrer Arbeit haben sollte. Diese Betrachtungsweise ist individualistisch und in einem individuellen Kontext wie den der Melpa nicht verständlich. Graeber 2012, S. 69ff.

werden. In der Gemeinsamen Ökonomiegruppe (GemÖk) der Frauen fand in Bezug auf die fehlende Transformation eines Geburtstagsgeschenkes in ein Objekt ein Konflikt zwischen zwei Frauen statt.

Die Frauen der GemÖk hatten im Laufe der Jahre eine Lösung entwickelt, die ungleiche Geschenkepraxis ihrer Herkunftsfamilien zu Geburtstagen und Weihnachten auszugleichen. Bei Geldgeschenken floss ein nicht definierter Anteil des Geldes an die beiden anderen Frauen weiter – nicht ohne dass sich die Beschenkte zuvor einen Wunsch erfüllt hatte. Dadurch bekamen alle drei Frauen die Möglichkeit, besondere Bedürfnisse zu befriedigen, auch wenn ihre Herkunftsfamilien sie nicht abdeckten.

Im konkreten Fall in 2012 hatte Bonnie von ihren Eltern 500 Euro zum Geburtstag bekommen, um sich eine Kamera zu kaufen. Sie hatte nicht vor, das ganze Geld dafür auszugeben, sondern wollte sich eine billigere Kamera kaufen und das restliche Geld auf das gemeinsame Konto einzahlen. Vorerst lagerte es in einem Schrank in ihrem Zimmer. Sascha, die von dem Vorhaben wusste, nahm sich zu einem späteren Zeitpunkt in Abwesenheit von Bonnie, als das Gemeinschaftskonto leer war, Geld aus diesem Schrank, um Rechnungen zu begleichen. Während Sascha den Eindruck hatte, Bonnie wolle das Geld wohl doch nicht mit den anderen teilen, empfand Bonnie diese Handlung als übergriffig:

»Und das fand ich total doof von ihr, weil ich so gedacht habe ›Sascha, das ist mein Geburtstagsgeschenk‹. Das ist jetzt gerade in Geldform ausgezahlt, aber äh... eigentlich ist es eine Kamera und ich wäre auch viel froher... und ich hätte mich auch viel mehr gefreut, wenn's auch 'ne Kamera gewesen wäre, und... ich fand's unmöglich. [...] und dann meinte ich so, also ehrlich gesagt mir geht's richtig, ich finde das so unliebevoll, fühle ich mich gerade behandelt, also mir ist voll egal, wir können diese 500 Euro auch einzahlen, darum geht's mir überhaupt nicht, aber das ist mein Geburtstagsgeschenk gewesen.«²⁴

Der Konflikt scheint sich unter anderem daran zu entfachen, wie die beiden Frauen das Geld wahrnehmen. Bonnie hatte das Geschenk ihrer Eltern noch nicht in ein von ihren Beziehungen abgetrenntes Objekt transformiert. Als Sascha das Geld entnahm, handelte es sich noch um eine Gabe, die im Gegensatz zum Objekt die Beziehung zwischen Bonnie und ihren Eltern ausdrückte. Es stellte somit in dieser sozial konstruierten Situation kein ›Geld‹ dar, das man auf ein kollektiviertes Konto einzahlen konnte, auch wenn Bonnie dies noch vorhatte.

²⁴ Interview mit Bonnie am 07.08.2012, 1:04:00.

Wert und Werte

Marktökonomisch betrachtet gibt es unterschiedliche Theorien für die Entstehung eines Marktwertes. Gemeinsam haben diese Ansätze mindestens zwei Dinge: zum einen wird ein Wert auf die Objekte oder Dienstleistungen projiziert und so betrachtet, als würden sie einen Wert ›an sich‹ innehaben. Zum anderen vereint die marktökonomischen Werttheorien, dass der Wert dazu nutzt, Leistungen und Dinge quantifizierbar zu machen. Dieser Wert scheint exakt. Wenn die Dinge oder Tätigkeiten einen exakten Wert zugeordnet bekommen haben, können sie beliebig gegen etwas getauscht werden, was den gleichen Wert zugewiesen bekommen hat. Noch einen Schritt weitergedacht: wir gehen im ›modernen‹ Tausch davon aus, dass ein Austausch erst möglich wird, indem Werte verglichen werden.²⁵

In Projekten, die keinen äquivalenten Tausch innerhalb ihres Projektkontextes praktizieren, tritt häufig die Frage auf, wie eine gegenseitige Wertschätzung der Tätigkeiten und Beiträge stattfindet, wenn die monetäre Ebene hinfällig wird. Dem gleichen Problem widmet sich die Forschung zur Reproduktionsökonomie, wenn sie nach dem Wert von Sorgearbeit fragt, um die vorwiegend von Frauen geleisteten Tätigkeiten wertzuschätzen. Wirtschaftsethnolog_innen stießen bei ihren Feldforschungen in Gesellschaften ohne marktökonomische Praxis zu ähnlichen Fragestellungen.

Da ganz offensichtlich auch in Gabentauschgesellschaften oftmals unterschiedliche Dinge und Tätigkeiten die ›Besitzer_in‹ wechselten, bestand eine ethnologische Fragestellung lange darin, welchen quantitativen Wert die Gegenstände haben oder in welchem Verhältnis sie zueinander stehen.²⁶ Doch welchen Sinn sollte es überhaupt haben, den spezifischen Wert einer Gabe auszumachen, wenn die Transaktion zwischen zwei Partner_innen nicht den Zweck verfolgt, einen exakten Wert auszutauschen und die Verpflichtung und somit die Beziehung zu liquidieren? Die Suche nach einem exakten Wert in Gaben- oder Beitragsökonomien entstammt dem geldwirtschaftlichen Verständnis von Schuldentilgung. Nur wenn Menschen losgelöst von dauerhaften Beziehungen austauschen, können Marktökonomie und äquivalenter Tausch funktionieren. Voraussetzung ist ein Staat oder eine staatsähnliche Ins-

²⁵ Bill Maurer: *The Anthropology of Money*. In: *Annual Review of Anthropology*, Jg. 35, 2006, S. 15 – 36, hier: S. 22.

²⁶ Siehe unter anderen: Marshall Sahlins: *Stone Age Economics*, Chicago 1972.

titution, die die Transaktion von der Aufgabe entbindet, ihre Beteiligten sozial zu integrieren.²⁷ Der exakte Wert bedeutet für Gabenökonomien jedoch den Ruin.

Trotzdem haben die Dinge und Leistungen in Beitrags- und Gabenökonomien einen Wert. Ethnologische Forschungen ergaben, dass der gesellschaftlich konstruierte Wert von Gaben nicht beliebig ist, sondern jeweils auf einer Ordnung beruht.²⁸ Sie finden nicht in einer sozial undefinierten Situation statt. Stattdessen repräsentieren Gaben oder Beiträge vielmehr Qualitäten, deren Wert sich durch ihre Position im jeweiligen gesellschaftlich konstruierten sozio-kosmischen System von bewerteten Positionen definiert.

Diese gesellschaftlich konstruierten Bewertungen sind entscheidend. Sie umfassen das, was eine Gesellschaft oder Gruppe als richtig, gut und erstrebenswert schätzt. David Graeber entwirft hierfür eine Werttheorie, die auf Handlungen von Akteur_innen basiert und nicht auf Dingen oder Dienstleistungen. Die wesentlichen Werte von Gesellschaften drücken sich in den Gaben aus. Der Wert ist nicht in den Dingen (oder Dienstleistungen) verkörpert, im Sinne eines marxistischen Warenfetischs, sondern in den Handlungen und Beziehungen, die stattgefunden haben, um die Gabe zu schaffen. Dadurch findet eine Verlagerung von einem statischen Wert, der in Dingen verhaftet ist, hin zu einem prozesshaften Wertbegriff statt. Er erklärt, warum Gaben bzw. Beiträge im Laufe der Zeit eventuell anders eingeschätzt werden.

Gaben werden im gesellschaftlichen Kontext – meist unbewusst – danach bewertet, ob die Handlungen und Beziehungen, die sie hervorgebracht haben, den zentralen Werten dieser Gesellschaft mehr oder weniger oder überhaupt nicht entsprechen. Die gesellschaftlichen Werte, nach denen Beiträge jeweils eingeschätzt werden, sind kulturrelativ. Setzen wir bei der Betrachtung anderer Gesellschaften unsere eigenen Werte unreflektiert als Norm, bleiben die Werteordnungen unseres Gegenübers oft unverständlich. Die Konstruktion dieser Werte unterliegt den gleichen hierarchischen Rahmenbedingungen wie die jeweilige Gesellschaft selbst. Wenn beispielsweise vorwiegend von Frauen geleistete Sorgearbeit wenig wahrgenommen wird, bildet dies einen männlich dominierten Rahmen ab.

²⁷ Znoj 1995, S. 89f. Karl Polanyi: *The Great Transformation*, Wien 1978.

²⁸ Znoj 1995, S. 82ff.

Im Akt der Übergabe werden die in den Handlungen und Beziehungen verkörperten Werte veranschaulicht.²⁹ Existiert haben sie bereits zuvor. Sowohl die Handlungen und Beziehungen an sich, als auch die Sichtbarmachung der Transaktion tragen zur Reproduktion der zentralen Werte und der Regeneration der Gesellschaft und ihrer konstruierten sozio-kosmologischen Ordnung bei.³⁰ Die Transaktion ist total. Auch das Politische kommt nicht zu kurz: Menschen kämpfen und rangeln nicht unbedingt um die wertvollsten Gegenstände. Sie begehren vielmehr die Macht, in einer Gesellschaft mitbestimmen zu können, welches die zentralen Werte sein sollen. Ideelle und materielle Perspektiven verbinden sich hier. Die essenziellen Werte einer Gesellschaft mögen ideell sein, realisieren lassen sie sich nur mit Hilfe des Materiellen. Eine Gesellschaft muss über die Mittel verfügen, eine Personengruppe zu versorgen, die vorwiegend religiöse Werte reproduziert. Eine Gruppe muss über die Wahlmöglichkeit verfügen, ob sie unökologische Billigflüge ablehnt oder lieber das teure Zugticket für eine Reise wählt. Eine Rangelei oder einen Kampf um die Macht zu gestalten, welches die wichtigsten Werte einer Gesellschaft oder Gruppe sind, bedeutet auch mitentscheiden zu können, für welche Tätigkeiten und Beziehungen Ressourcen eingesetzt werden. Gleichzeitig geht den Handlungen der Akteur_innen die Vorstellung voraus, wie ihre Gesellschaft sein sollte. Um Handlungen zu leiten, spielt es keine Rolle, ob diese Gesellschaftsform bereits annähernd existiert oder nur imaginiert wird. Ideelles und Materielles greifen hier ineinander.³¹

Auch in den Beiträgen innerhalb des Netzwerkes Pappelhof stecken die Handlungen und Beziehungen, die für ihr Zustandekommen notwendig waren. Das gilt für die Resultate der landwirtschaftlichen Tätigkeiten wie den Kartoffeln oder dem Mehl des Pappelhofes. Aber es trifft genauso für die Ergebnisse so genannter reproduktiver Arbeiten zu, wie saubere Gemeinschaftsräume, ein geflicktes Dach, eine mit verarbeitetem Obst gefüllte Speisekammer, ein umsorgtes Kind oder ein entspannter Rücken nach einer Shiatsu-Massage. Da alle diese Ergebnisse ohne äquivalenten Tausch innerhalb des Netzwerkes entstehen, werden sie von

²⁹ Marilyn Strathern: Qualified Value: the perspective of gift exchange. In: Caroline Humphrey, Stephen Hugh-Jones (Hrsg.): Barter, Exchange and Value. An anthropological approach, Cambridge 1992, S. 169–191, hier: S. 178ff.

³⁰ Graeber 2012, S. 17 – 180.

³¹ Graeber 2012, S. 92.

den Projektmitgliedern sehr wertgeschätzt. Franziska berichtete mir in einem Interview von einem Crêpes-Stand des Projektes auf einem Musikfestival, der kommerziell betrieben wurde:

Franziska: »Die Leute wollen da einfach konsumieren. Und zwar alles und in unglaublichem Ausmaß auch. Das ist so fünf Tage lang so sich so alles reintun, was so geht. [...] Also weißt du, es ist, das ist ja auch nicht so, dass wir unsere BOP-Produkte da verbacken haben oder so, sondern das ist ja dann irgendwie Weißmehl und das sind einfach irgendwelche Eier und irgendwelche Butter und das kommt ja dann sowieso ganz woanders her. Ja da würd' ich auch unsere Sachen gar nicht hinbringen wollen!« (lacht)

Sigrun: »Ja und warum nicht?«

Franziska: »Das ist so, also... [auf dem Festival a.d.V.] ist es Kapitalismus so in der Blüte. Ne? Genau.... und da würd' ich keinen BOP-Stand machen! Der wär' mir da viel zuverloren! Das wär' für mich dann... äh.... die Perlen... vor die Säue, ja ehrlich. Ja genau.«³²

Was Franziska hier deutlich unterscheidet, sind Werte, die die Pappelhofprodukte repräsentieren und jene, die die Supermarktprodukte verkörpern. Die Handlungen der Besucher_innen des Festivals – aus ihrer Sicht ein unreflektiertes Konsumieren – bewertet Franziska als unpassend für die Produkte des Hofes.

Das Mehl aus der bedürfnisorientierten Produktion beinhaltet Handlungen und Beziehungen, die Franziska höher wertschätzt. Somit ist sie letztlich nicht bereit, das Mehl aus dem Projekt in den Crêpes zu verbacken, auch wenn sie für einen guten Preis verkauft werden.

Für die Konstruktion und ständige Reproduktion einer Gruppe spielen gemeinsame Werte neben vielen anderen Komponenten eine wichtige Rolle. Sie stehen in engem Zusammenhang mit der Bereitschaft von Menschen, als Transaktionsform das Beitragen zu wählen.

Doch auch im äquivalenten Tausch spielen gesellschaftliche Werte eine Rolle. Leistung und Effizienz sind nur zwei Beispiele für die kulturspezifischen Werte unserer ›westlichen‹ Marktökonomie. In konkreten liquidierenden Transaktionen ist jedoch der quantifizierbare, marktökonomische Wert dominant.

Um die zentralen Werte äquivalenter Austauschsituationen wird ebenso gerangelt und gekämpft, wie um die Werte des Beitragens. Jede Gesellschaft muss überprüfen, ob diese zentralen Werte dazu dienen,

³² Interview mit Franziska 12.04.2011, 1:35:05.

ihrer Imagination eines guten Lebens näherzukommen oder ihr womöglich entgegenstehen.³³

Entscheidend ist, dass beide Verhaltensweisen, das Beitragen und das kalkulierende Tauschen, sozial konstruierte Transaktionsformen sind. Ein alleiniges ›natürliches‹ Verhalten gibt es in diesem Sinne nicht. Unser kulturell bedingtes intuitives Wechseln zwischen unterschiedlichen, dem sozialen Kontext angepassten Transaktionsformen zeigt, dass unser Austauschverhalten nicht mit einer einheitlichen Motivation erklärt werden kann. Je nachdem, in welchem sozialen Rahmen wir uns bewegen, handeln wir mit der gesellschaftlich zugehörigen Transaktionsform und dem entsprechenden Habitus. Damit tragen wir unvermeidlich zur Reproduktion der jeweiligen Transaktionsform bei, ohne dass uns dies vollkommen bewusst ist. Deshalb sind Projekte, wie die GemÖk der Frauen und der Pappelhof mit ihren Erfahrungen und Versuchen, soziale Situationen anders zu denken, zu strukturieren und zu fühlen, ein wichtiger Beitrag für die Gestaltung von gesellschaftlichen Alternativen.

³³ Sigrun Preissing: Wert und Werte. In: Ulrike Knobloch (Hrsg.): Wirtschaft(en) mit und ohne Geld, Zürich (in Druck). Siehe auch Christian Felber: Neue Werte für die Wirtschaft, Wien 2008.

TRANSFORMATION VON STAATLICHKEIT

Axel Gehring

»Militärische Vormundschaft« in der Türkei oder Kontinuität zur türkischen Militärjunta des 12. Septembers 1980?

Hegemoniepolitik mit Erzählungen
über die türkischen Streitkräfte

Der Widerstand weiter Teile der türkischen Bevölkerung gegen die regierende AKP¹ dauert an. Richtete er sich zunächst gegen den massiven Polizeieinsatz zur Räumung einer occupy-artigen Protestveranstaltung, mit der die Bebauung des am zentralen Taksim-Platz gelegenen Gezi Parks verhindert werden sollte, so wurden von den Protestierenden schnell weitergehende Forderungen gestellt: »Hükümet istifa!« – Regierung tritt zurück! Die rasche Ausweitung der Proteste illustriert, wie stark das Projekt der Umgestaltung des Taksim-Platzes den sich im Regierungshandeln konstituierenden Nexus aus neoliberaler Rationalisierung des Raumes und islamistischer Regulierung des Alltäglichen symbolisiert.² Über die Versuche einer gewaltförmigen Niederschlagung der Proteste in Istanbul und Ankara, die inzwischen mindestens vier Tote und Tausende von Verletzten gefordert haben, berichteten die »großen« Medien weltweit. Soziale Medien meldeten derweil Proteste und Unruhen auch aus kleineren Städten des Landes. Die Räumung des symbolisch wichtigen Taksim-Platzes und des Gezi Parks gelang den Polizeikräften erst in mehreren Anläufen und auch danach gingen die Proteste landesweit weiter. Eine neue Stufe der Eskalation wurde am 17. Juni 2013 erreicht, als der stellvertretende Ministerpräsident Bülent Arınç mit dem Einsatz der Streitkräfte gegen die Demonstrierenden drohte.³ Die Gendarmerie, die formell dem Innenministerium unterstellt ist, aber operativ vom Generalstab der Streitkräfte geführt wird, wurde zu diesem Zeitpunkt bereits zur Niederschlagung der Straßenproteste eingesetzt.

¹ Adalet ve Kalkınma Partisi (AKP): Partei für Gerechtigkeit und Entwicklung. In ihrer türkischen Kurzform zuweilen auch AK Parti (weiße, saubere Partei) genannt.

² <http://tinyurl.com/o3y64ms>, <http://infobrieg-tuerkei.blogspot.de>, 29.9.2013.

³ <http://tinyurl.com/oemjbl9>, www.hurriyetdailynews.com, 29.9.2013.

Das finale Ende der gesellschaftlichen Auseinandersetzungen über den Kurs oder gar das Schicksal der AKP-Regierung ist zurzeit (26. Juni 2013) nicht absehbar.

Die verbreitete Erzählung von einer »Normalisierung der Demokratie in der Türkei« unter der Ägide der AKP⁴ ist binnen weniger Nächte international unglaubwürdig geworden und die AKP, die als Bezwinlerin der Streitkräfte galt, hat diese nun erstmals um Schutz ersucht. In der Türkei selbst hatte innerhalb der politischen Linken in den letzten Jahren fast niemand mehr diesem Narrativ geglaubt und auch unter Liberalen wuchsen die Zweifel mit jedem Tag. Die zum Widerstand gewordenen Proteste haben dies inzwischen auch der Weltöffentlichkeit nahegebracht. Ähnlich brutale Übergriffe haben sich in den letzten Jahren regelmäßig ereignet, den massiven Einsatz von Gas, massenhaft Verletzte und auch Todesopfer gibt es schon seit Jahren – zum Beispiel während der Niederschlagung der Proteste in Hopa im Mai 2010.⁵ Wenige Wochen vor Eskalation der Proteste wurde der Versuch, am 1. Mai 2013 eine zentrale Mai-Kundgebung auf dem Taksim-Platz in Istanbul abzuhalten, durch nicht weniger als 20.000 Polizist_innen, niedergeschlagen. Auch dieses Ereignis schloss sich nahtlos an die Welle staatlicher Repressionsakte und präventiver Verhaftungen an, die vor allem auf kritische Akademiker_innen und Journalist_innen zielten. Insbesondere nach der Wiederwahl der AKP 2007 und den Verfassungsänderungen 2010, welche die Gewaltenteilung einschränkten und so die Position der Partei im Machtblock stärkten, hatte die diese Form der Repression rapide zugenommen.⁶ Ein Klima der Angst prägte zunehmend die Situation im Land und eine stetig wachsende Anzahl politischer Appelle und Online-Petitionen versuchten aus der Türkei heraus eine kritische Öffentlichkeit im Ausland darauf aufmerksam zu machen.⁷

Doch in dieser angesprochenen Öffentlichkeit fanden diese Appelle aus der Türkei zu bis zu den Ereignissen, die im Mai 2013 begannen, kaum Resonanz. Wie ist das zu erklären? War es Ignoranz, oder verstellten vorgeprägte Paradigmen den Blick? Hartnäckig hielt sich die

⁴ Hier exemplarisch, weil diskursprägend: Ahmet, Insel (2003): The AKP and Normalizing Democracy in Turkey. In: The South Atlantic Quarterly, Bd. 7, Nr. 2-3, S. 293-308.

⁵ <http://tinyurl.com/o3y64ms>, <http://infobrieg-tuerkei.blogspot.de>, 29.9.2013.

⁶ Murat Çakir: Normalzustand in der »demokratischen« Türkei: Willkürjustiz. In: Infobrief Türkei – Informationsbrief für Politik und Gesellschaft, Frankfurt am Main, Ausgabe 01, 2012. S. 12-14.

⁷ Exemplarisch: <http://demokratiehintergittern.blogspot.de>.

Vorstellung eines »Twinning of Islam and Democracy«, mit dem einige westliche Autor_innen nicht zuletzt geopolitische Hoffnungen verbanden,⁸ und ebenso machten vereinzelte postkoloniale Positionen in der AKP eine authentische Repräsentanz »der anatolischen Subalternen« aus.⁹ Darüber hinaus hatte – so postuliere ich im Folgenden – ein weiteres Paradigma den Blick auf die AKP (vor)strukturiert: die »Militärische Vormundschaft« (askeri vesayet). Dieser Topos fand sich in diversen Variationen in konservativen,¹⁰ liberalen¹¹ bis hin zu linken¹² Kreisen, innerhalb der Türkei und vor allem aber den Staaten der Europäischen Union: Sei das Regime der Vormundschaft erst einmal abgeschafft, so würde das politische Leben in der Türkei »normalisiert« und eine Vorbedingung für Demokratie erfüllt sein. Insgesamt galt es daher, das von der regierenden, »moderat-islamischen« AKP betriebene Projekt einer Entmachtung der alten kemalistischen Kader und der Demokratisie-

⁸ Exemplarisch: Henri J. Barkey und Anne-Marie Le Gloanec: The Strategic Implications of Turkey's Integration in the European Union. In: Esther Brimmer und Stefan Fröhlich (Hrsg.): The Strategic Implications of European Union Enlargement, Washington DC, 2005. S. 127-150, hier: S. 142.

⁹ Ein Argumentationsmuster, welches mir vor allem auf Tagungen in Reaktion auf AKP-kritische Beiträge begegnete.

¹⁰ Ein typisches Beispiel bildet die Berichterstattung des langjährigen İstanbuler Korrespondenten der Frankfurter Allgemeinen Zeitung, Rainer Herrmann. Sie weist eine ausgeprägte Nähe zur Berichterstattung der regierungsnahen Tageszeitung Zaman auf, die ihrerseits organische Beziehungen zur islamistischen Gülenbewegung unterhält.

¹¹ Exemplarisch für den akademischen liberalen Diskurs Fuat Keyman und Ziya Öniş: Turkish Politics in a Changing World. Global Dynamics and Domestic Transformations, Istanbul 2007. Ebenso exemplarisch für den populären liberalen Diskurs stehen die Genç Siviller (Junge Zivillist_innen), die sich als publizistisch aktive Nichtregierungsorganisation der Militärkritik verschrieben haben: <http://gencsiviller.net>, 24.04.2013, und unter den Massenmedien bildet die türkische Tageszeitung Taraf eine typische Vertreterin dieses Diskurses.

¹² Diese Interpretation ist vor allem innerhalb der politischen Linken Europas tendenziell stärker verbreitet. Unter den wenigen türkischen Gruppierungen, die eine derartige Linie vertreten, bildet die trotzkistische Devrimci Sosyalist İşçi Partisi (Revolutionäre Sozialistische Arbeiterpartei) ein besonders prägnantes Beispiel. Ihre Unterstützung der Regierungspartei während des Verfassungsreferendums im Jahr 2010 veranlasste den Ministerpräsidenten dazu, sich persönlich bei ihr zu bedanken. Vgl. Recep Tayyip Erdoğan: Başbakan Erdoğan'ın Referandum Sonrası İstanbul İl Başkanlığı'nda Yaptığı Konuşmanın Tam Metni... (Ansprache nach dem Referendum), Ankara, 12.09.2010. http://www.akparti.org.tr/basbakan-erdoganin-referandum-sonrasi-istanbul-il-baskanlig_7311.html, 14.09.2010).

rung der türkischen Gesellschaft zu unterstützen.¹³ Auch die jährlichen Fortschrittsberichte der Europäischen Kommission zum Stand der politischen Reformen in der Türkei folgten – trotz einzelner kritischer Passagen – grundsätzlich diesem Tenor.¹⁴ Ein erfolgloses Memorandum des türkischen Generalstabes (24. April 2007) und der Rücktritt des Generalstabes vom Amt im August 2011 markierten derweil lediglich zwei – wenn auch wichtige – Ereignisse in einer langen Reihe von Niederlagen der türkischen Streitkräfte in ihrem Kampf gegen die regierende AKP. So schien es nicht wenigen, als hätte die Partei den Einfluss der türkischen Streitkräfte auf die Tagespolitik beschnitten und als Akteurin einer Demokratisierung gewirkt. Dieses Bild wurde jedoch durch die Ereignisse der letzten Wochen real dekonstruiert.

Ich versuche im Folgenden darzulegen, wie das Paradigma der »Militärischen Vormundschaft« die Beziehungen zwischen Staat, Ökonomie und Ideologie theoretisiert und welche politischen Implikationen dies birgt. Nicht zuletzt deshalb hat sich die AKP, als Überwinderin eines Vormundschaftsregimes, das heißt, sich selbst als progressive und demokratisierende Kraft verstehen *und* darstellen können. Bereits vor Gründung der Partei hatte das Paradigma einen Beitrag zur tieferen Verankerung und Stabilisierung der 1980 qua Putsch etablierten repressiven neoliberalen Ordnung geleistet, gegen die und deren spezifisch neoliberal-islamistischen Nexus sich gleichwohl inzwischen eine massive Protestbewegung richtet. Zum Beleg dieser Thesen versuche ich den Topos der »Militärischen Vormundschaft« historisch-ideologiekritisch zu dekonstruieren und dabei zugleich einen Schwerpunkt auf seinen Klassenbias zu legen. Als historischer Referenzrahmen dient dabei jene Periode, in welcher sich das Paradigma in Kämpfen um gesellschaftliche Hegemonie konstituierte.¹⁵ Die Dekonstruktion des Topos ist dabei verschränkt mit der Rekonstruktion zentraler Dynamiken, Kräftekonstellationen und

¹³ Auch hier sind die Beiträge des türkischen Linkliberalen Ahmet Insel (exemplarisch siehe Fußnote 4) sowie der liberalen türkischen Tageszeitung Taraf als von diskursprägender Bedeutung hervorzuheben.

¹⁴ Das Zugangsportal wird laufend aktualisiert unter: <http://tinyurl.com/qc49ek3> (<http://ec.europa.eu>), 29.09.2013.

¹⁵ Die Türkei hatte bereits 1960 und 1971 Militärputsche erlebt, allerdings ohne einen derartigen Vormundschaftsdiskurs im Anschluss. Bedeutende Teile der politischen Linken hatten während der sechziger Jahre gar Hoffnungen auf eine reformerische Kraft der Streitkräfte gesetzt. Dazu Özgür Mutlu Ulus: *The Army and the Radical Left in Turkey. Military Coups, Socialist Revolution and Kemalism*; I. B. Tauris, London/New York 2011.

Ereignisse seit dem Staatsstreich des 12. Septembers 1980. Dieser Tag markierte nicht nur den Beginn einer drei Jahre währenden Militärdiktatur, sondern schuf die Voraussetzungen für die Umsetzung des bis dahin blockierten Neoliberalisierungsprojektes, von dem sich die gesellschaftlichen Eliten die Lösung einer tiefen soziopolitischen Krise erhofften. Der Topos der »Militärischen Vormundschaft« wiederum trug nicht nur zur verbreitet positiven Wahrnehmung der AKP bei, sondern sollte in den Dekaden nach 1980 eine wichtige Rolle in der Artikulation neoliberaler Hegemonie spielen.¹⁶

Ein Putsch zur Wiederherstellung bürgerlicher Hegemonie

Obwohl noch über 50 Prozent der Bevölkerung auf dem Land lebten, hatte die Türkei bereits Ende der 1970er Jahre auf einen Prozess rapider kapitalistischer Expansion und Industrialisierung zurückgeblickt. Als Folge der geopolitischen Konstellation des Kalten Krieges und der gesellschaftlichen Kämpfe der 1960er Jahre war diese Industrialisierung in Gestalt Importsubstituierender Industrialisierung (ISI) vollzogen worden. Orientiert auf die Entwicklung eines Binnenmarktes und einer Industrie zur Befriedigung der Konsumbedürfnisse dieses Marktes hatte die türkische ISI einen umfangreichen staatlichen Sektor mit relativ hohen Löhnen für Beschäftigte auch in der privaten Großindustrie und mit relativ großen gewerkschaftlichen Vereinigungsfreiheiten verbunden, die durch die Verfassung von 1961 garantiert wurden.¹⁷ Dieses Entwicklungsparadigma blieb zugleich kemalistisch (d. h. urbanistisch und säkularistisch) kodiert, was sich nicht zuletzt in Form kulturell vermittelter Grenzen einer gleichberechtigten Teilhabe für alle Gruppen der Bevölkerung manifestierte. Zugleich hatte die türkische ISI keinen Ausweg aus ihren chronischen Handels- und Leistungsbilanzdefiziten gefunden. Mit dem Aufstieg des neoliberalen Paradigmas, das auf niedriglohnbasierte, exportgetriebene Entwicklung setzte, nahm Ende der 1970er Jahre die Bereitschaft der transatlantischen Finanzinstitutionen und der Geber_innen-Staaten, die türkische ISI-Politik weiterhin mit Krediten zu unter-

¹⁶ Eine erste journalistische Fassung dieses Textes wurde bereits im Januar 2012 im Infobrief Türkei unter dem Titel »Militärische Vormundschaft unter Druck?« veröffentlicht, sie wurde um einige Fakten und die aktuellen Ereignisse des Juni 2013 erweitert.

¹⁷ Türkiye Cumhuriyeti Anayasası, Kabul Tarihi: 9 Temmuz 1961.

stützen, rapide ab.¹⁸ Die türkische Ökonomie befand sich damit in einer tiefen Devisenkrise, die sowohl die Lohnarbeitenden als auch die Industriellen¹⁹ hart traf und Zweifel an der Fortsetzung der ISI weckte.

Die Krise der 1970er Jahre war nicht nur eine ökonomische gewesen, sondern mit ihr war auch der seit Gründung der Republik präsente Konflikt um nicht-türkische und nicht-sunnitisch-islamische Identitäten²⁰ erneut manifest geworden: Die Frage einer spezifisch kurdischen Identität war nicht zuletzt vor dem Hintergrund der skalaren Dimension der kapitalistischen Entwicklung und Unterentwicklung in der Türkei – im Gegensatz zur frühen Republik – marxistisch kodiert worden. Und die sich formierende kurdische Bewegung durch ihren betont säkularen Charakter hat eine Alternative zum Laizismus kemalistischer Prägung aufgebaut, mit der sie nicht zuletzt dem multikonfessionellen Charakter des sich als kurdisch definierenden Teils der Bevölkerung Rechnung trug, während in der politischen Linken insgesamt Alevit_innen und Christ_innen überproportional zu ihrem Anteil an der gesamten Bevölkerung präsent waren.²¹

Die 1970er Jahre waren zugleich von einer rapiden Zunahme paramilitärischer faschistischer Aktivitäten durch formell nicht den Staatsap-

¹⁸ Ausführlich zu den Beziehungen zwischen den türkischen Konglomeraten, der türkischen Regierung und den internationalen Finanzinstitutionen und vor allem dem Schwenk auch türkischer Akteur_innen zum neoliberalen Paradigma: Galip Yalman: *Transition to Neoliberalism. The Case of Turkey in the 1980s*; İstanbul Bilgi University Press, İstanbul 2009, S. 237ff.

¹⁹ In der Türkei sind noch heute die meisten und selbst die größten Unternehmen bzw. Unternehmens-Holdings in Besitz von Inhaber_innen-Familien, sodass von einer klassischen Bourgeoisie gesprochen werden kann.

²⁰ Die Frage einer spezifisch sunnitisch-islamischen Identität ist innerhalb der Türkei insofern relevant, als dass sich nicht mehr als 80 Prozent der Bevölkerung zum sunnitischen Islam bekennen. Entgegen der verkürzten Darstellung einer strikten Trennung zwischen Religion und Staat setzte der Laizismus kemalistischer Prägung jedoch stets auf die Universalisierung eines sunnitischen Islam, der seinerseits unter Kontrolle der staatlichen Religionsbehörde *Diyanet İşleri Başkanlığı* stand (und steht). Die Universalisierung sunnitischen Islams in der Türkei, wenn auch unter anderen Vorzeichen, ist zugleich das Ziel islamistischer Gruppen und Parteien.

²¹ Emre Arslan: *The Politics of Fascism: Changing Strategies and Positions of the MHP vis-à-vis the Turkish Power Bloc*. In: Neşecan Balkan; Sungur Savran (Hrsg.): *The Politics of Permanent Crisis. Class, Ideology and State in Turkey*, New York, 2002, S. 145-170, hier 153ff.

parat zugehörigen Gruppen geprägt.²² Ihre forcierte Gewalt gegen Angehörige der politischen Linken hatte nicht nur einschüchternd gewirkt, sondern auch Gegenreaktionen hervorgerufen. Derweil stellten Tendenzen der (Selbst-)Islamisierung der türkischen Rechten eine weitere Bedrohung nicht nur für die Linke, sondern auch für die kemalistische Kodierung des alten Klassenkompromisses dar. Multiple, aber miteinander verschränkte Konflikte hatten das politische Klima der späten 1970er Jahre geprägt. In diesen war dabei das Grundmuster einer rechts-links-Polarisierung, bei gleichzeitiger materieller Unterstützung der rechten paramilitärischen Gruppen insbesondere durch die Regierungen der Nationalistischen Front (Koalitionsregierungen konservativer, faschistischer und islamistischer Kräfte) nicht zu übersehen.²³ Die weit weniger gut organisierte politische Linke entrichtete die mit Abstand höchsten Opferzahlen, wie nicht zuletzt das Massaker auf dem Taksim-Platz am 1. Mai 1977 (Erschießung von 39 1. Mai-Protestierenden durch Scharfschützen) und das Pogrom von Karamanmaraş im Dezember 1978, bei welchem die Grauen Wölfe (auch Ülkücüler »Idealisten« genannt) mehr als 100 Alevit_innen töteten, illustrieren.²⁴

So befand sich die Türkei am Vorabend des Putsches von 1980 in einer organischen Krise: Das Modell kemalistisch vermittelter, binnenorientierter Industrialisierung erfüllte nicht mehr die Wünsche und Bedürfnisse weiter Teile der Bevölkerung, wie uns die sozialen und politischen Unruhen dieser Zeit illustrieren. Auch die türkische Bourgeoisie hatte ihr Interesse an einer Fortsetzung dieses Pfades verloren, der keine Lösung der Devisenkrise zu versprechen schien. Die Hegemonie der alten Formation insgesamt war in einer tiefen Krise. Zu Anfang des Jahres 1980 waren die großen Konglomerate als führende Fraktionen der Bourgeoisie gemeinsam mit den internationalen Finanzinstitutionen und der türkischen Regierung zu der Überzeugung gelangt, ihre Wirtschaftspolitik fundamental neu – in Richtung Neoliberalismus – auszurichten.²⁵ Allerdings wurde dieses Transformationsprojekt durch den fortdauernden

²² Gleichwohl ist das verbreitete Bild einer dominant religiösen »Normalbevölkerung« und schmalen »säkularen Eliten« auch (und gerade) für die 1970er Jahre vehement abzulehnen – auch unter den Subalternen fanden sich zum Beispiel Atheist_innen.

²³ Feroz Ahmad: *Military Intervention and the Crisis in Turkey*. In: Hüseyin Ramazanoğlu (Hrsg.): *Turkey in the World Capitalist System*, Aldershot 1985, S.191-215, hier 207f.

²⁴ Erik J. Züricher: *Turkey. A Modern History*, London/New York 2004.

²⁵ Yalman, 2009, 241ff.

popularen Widerstand gegen die damit verbundenen Maßnahmen der Lohnrepression und Austeritätspolitik sowie durch den allgemeinen gesellschaftlichen Unfrieden (siehe oben) blockiert. Die Wiederherstellung der bürgerlichen Hegemonie – das heißt einer mehr oder minder stabilen Klassenherrschaft – durch nicht-gewaltförmige Mittel schien daher unmöglich geworden. In dieser Situation ereignete sich der repressivste und am stärksten gewaltförmige Putsch in der Geschichte der Türkei: Am Morgen des 12. September 1980 erklärte der Chef des Generalstabes der türkischen Streitkräfte, Kenan Evren, die Regierung für abgesetzt und verhängte das Kriegsrecht. Die Junta ließ 1,7 Millionen Menschen als »politisch suspekt« registrieren, Zehntausende aus dem Staatsdienst entfernen, 650.000 verhaften, 517 Todesurteile aussprechen, von denen 49 vollstreckt wurden, belegte 388.000 Personen mit Ausreiseverboten und zwang 30.000 zur Ausreise. Darüber hinaus suspendierte sie alle Parteien, Gewerkschaften, verbot jedwede politische Betätigung, und etablierte eine umfassende Pressezensur.²⁶ Damit schuf der Putsch jenen repressiven sozialen Frieden, der nötig war, um das neoliberale Projekt zu initiieren. Weithin interpretiert als eine Unterbrechung hegemonialer Herrschaft – die Militärs herrschten als Transitionsjunta bis 1983 – spielte die Militärintervention tatsächlich eine entscheidende Rolle in der Wiederherstellung der Hegemonie der herrschenden Klassen.²⁷ Der Putsch stellte die letzte Verteidigungslinie der herrschenden Klassen gegen den popularen Unfrieden dar.²⁸ Als solcher kam der Putsch nicht aus einer Sphäre außerhalb der Gesellschaft, sondern geschah im Namen der in der Gesellschaft Herrschenden, die erfolgreich für eine solche Aktion geworben hatten.

²⁶ Axel Gehring: Soziogenese eines »neuen anatolischen Bürgertums« und der Aufstieg der AKP. Über den Wandel der hegemonialen Formation in der Republik Türkei. Forschungsgruppe Europäische Integration, Marburg 2009, S. 48f.

²⁷ Vgl. Hasret Dikici-Bilgin: Civil Society and State in Turkey: a Gramscian Perspective. In: M. McNally, J. Schwarzmantel, (Hrsg.): Gramsci and Global Politics, New York 2009, S. 113f.

²⁸ Vor diesem Hintergrund stellt auch die Verhaftungen von MHP-Funktionären und rechten Paramilitärs, aber auch islamistischen Kadern nur einen scheinbaren Widerspruch dar: Die bewaffnete Konfrontation zwischen der politischen Rechten und der Linken hatte in den 1970er Jahren das Gewaltmonopol des Staates an sich erschüttert. Letzteres aber ist eine wesentliche Grundlage für die erfolgreiche Durchführung eines Staatsstreiches. Nachdem Letzterer erfolgreich durchgeführt worden war, gab es insbesondere in den 1990er Jahren im kurdischen Raum wieder eine Rückkehr zu semi-staatlichen paramilitärischen Praxen.

Die Trennung zwischen verschiedenen Sphären, von denen die Ökonomie eine eigene und nicht politisierte zu sein hat, sollte bei der Lancierung des neoliberalen Projektes eine zentrale Rolle spielen: Während die Niederschlagung von Gewerkschaftsaktivismus und linker Politiken das repressive Moment markierten, spielte der Diskurs vom ›starken Staat‹ und der ›Militärischen Vormundschaft‹ eine wichtige Rolle um Konsens für das neue neoliberale Projekt zu generieren – selbst unter Gewerkschaftern und linken Aktiven. Indem es die Verantwortung für die wirtschaftlichen Engpässe der späten 1970er Jahre einseitig den interventionistischen Politiken des Staates sowie reformerischen und linken Intellektuellen, die den Entwicklungsstaat unterstützten, zuschrieb, öffnete es den Raum für die Einführung der Idee des Marktes als neuen hegemonialen Diskurs.²⁹ Ironischerweise begünstigten Konzepte – wie das der ›Militärischen Vormundschaft‹ und des ›starken Staates‹ – die Artikulation³⁰ selbst kritischer Linker an das neoliberale Projekt.³¹

Währenddessen ging der Prozess der Wiederherstellung und gleichzeitigen Transformation der Hegemonie mit tiefen Veränderungen in der sozialen Struktur der Türkei einher: Die Kommodifizierung sämtlicher gesellschaftlichen Sphären gewann an Fahrt und die Urbanisierung dauerte fort. Der Prozess der Proletarisierung produzierte so nicht nur Widersprüche und Konflikte, sondern ebenso Homogenisierung und Kohärenz. Während insbesondere Produktionsarbeiter unter sinkenden Löhnen litten, generierte die Legalisierung informeller Quartiere (gecekondu) Eigentum unter beträchtlichen Gruppen von Subalternen,³² derweil wurden Konsumgüter, die während der Krise der späten 1970er Jahre knapp geworden waren, wieder verfügbar. Dies eröffnete auch Möglichkeiten der positiven Integration den Neoliberalismus.

²⁹ Vgl. Galip Yalman: *The Turkish State and Bourgeoisie in Historical Perspective: A Relativist Paradigma or a Panoply of Hegemonic Strategies?* In: Neşecan Balkan; Sungur Savran (ed.): *The Politics of Permanent Crises. Class, Ideology and State in Turkey*, New York 2002, S. 21-54, hier S. 43.

³⁰ Zum Konzept der Artikulation und Absorption von Widersprüchen verweise ich auf die grundlegende Studie von Ernesto Laclau: *Politik und Ideologie im Marxismus. Kapitalismus – Faschismus – Populismus*. Argument, Berlin 1981.

³¹ Für eine kritische Analyse links-liberaler Diskurse exemplarisch: Aras Aladağ: *Hegemonya Yeniden Kurulurken Sol Liberalizm ve Taraf*, İstanbul 2013.

³² Vgl. Axel Gehring: *Soziogenese eines ›neuen anatolischen Bürgertums‹ und der Aufstieg der AKP. Über den Wandel der hegemonialen Formation in der Republik Türkei*. Forschungsgruppe Europäische Integration, Marburg 2009, S. 61.

Kontinuität zum Regime von 1980

Obwohl das Jahr 1980 einen Wendepunkt im Charakter bürgerlicher Hegemonie in der Türkei darstellt, wird der Terminus »Regime« in der Regel mit der Transitionsjunta assoziiert, die 1980 bis 1983 regierte. Es ist daher weit verbreitet, die repressiven Praxen der Junta gesondert vom neoliberalen Regime zu diskutieren, welches die Politik in der Türkei seit mehr als drei Dekaden dominiert. Selbst politische Kräfte, die sich einer Politik verschrieben haben, die – die vom Militär auf den Weg gebrachte – neoliberale Transformation vertieft, kritisieren engagiert »das Militär« und »den repressiven Staat«.

Das zurzeit bekannteste Beispiel ist die AKP, die sich nach eigener Aussage dem Konzept der »konservativen Demokratie« verschrieben hat.³³ Die Partei wurzelt in der islamistischen Refah Parti,³⁴ deren Vorsitzender Necmettin Erbakan 1996 und 1997 als Premierminister eine Koalitionsregierung anführte. Der Rücktritt dieser Regierung, der indirekt zur Schließung der Partei führte, markierte die letzte erfolgreiche Intervention der türkischen Streitkräfte in die türkische Tagespolitik. Sie vollzog sich über die Verbreitung eines Memorandums, was in weiten Kreisen als Beleg für das Fortdauern der militärischen Vormundschaft gewertet wurde.

Tatsächlich wird das Bild komplexer, wenn wir unsere Aufmerksamkeit von formalen Deklarationen abwenden, die die Intervention als Aktion zur »Rettung des säkularen Charakters« rechtfertigen, und uns stattdessen ihrem Klassengehalt zuwenden: Jenseits ihrer vergleichsweise erfolglosen islamistischen Rhetorik – die von der Militärregierung und der ihr nachfolgenden ANAP-Regierung³⁵ in den 1980er Jahren forcierte Politik der kulturellen Islamisierung hatte sich langfristig als bedeutsamer erwiesen – nahmen die führenden Klassenakteure die Refah vor allem als Bedrohung war, weil sie die Distribution der Kredite zwischen den Kapitalfraktionen infrage stellte. Ihr Versuch der Reallokation knapper monetärer Ressourcen hin zu neuen Kapitalfraktionen,

³³ Exemplarisch für diese (primär an den »Westen« adressierte) Reformulierung einer islamistischen Programmatik in die Semantik eines europäischen Konservatismus Burkescher Prägung ist der Artikel des Beraters des türkischen Ministerpräsidenten Yalcın Akdoğan: *The Meaning of Conservative Political Identity*. In: M. Hakan Yavuz (Hrsg.): *The Emergence of a new Turkey – Democracy and the AK Parti*. Salt Lake City 2006, S.49-65.

³⁴ Refah Parti (RP): Wohlfahrtspartei.

³⁵ Anavatan Partisi (ANAP): Mutterlands Partei.

den so genannten Anatolischen Tigern, ging gegen die Interessen der sich in der TÜSİAD³⁶ organisierenden etablierten Fraktionen. Entscheidend dabei war: Die Politik der Refah wurde nicht nur als Bedrohung für diese Fraktionen, sondern für das neoliberale Projekt insgesamt wahrgenommen. Wie schon 1980 hatte die Armee im Interesse der führenden Kapitalfraktionen und ihres neoliberalen Projektes eingegriffen. Dass sie dieses 1997 unter Flagge des Säkularismus tat, hatte ihr geholfen, die öffentliche Unterstützung selbst von Gruppen, wie Gewerkschafter_innen, Feminist_innen, und Sozialist_innen zu gewinnen, die nicht die »natürlichen« Verbündeten des neoliberalen Regimes sind.

Allerdings wäre es fundamental falsch, Säkularismus als ein Instrument zu verstehen, das der Aufrechterhaltung von Klassenherrschaft subordiniert ist. Erstens: Als Überzeugung, die Angehörige verschiedener gesellschaftlicher Gruppen als ein Moment ihrer jeweiligen Identität(en) teilen, verfügt das säkularistische Paradigma über eine weitreichende Autonomie gegenüber bornierten Klasseninteressen – nicht zuletzt insofern es integraler Teil einer Politik des Alltäglichen ist. Es fungiert als ein Diskurs, der das Verlangen nach persönlicher Freiheit gegen Gruppendruck, Nachbarschafts- und Familienzwänge ausdrückt, die von Rahmen islamistischer Alltagspolitik massiv gefördert werden. Zweitens: Aufgrund seiner Verwurzelung im Gründungsmythos des türkischen Staates³⁷ spielt es ebenso eine wichtige Rolle für die Identität der türkischen Streitkräfte. Durch diese Autonomie kann es sich diskursiv selbst dann noch gegen islamistische Politik richten, wenn diese fest mit dem neoliberalen Projekt artikuliert ist.

Exakt das passierte 2007, als säkulare Kundgebungen gegen den Versuch der AKP, Abdullah Gül zum Präsidenten der Republik zu wählen, abgehalten wurden. Dieser war als ein weiterer Schritt hin zur Islamisierung der Staatsapparate wahrgenommen worden. Im Verlauf der 1990er Jahre hatten die Nachfolgeparteien der Refah ihre Haltung zum Neoliberalismus geändert und die AKP hatte sich nach ihrer Wahl 2002 gegenüber dem Programm verpflichtet, das von den internationalen Finanzinstitutionen im Zuge der Finanzkrise ausgearbeitet worden war.³⁸

³⁶ Türk Sanayicileri ve İşadamları Derneği (TÜSİAD): Türkische Vereinigung der Industriellen und Geschäftsleute.

³⁷ Mustafa Kemal (seit 1934 Atatürk) war eine der führenden Figuren der Gründungsperiode der Republik von 1919-1938. Sein Name ist in weiten Kreisen mit dem damals formulierten Säkularisierungsprojekt assoziiert.

³⁸ Einen umfassenden soziologischen Einblick in die subjektive Dimension der Artikulation des radikalen politischen Islam an das neoliberale Projekt gibt Cihan

Zudem verknüpfte sie diese neoliberalen Politiken mit einem Kurs selektiver EU-Reformen – beides half ihr in den Jahren 2007 und 2008, als sie Verbündete gegen den Generalstab wie auch in ihrem Verbotsverfahren gegen die Staatsanwaltschaft suchte. Tatsächlich unterstützen sowohl die TÜSIAD wie auch die EU die Partei, während sich ihre letzten Feinde im Militär und Justizapparat international isoliert vorfanden, was die Chance auf einen Sturz der Regierung noch weiter schmälerte.³⁹ Die Argumentationsfigur von der Überwindung »militärischer Vormundschaft« half ihr darüber hinaus im Sommer 2010 Zustimmung für ein Verfassungsreferendum zu mobilisieren, das unter anderem den Justizapparat unter eine stärkere Kontrolle der Exekutive stellte.

Eine Konklusion im Lichte der 2013er Proteste

Dem Putsch am 12. September 1980, der auf die sich in vielfacher Form artikulierende Krise bürgerlicher Hegemonie in der Türkei reagiert hatte, war es gelungen, einen repressiven gesellschaftlichen Frieden zu etablieren, und damit den Weg für die Umsetzung der bereits zu Anfang des Jahres 1980 von führenden türkischen Klassenakteur_innen und internationalen Finanzinstitutionen formulierten Neoliberalisierungsagenda zu öffnen. Die nächste Intervention der Streitkräfte – das Memorandum vom 27. Februar 1997 – hatte unmittelbar aus der Dynamik des neoliberalen Regimes resultiert, in dem es in den in den politisch-religiös kodierten Distributionskonflikt zwischen den etablierten west-türkischen Konglomeraten und neuen, infolge der Neoliberalisierung prosperierenden Kapitalfraktionen eingeschritten war. Dabei hatte es die politische Repräsentanz Letzterer zugunsten der hegemonialen, etablierten Fraktionen aus dem Amt entfernt (siehe oben). Infolge dieses – in der Türkei »Prozess des 27. Februar« genannten – Ereignisses hatte der sich in vielfältigen Formen organisierende Politische Islam davon Abstand genommen, die ökonomische Hegemonie der etablierten Konglomerate herauszufordern. Stattdessen sind Letzterer und wichtige Teile

Tuğal in seiner Monografie: *Passive Revolution. Absorbing the Islamic Challenge to Capitalism*, Stanford 2009.

³⁹ Axel Gehring: Europäische Integration als transatlantische Angelegenheit. Zu den Dynamiken der EU-Türkei-Beziehungen. In: Heiko Bolldorf u.a. (Hrsg.): *Die Außenbeziehungen der Europäischen Union. Hegemonialer Anspruch und umkämpfte Wirklichkeit*. Forschungsgruppe Europäische Integration, Studie Nr. 30, Marburg 2010, S. 125-156, hier: S.149.

seiner sozialen Basis spätestens seit den frühen 2000er Jahren fest an das neoliberale Projekt artikuliert und wird – inzwischen in Form der AKP an der Regierung befindlich – von führenden Klassenakteur_innen als wichtigste Verteidiger_in des neoliberalen Regimes geschätzt. Dies hatte erhebliche Auswirkungen auf die gesellschaftliche Konstellation der 2000er Jahre gehabt: Das Memorandum der Streitkräfte vom 27. April 2007 hatte zwar die Rückendeckung durch große Teile säkular orientierter Mittelschichten gehabt – nicht jedoch durch führende türkische Klassenakteur_innen und die EU-Institutionen, die ihre Unterstützung verweigerten. Dieser Vergleich der letzten zwei erfolgreichen Militärinterventionen (1980 und 1997) und der ihnen folgenden erfolglosen (2007) verdeutlicht: Das Militär handelt im Kontext konkreter gesellschaftlicher Konstellationen, die sich in Form der Interessen konkreter gesellschaftlicher Kräfte und Kräfteverhältnisse konstituieren. Für die hegemonialen Kräfte ist die Verteidigung des 1980 etablierten neoliberalen Regimes in den zurückliegenden drei Dekaden von primärer Bedeutung gewesen. Die zunehmende Verknüpfung von Säkularismus kemalistischer Prägung und Neoliberalismuskritik in den 2000er Jahren hatte im Jahre 2007 auf der einen Seite und die Artikulation des politischen Islam an das Projekt neoliberaler kapitalistischer Expansion auf der anderen Seite, die AKP aus Sicht der führenden Konglomerate zu ihrer wichtigsten Garantin ihrer Interessen avancieren lassen. Nicht zuletzt deshalb haben die Streitkräfte für ihre Intervention im Jahr 2007 eine erhebliche Schwächung ihrer gesellschaftlichen Position hinnehmen müssen, während die AKP die Schwächung der Streitkräfte innerhalb des staatsapparativen Gefüges seit 2008 systematisch betreiben konnte. Die Ergenekon-Anklagen,⁴⁰ die Änderungen in der Verfassung, die Umbauten in

⁴⁰ In türkischen wie europäischen Medien wird über die Existenz einer kriminellen Organisation namens Ergenekon spekuliert, die der Ausgangspunkt von Putschplänen der Streitkräfte wie auch verschiedenen paramilitärischen Aktivitäten rechter Gruppen bilden soll. Einige Hundert Personen, darunter nicht nur Offiziere, sondern auch zahlreiche Linke, sind unter der Beschuldigung der Mitgliedschaft in dieser vermuteten Organisation inhaftiert worden. Insofern die Ermittlungen mittels des ausgedehnten Einsatzes extralegaler Methoden durchgeführt wurden und die Anklageschriften durchgehend schwere Formfehler und Widersprüche enthalten, wird die Existenz der Organisation inzwischen immer häufiger bezweifelt. Die Behauptung einer geheimen Organisation, die alle Putsche, Putschversuche und Repressionsakte staatlicher Stellen vorbei an den Strukturen gewählter Zivilregierungen steuern soll, enthält alle Elemente einer klassischen Verschwörungstheorie.

den Staatsapparaten⁴¹ und die Militarisierung der Polizei sind daher im Kontext der Ereignisse von 2007 und 2008 zu interpretieren. Sie dienen der Zerschlagung realer beziehungsweise imaginerter Gegner_innen der Partei sowie der systematischen Ausschaltung von Widerständen gegen das Projekt neoliberaler Expansion.⁴² Zudem ist sämtlichen konstitutionellen Veränderungen seit 2007 ein Moment gemeinsam: Eine Zentralisierung legislativer, exekutiver und judikativer Funktionen in den Händen der regierenden AKP, die inzwischen den Übergang zu einem Präsidialsystem als erklärtes Ziel verfolgt. Dabei sind tiefe Veränderungen in den Staatsapparaten bereits zum gegenwärtigen Zeitpunkt Realität und die Teilung der Gewalten ist zumindest stark relativiert.

Inzwischen aber scheint eine Politik einer konsequent betriebenen Islamisierung des Alltäglichen, rapide zunehmender Repression von politischen Gegner_innen der AKP und von anti-neoliberalen Widerständen die Absorptions- und Artikulationsfähigkeit des an der Regierung befindlichen politischen Islam massiv reduziert zu haben. An die Stelle von Unterschieden treten Antagonismen. Auch das Faktum der jüngst gestarteten Verhandlungen zwischen der geführten türkischen Regierung und der PKK,⁴³ die zur Erklärung eines Waffenstillstandes führten, sollte nicht als Indiz für die Desintegration eines Regimes militärischer Vormundschaft gewertet werden. Vielmehr gilt es, diese Entwicklung vor dem Hintergrund der konkreten politischen Konstellation zu interpretieren: Die erneute Eskalation des Konfliktes zwischen dem türkischen Staat und der PKK ab 2011 war – spätestens ab 2012 – zunehmend mit dem sich intensivierenden Bürgerkrieg in Syrien artikuliert gewesen. Dies hatte nicht nur geopolitische Interessen der AKP-Regierung berührt, die sich inzwischen nicht nur als politische Führung einer Regionalmacht begreift, sondern auch zentrale Akkumulationsinteressen signifikanter türkischer Kapitalfraktionen verfolgt.⁴⁴ Die ununterbrochene Fortführung

⁴¹ Einen exemplarischen Einblick in die parlamentarische Verfahren umgehende Gesetzgebungspraxis liefert: Errol Babacan: Ermächtigungsgesetz und Regieren per Dekret in der Türkei. In: Infobrief Türkei – Informationsbrief für Politik und Gesellschaft; Berlin/Frankfurt am Main, Ausgabe 01, 2012.

⁴² So schränken Verfassungsänderungen von 2010 nicht zuletzt Klagemöglichkeiten gegen Bau- und Entwicklungsprojekte ein. Dies ist in einer vom Bausektor getragenen Ökonomie von nicht unwesentlicher Bedeutung.

⁴³ Partiya Karkerên Kurdistan (PKK): Arbeiterpartei von Kurdistan.

⁴⁴ Ercan Geçin: In 10 Fragen – Die Verhandlungen über die kurdische Frage und der Nahe Osten. In: Infobrief Türkei – Informationsbrief für Politik und Gesellschaft, Frankfurt am Main, Ausgabe 04, 2013. S. 7-10.

des militärischen Konfliktes schien vor diesem Hintergrund als politisch zu kostspielig.⁴⁵ Am Charakter des 1980 installierten autoritär-neoliberalen Regimes ändert dies allerdings wenig Grundlegendes, schon gar nicht an der massiven Repression der politischen Opposition oder den Tendenzen zur Zentralisierung der Regierungsmacht durch die seit nunmehr über zehn Jahren regierende AKP. Dennoch: Wir haben im Frühsommer 2013 die tiefste Krise des Regimes erleben dürfen. Und der Topos der »Militärischen Vormundschaft« wurde letztlich durch die AKP real dekonstruiert, als sie selbst mit dem Einsatz ihrer Streitkräfte gegen die Demonstrierenden drohte. Einer wichtigen Legitimationsressource, ihr Ansehen im Ausland, hat sie sich damit beraubt, das allein ist bereits ein Erfolg der Protestierenden. Nur wissen viele Protestierende nicht von diesem Erfolg, denn die jahrelange positive Berichterstattung über die AKP im Ausland ist den meisten von ihnen ebenso entgangen wie dem Ausland der Charakter des neoliberal-islamistischen AKP-Regimes, das – auch ohne »Militärische Vormundschaft« – in ungebrochener Kontinuität die Agenda der türkischen Militärjunta von 1980 verkörpert.

⁴⁵ Zu den ökonomischen und geopolitischen Hintergründen der Interessen der türkischen Regierung im Verhandlungsprozess Murat Çakır: Eine kurdische Nation: Um welchen Preis? – Informationsbrief für Politik und Gesellschaft, Frankfurt am Main, Ausgabe 04, 2013. S. 4-6.

GEWALT UND ERINNERUNG

Maja Zwick

Translation matters

Zur Rolle von Übersetzer_innen in qualitativen Interviews in der Migrationsforschung

Interviews sind *soziale Beziehungen*, die sich von alltäglichen Austauschbeziehungen nur insofern unterscheiden, als sie auf reine Erkenntnis gerichtet sind.¹ Die unterschiedlichen sozialen Positionen, Sichtweisen und Erfahrungen von interviewter und interviewender Person beeinflussen diese Interaktionen und damit die Ergebnisse der Forschung.² An Komplexität gewinnen diese Beziehungen durch die Präsenz von Übersetzer_innen.³ Auch sie agieren von ihrem gesellschaftlichen Standort aus – dies fließt in die Übersetzung und das Interview ein. Folglich sind die Informationen, die Interviewer_innen dabei erhalten, immer gesellschaftlich vermittelt, zumal Übersetzungen selten wortgetreu und häufig reduktiv sind. Darüber hinaus kann es zu ›Verzerrungen‹ der Daten kommen, etwa wenn Übersetzer_innen den Interviewten Worte in den Mund legen, deren Äußerungen um eigene Erklärungen ergänzen oder versuchen, den Verlauf und die Resultate des Interviews zu beeinflussen, indem sie die Interviewten auffordern, bestimmte Themen zu erzählen und wiederum andere zurückzuhalten.⁴

In meinem Beitrag zeige ich Strategien auf, die Verzerrungen in Übersetzungen vermeiden und Qualität und Validität der Daten sichern sollen. Sie können jedoch dazu führen, Übersetzer_innen ›unsichtbar‹ zu machen und deren wichtige Rolle im Interview und im gesamten For-

¹ Pierre Bourdieu: Verstehen. In: Ders. et al. (Hrsg.): Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft. Konstanz 1997, S. 779-802, hier S. 780.

² Ebd.

³ Dem komplementären Geschlechterverhältnis der von mir untersuchten saharaischen Gesellschaft und dem Selbstverständnis meiner Interviewpartner_innen als Frauen und Männer würde sicher die Schreibweise des Binnen-I entsprechen. Da ich jedoch im Folgenden häufig von meinem Forschungskontext abstrahiere, verwende ich den gendersensitiven Unterstrich. Darüber hinaus spreche ich von der Forscherin oder Interviewerin, um den selbstreflexiven Charakter meiner Überlegungen auszudrücken.

⁴ Vgl. Mabel Lie: Methodological Issues in Qualitative Research with Minority Ethnic Research Participants. In: Research Policy and Planning, Vol. 24, No. 2, 2006, S. 91-103, S. 96.

schungsprozess zu negieren. Alternativ schlage ich vor, Reflexionen zur Positioniertheit⁵ konsequent auf *alle* Interviewteilnehmer_innen anzuwenden. Anhand zweier Interviewsequenzen zeige ich, wie fruchtbar es sein kann, Interviewbeziehungen nicht nur im Methodenkapitel einer Arbeit zu reflektieren, sondern sie selbst als Datum für das Forschungsthema zu behandeln.

Forschungskontext

In meiner Dissertation untersuche ich Zugehörigkeiten (*belonging*) von Remigrant_innen⁶ und die Bedeutung von Orten (*places*) für Zugehörigkeiten am Beispiel der saharaischen Flüchtlingslager in Algerien, einer der langwierigsten Flüchtlingssituationen weltweit.⁷

Die Flüchtlingslager waren infolge der Annexion der Westsahara durch Marokko 1975/76 entstanden. Bis 1975 war die Westsahara spanische Kolonie. Seit den 1960er Jahren forderte die UNO die Entkolonialisierung des Landes auf Grundlage der UN-Resolution 1514 (XV).⁸ Spanien trat jedoch im völkerrechtswidrigen Madrider Abkommen von 1975 die Verwaltungsrechte über seine Kolonie an Marokko und Mauretanien ab, die das Land okkupierten. Während sich Mauretanien Ende der

⁵ Positioniertheit ist »the relational place or value one has that influences and is influenced by varying contexts (e.g. social, political, historical, educational, and economical to name a few)«. Kathleen St. Louis; Angela Calabrese Barton: Tales from the Science Education Crypt: A Critical Reflection of Positionality, Subjectivity, and Reflexivity in Research. In: Forum Qualitative Sozialforschung, Vol. 3, No. 3, Art. 19, 2002, Par. 4, <http://tinyurl.com/otczlvp>, 28.04.2013, qualitative-research.net.

⁶ Da Migration ein kontingenter Prozess ist, der meist nicht als »two-way movement« (Marianne Holm Pedersen: Between Homes: post-war return, emplacement and the negotiation of belonging in Lebanon. UNHCR Working Paper No. 79: New Issues in Refugee Research. Geneva 2003, S. 5) erfolgt, verstehe ich unter Remigration nicht eine endgültige Rückkehr oder das Ende des Migrationszyklus, sondern eine Lebensphase. Die Entscheidung oder (Un-)Möglichkeit weiterer Migrationsschritte bleibt dabei offen.

⁷ Elena Fiddian-Qasmiyeh: Protracted Sahrawi displacement. Challenges and opportunities beyond encampment. Forced Migration Policy Briefing 7. Refugee Studies Centre, Oxford 2011, S. 4.

⁸ United Nations (1960): Declaration of the Granting of Independence to Colonial Countries and Peoples. UN-Resolution 1514 (XV), UN-Dokument A/4684. Vgl. Werner Ruf: Die neue Welt-UN-Ordnung. Vom Umgang des Sicherheitsrates mit der Souveränität der »Dritten Welt«. Münster 1994, S. 18f.

1970er Jahre aus dem bewaffneten Konflikt mit der saharaischen Befreiungsbewegung Frente Polisario zurückziehen musste, hält Marokko bis heute den größten Teil der Westsahara besetzt.⁹ Im Jahr 1991 schlossen die Polisario und Marokko einen Waffenstillstand, der an die Durchführung eines Unabhängigkeitsreferendums unter Aufsicht der UN-Beobachtungsgruppe *Misión de Naciones Unidas para el Referéndum en el Sahara Occidental* (MINURSO) geknüpft war. Die Volksabstimmung ist bisher an der Obstruktionspolitik Marokkos gescheitert – einer Politik, die auf Zeit spielt, um die Okkupation zu einem *fait accompli*¹⁰ werden zu lassen. Die Situation in den besetzten Gebieten ist, neben einer hohen Militärpräsenz, durch die koloniale Politik einer »Marokkanisierung« der Westsahara¹¹ gekennzeichnet. Diese besteht vor allem in der sozioökonomischen Marginalisierung der saharaischen Bevölkerung und der massiven Ansiedlung von Marokkaner_innen aus dem Norden des Königreichs. Repression, Folter, geheimes Verschwinden und die Unterdrückung der Meinungs-, Presse- und Reisefreiheit sind an der Tagesordnung. Bislang konnte sich Marokko der Unterstützung seiner Politik vor allem durch Frankreich und zum Teil der USA insbesondere im UN-Sicherheitsrat sicher sein. Selbst nach der brutalen Niederschlagung der Proteste des Zeltlagers *Gdeim Izik* in den besetzten Gebieten legte Frankreich zum dritten Mal sein Veto im Sicherheitsrat ein, als die Erweiterung des Mandats der MINURSO um die Überwachung der Menschenrechte im besetzten Teil der Westsahara beantragt wurde.¹²

⁹ Zwischen 1976–78 gelang es der Polisario, einen Teil des Landes zu befreien (befreite Gebiete, *al-manatiq al-muharra*).

¹⁰ Ruf 1994 (s. Anm. 8), S. 50.

¹¹ Jacob Mundy: Western Sahara Between Autonomy and Intifada. Middle East Research and Information Project, 16.10.2007, <http://www.merip.org/mero/mero031607>, 26.04.2013.

¹² Vgl. Philippe Bolopion: Sahara occidental: la France contre les droits de l'homme ? In: Le Monde.fr, 22.12.2010, <http://tinyurl.com/qbj32w3>, 14.03.2013, lemonde.fr; Ignacio Cembrero: Francia impide que la ONU vigile los derechos humanos en el Sáhara. El Consejo de Seguridad prorroga por un año el mandato de los »casos azules« en la antigua colonia española. In: El País, 01.05.2009; Fadel Kamal: Statement. Pacific regional seminar on the implementation of the Second International Decade for the Eradication of Colonialism: assessment of decolonization process in today's world. United Nations Special Committee on Decolonization. Nouméa, New Caledonia, 18 to 20 May 2010, S. 3. Jüngst haben Frankreich, Russland und Spanien die Ausweitung des Mandats verhindert. Vgl. Ignacio Cembrero: España cree »inviabile« la iniciativa de EE UU de derechos humanos en el Sáhara. In: El País, 20.04.2013; Ders.: Rabat, París y Moscú logran que EE UU renuncie a su iniciativa sobre el Sáhara. In: El País, 23.04.2013.

Im Zuge der Invasion befand sich mehr als die Hälfte der lokalen saharaischen Bevölkerung auf der Flucht. Die Polisario errichtete Binnenflüchtlingslager, die jedoch von der marokkanischen Armee mit Napalm, Phosphor und Splitterbomben angegriffen wurden. Für die Überlebenden bestand die einzige Möglichkeit darin, in das Nachbarland Algerien zu fliehen. Derzeit leben dort schätzungsweise 150.000 bis 200.000 Saharais in Flüchtlingslagern nahe der Wüstenstadt Tindouf in einer extrem trockenen und unwirtlichen Region der Sahara.¹³ Die Flüchtlingslager werden komplett selbstverwaltet und sind Orte des Widerstandes: Durch den Aufbau administrativer und soziopolitischer Strukturen eines *Staates im Exil* soll die Unabhängigkeit der Demokratischen Arabischen Republik Sahara (DARS) vorbereitet werden. Im Prozess des *Nation Building im Exil* haben sich in den vergangenen drei Jahrzehnten eine saharaische Identität und *citizenship* sedimentiert.¹⁴ Gleichzeitig stellen transnationale Bildungs- und Arbeitsmigration¹⁵ eine wichtige Handlungsstrategie der Bevölkerung dar.

Vor diesem Hintergrund gehe ich der Frage nach, welche Bedeutung der Ort *Flüchtlingslager* für dorthin zurückkehrende Migrant_innen trägt. Im Rahmen meiner Studie führte ich zwei Feldforschungen

¹³ Die Temperaturen erreichen im Sommer am Tag 50-60°C, es gibt keinen Schatten, stattdessen häufig heftige Sandstürme. Im Winter sind die Nächte sehr kalt. Wetterumschwünge erfolgen rasch und führen zu gesundheitlichen Belastungen. Die Menschen haben ständig gegen das unwirtliche Klima, gegen Sonne und Wüstensand anzukämpfen, sodass eine grundlegende körperliche Erholung nicht möglich ist.

¹⁴ Pablo San Martín: Western Sahara. The refugee nation. Cardiff 2010, S. 9. Mit sedimentation bezeichnet Laclau den Prozess, durch den eine soziale Konstruktion, zum Beispiel eine kollektive Identität, naturalisiert wird. Trotz ihrer Eigenschaft, sozial konstruiert und kontingenten Ursprungs zu sein, wird diese soziale Konstruktion so in eine Gesellschaft eingebettet, dass sie als objektiv und darum unhinterfragbar scheint (Pablo San Martín: Nationalism, identity and citizenship in the Western Sahara. In: The Journal of North African Studies, Vol. 10, No. 3-4, 2005, S. 565-592, S. 588, Fn 1).

¹⁵ Transnationale Migration meint hier den mehrfachen Wechsel zwischen verschiedenen Lebensorten in verschiedenen Ländern und Kontinenten sowie soziale, politische, ökonomische und andere Beziehungen und Netzwerke, die Migrant_innen zwischen Herkunfts- und Ankunftsregion etablieren. Vgl. Nadje Sadig Al-Ali; Khalid Koser: Transnationalism, international migration and home. In: Dies. (Hrsg.): New approaches to migration? Transnational communities and the transformation of home, London/New York 2002, S. 1-14, S. 10.

in den Flüchtlingslagern durch.¹⁶ Neben offener teilnehmender Beobachtung führte ich vor allem biografisch orientierte Interviews mit Remigrant_innen. Während der Aufenthalte konnte ich meine Kenntnisse in Hassaniya,¹⁷ dem lokalen arabischen Dialekt,¹⁸ erweitern und neben alltagssprachlichen Unterhaltungen auch einfache Interviews führen. Um komplexe Zusammenhänge zu verstehen, war ich allerdings auf Übersetzer_innen angewiesen. Im Zuge der Auswertung übersetzte ich Textstellen, die mir besonders relevant erschienen, im Transkript aber als schlecht oder unverständlich markiert waren, noch einmal selbst bzw. gemeinsam mit einem Hassaniya-Kundigen. Dabei fielen mir Diskrepanzen zwischen den tatsächlichen Äußerungen der Interviewpartner_innen und den Übersetzungen auf, ebenso verschiedene Interventionen der Übersetzer_innen. Aus diesem Grund bezog ich die Diskurse der Übersetzer_innen in die Analyse ein.

Empfehlungen zur Qualitätssicherung in Übersetzungsprozessen

Die Rolle von Übersetzer_innen in qualitativen Interviews wurde im deutschsprachigen Raum bislang wenig reflektiert.¹⁹ Dabei steht qualitative Forschung vor speziellen Übersetzungsherausforderungen, weil sie nicht mit festgelegten Fragen und Antwortkategorien arbeitet, »sondern Raum für individuelle Ausdrucksweisen und Kommunikationsdynamiken« eröffnet,²⁰ und somit auch latente Sinngehalte untersucht.

¹⁶ Ich führte die Feldforschungen von März bis August 2011 und von Januar bis Februar 2012 durch. Bereits 2006 lebte ich im Rahmen meiner Diplomarbeit über die Exilsituation der saharaischen Frauen fünf Monate lang in den Flüchtlingslagern.

¹⁷ Der einfachen Lesbarkeit halber transliteriere ich arabische Begriffe nicht.

¹⁸ Hassaniya wird in der Westsahara, Mauretanien und Teilen Algeriens, Mali, Marokkos und Nigers gesprochen. Vgl. Sophie Caratini: *La république des sables*. Anthropologie d'une révolution, Paris et al. 2003, S. 98.

¹⁹ Edith Enzenhofer; Katharina Resch: Übersetzungsprozesse und deren Qualitätssicherung in der qualitativen Sozialforschung. In: *Forum Qualitative Sozialforschung*, Vol. 12, No. 2, 2011, Art. 10, Par. 6, <http://tinyurl.com/qfj3ova>, 27.3.2013, qualitative-research.net.

²⁰ Ebd., Par. 5.

Die einleitend genannten Verzerrungen lösen Zweifel an der Validität der Daten aus, die mit Hilfe von Übersetzungen produziert werden.²¹ So fragen Enzenhofer und Resch, wie adäquat die Aussagen der Befragten tatsächlich wiedergegeben werden und inwiefern es sich eine empirische Sozialwissenschaft leisten könne, den Qualitätssicherungsprozess Laien-Interviewer_innen und Laien-Übersetzer_innen zu überlassen.²² In diesem Zusammenhang üben sie wichtige Kritik, indem sie etwa davor warnen, in multilingualen Forschungssettings die Konstruktion von ›Migrant_innen‹ als homogene Gruppe methodisch zu reproduzieren. Die als ›gemeinsam‹ angenommene Herkunft, Sprache und Migrationserfahrung von interviewter und interviewender Person bedeuteten nicht automatisch einen miteinander geteilten lebensweltlichen Bezug; soziale Positionierungen und Machtverhältnisse wirkten selbst dort, wo in einer vermeintlich ›gemeinsamen‹ Sprache kommuniziert werde.²³ Das kann auch auf das Verhältnis zwischen interviewter Person und Übersetzer_in übertragen werden. Sprache und Sprachwahl seien zudem in globale oder lokale Machtbeziehungen eingebettet, was methodisch berücksichtigt werden sollte:

»Wenn beispielsweise Interviews mit KurdInnen auf Türkisch geführt werden – eine Situation, die für die Migrationsforschung in Deutschland und Österreich überaus relevant ist – sollte bedacht werden, ob die Restriktionen, der die kurdische Sprache in bestimmten Ländern unterlag bzw. unterliegt, eine persönliche Bedeutung für die befragte Person haben.«²⁴

Folglich richten die Autorinnen ihr Augenmerk auf Strategien, um in mehrsprachigen qualitativen Forschungen valide Übersetzungsergebnisse zu erreichen, etwa eine angemessene Vergütung von Übersetzungsleistungen,²⁵ die Einbeziehung professioneller Übersetzer_innen in den Forschungsprozess²⁶ oder die methodische Schulung von Laien-Interviewer_innen.²⁷

²¹ Inez Kapborg; Carina Bertero: Using an interpreter in qualitative interviews: does it threaten validity? In: *Nursing Inquiry*, Vol. 9, No. 1, 2002, S. 52-56.

²² Enzenhofer; Resch 2011 (s. Anm. 19), Par. 9-10.

²³ Ebd., Par. 7; 28-30.

²⁴ Ebd., Par. 30.

²⁵ Ebd., Par. 49.

²⁶ Ebd., Par. 89-91.

²⁷ Ebd., Par. 42.

Enzenhofer und Resch beziehen sich allerdings auf Projekte, die an Forschungsinstituten in der Herkunftsgesellschaft der Forscherinnen angesiedelt sind und Migration in der (österreichischen) ›Ankunftsgesellschaft‹ untersuchen.²⁸ Deshalb sind die Empfehlungen der Autorinnen nur sehr bedingt auf eine individuelle Feldforschung übertragbar, die in einer ›anderen‹ Gesellschaft, in einem ›provisorischen‹ und prekären Kontext wie dem eines Flüchtlingslagers und zudem mit sehr begrenzten zeitlichen und finanziellen Ressourcen durchgeführt wird. Ihr Artikel bezieht sich darüber hinaus nur auf Übersetzer_innen im engeren Sinne. Damit folgen die Autorinnen der translationswissenschaftlichen professionellen Unterscheidung zwischen Übersetzer_innen und Dolmetscher_innen:

»Während ÜbersetzerInnen die Übertragung von korrigierbaren, mehrfach wiederholbaren, schriftlichen Texten als ihr Aufgabengebiet verstehen, sind DolmetscherInnen für das Übertragen von einmalig mündlich getätigten, nicht korrigierbaren Texten verantwortlich.«²⁹

Nicht in allen Sprachen wird zwischen Übersetzer_innen und Dolmetscher_innen unterschieden. Zudem nehmen Sprachmittler_innen in einer Feldforschung, wie ich sie durchgeführt habe, häufig beide Rollen wahr und fungieren als *kulturelle Übersetzer_innen* im Feld, indem sie die Forscherin in gesellschaftliche Codes einführen.³⁰ Deshalb verwende ich den Begriff der Übersetzer_innen, auch wenn es sich im engeren Sinne meiner Ausführungen, auf die Interviewsituation bezogen, um Dolmetscher_innen handelt.

Auch die Wahl ›geeigneter‹ Übersetzer_innen wird diskutiert. Exzellente bilinguale Sprachkenntnisse werden als entscheidend angesehen: Gespräche in zwei Sprachen führen zu können, befähige nicht automatisch dazu, übersetzen zu können.³¹ Darüber hinaus seien adäquate sozi-

²⁸ Die Flucht- und Migrationssoziologie im deutschsprachigen Raum scheint mir noch immer eine enge, eurozentristische Perspektive aufzuweisen. Sie richtet sich explizit und implizit meist auf Süd-Nord-Migration. Bezugspunkt bleiben häufig die europäischen ›Ankunftsgesellschaften‹. Die Beschäftigung mit ›anderen‹ Gesellschaften wird hingegen traditionell der Ethnologie bzw. Anthropologie überlassen.

²⁹ Ebd., Par. 54.

³⁰ Lie 2006 (s. Anm. 4), S. 95.

³¹ Enzenhofer; Resch 2011 (s. Anm. 19), Par. 39; Rosalind Edwards: A critical examination of the use of interpreters in the qualitative research process. In: Journal of Ethnic and Migration Studies, Vol. 24, No. 1, 1998, S. 197-208, S. 199.

ale und kulturspezifische Kompetenzen erforderlich.³² Außerdem sollten Übersetzer_innen mit den Interviewten in ihren sozialen Merkmalen möglichst übereinstimmen (beispielsweise in Geschlecht, ›Kultur‹, Religion, Alter et cetera).³³

Empfohlen wird außerdem eine gewissenhafte Einweisung der Übersetzer_innen in Thema und Ziele des jeweiligen Forschungsprojekts (Briefing).³⁴ Damit soll beispielsweise sichergestellt werden, dass Übersetzer_innen den vertraulichen Charakter der Interviews und ihre eigene verantwortliche Rolle darin verstehen und akzeptieren.³⁵ Übersetzer_innen sollen mit Terminologie und Ablauf der Interviews vertraut gemacht werden.³⁶ Enzenhofer und Resch fordern ein sorgfältiges Training muttersprachlicher Laien-Interviewer_innen, um die Technik einer nicht-deutenden und nicht-suggestiven Gesprächsführung sorgfältig einzuüben, bevor die Interviewer_innen ins Feld gehen.³⁷ Die Autorinnen gehen so weit, Interviews, die ohne ein solches Briefing entstanden sind, als für eine »seriöse sozialwissenschaftliche Analyse« nicht verwertbar zu bezeichnen.³⁸

All dies läuft darauf hinaus, dass Übersetzer_innen sowohl der interviewten als auch der interviewenden Person entsprechen sollten:

»On the one hand, an interpreter is required who matches the interviewee's social characteristics, among other things in terms of sex, age, religion. On the other hand, the interpreter is ›inducted‹ to match the researcher, in terms of thought processes and research aims.«³⁹

Interviews nicht *durch*, sondern *mit* Übersetzer_innen führen

Die genannten Strategien sind relevant und hilfreich, denn sie spiegeln das Bemühen wider, den ›tatsächlichen‹ Äußerungen und damit subjektiven Perspektiven und Sinnzuweisungen der Befragten so nahe wie

³² Enzenhofer; Resch 2011 (s. Anm. 19), Par. 39.

³³ Edwards 1998 (s. Anm. 31), S. 200.

³⁴ Ebd., S. 200; Enzenhofer; Resch 2011 (s. Anm. 19), Par. 42; 102; Kapborg; Bertero 2002 (s. Anm. 21), S. 56; Lie 2006 (s. Anm. 4), S. 97.

³⁵ Edwards 1998 (s. Anm. 31), S. 200.

³⁶ Lie 2006 (s. Anm. 4), S. 97.

³⁷ Enzenhofer; Resch 2011 (s. Anm. 19), Par. 42.

³⁸ Ebd.

³⁹ Edwards 1998 (s. Anm. 31), S. 202.

möglich zu kommen. Es fragt sich allerdings, inwieweit dies grundsätzlich möglich ist. Auch in intralingualen Settings sind permanente Übersetzungsleistungen notwendig, um Verstehen zu ermöglichen.⁴⁰ Dennoch wird diesem Anspruch am ehesten mit Übersetzer_innen zu genügen sein, die »vertrauten Zugang zu den Kategorien« der Interviewpartner_innen haben und über gesellschaftliche Nähe zu diesen verfügen.⁴¹

Gleichwohl sind die genannten Empfehlungen zu hinterfragen. Insbesondere die erwähnten Anforderungen an ein Briefing »sozialwissenschaftlicher Laien« verführen dazu, die Kompetenzen der Forscherin zu überschätzen und ihre eigene Positioniertheit auszublenden, die doch bereits bei der Wahl der Forschungsfrage beginnt.

Vor allem aber verleiten die Strategien zu der Annahme, dass es grundsätzlich möglich sei, die soziale Standortgebundenheit der Übersetzer_innen »ausschalten« zu können. Denn letztlich sollen sie der Forscherin erlauben, jegliche Verzerrungen im Interview zu kontrollieren oder gar zu eliminieren.⁴² Das bedeutet jedoch auch den Versuch, vollständige Kontrolle über die Übersetzer_innen zu gewinnen und sie damit »unsichtbar« zu machen:

»The presence of an interpreter adds a third person to what, typically, is a one-to-one interviewing relationship. Yet the overwhelming aim seems to be to act as if this was not the case; to render the interpreter invisible.«⁴³

Diese Haltung spiegelt meines Erachtens die Vorstellung wider, dass Interviews ein Ort neutralen, objektiven Wissens sein könnten⁴⁴ – und dies, *obwohl* qualitative Forschung auf der Prämisse beruht, dass es keinen wertfreien Ort der Erkenntnis geben kann.⁴⁵ Während sich die Einsicht durchgesetzt hat, dass Forschende Teil der sozialen Welt sind, die sie untersuchen, und sie dies im Hinblick auf Erhebung, Analyse und Repräsentation ihrer Daten kritisch reflektieren müssen, bezieht sich eine derartige kritische Reflexion bisher kaum auf die Rolle von Übersetzer_innen.

⁴⁰ Enzenhofer; Resch 2011 (s. Anm. 19), Par. 7.

⁴¹ Bourdieu 1997 (s. Anm. 1), S. 783.

⁴² Edwards 1998 (s. Anm. 31), S. 202.

⁴³ Ebd., S. 201.

⁴⁴ Vgl. ebd., S. 197.

⁴⁵ Vgl. Andrea Scholz: Die Neue Welt neu vermessen. Zur Anerkennung indigener Territorien in Guayana/Venezuela. Münster/Berlin 2012, S. 78.

Damit wird man aber der Bedeutung von Übersetzer_innen im Interview und darüber hinaus nicht gerecht. Häufig sind es die Übersetzer_innen, die der Forscherin den Zugang zur sozialen Welt des Forschungsfeldes ermöglichen, etwa als *gatekeeper* und Vermittler_innen weiterer Interviewpartner_innen.⁴⁶ Durch eigene Erklärungen helfen sie der Interviewerin, Äußerungen der Interviewpartner zu verstehen, und tragen damit zum Erkenntnisgewinn bei.⁴⁷ Durch ihre Wortwahl, die ihren sozialen Standpunkten entspringt, weisen sie die Forscherin zuweilen auf Konzepte und Phänomene hin, die von Nutzen für die Theoriebildung sind.

Andererseits kommt Übersetzer_innen aufgrund ihres sprachlichen Kapitals eine gewisse Macht zu, denn ohne sie ist keine Verständigung zwischen interviewender und interviewter Person, mithin kein *Verstehen* möglich. Auf die Asymmetrie der Interviewbeziehung hat Bourdieu verwiesen.⁴⁸ Die Befragungssituation sei an sich bereits durch die Handlungs- und Deutungsmacht des Interviewers bestimmt, denn dieser sei es,

»der das Spiel beginnt und die Spielregeln bestimmt; er ist es auch, der auf einseitige Weise und ohne vorherigen Aushandlungsprozeß [sic] über die manchmal, zumindest in den Augen des Befragten, schlecht definierten Gegenstände und Verwendungsweisen des Interviews bestimmt«. ⁴⁹

Diese Asymmetrie werde dann verstärkt, wenn der Interviewer »in der Hierarchie der verschiedenen Kapitalsorten, besonders des kulturellen Kapitals, eine höhere Position als der Befragte besetzt«. ⁵⁰ In die Interviewbeziehung fließt also auch die gesellschaftlich-objektive Beziehung zwischen interviewender und interviewter Person ein, in Abhängigkeit von der Verteilung der unterschiedlichen Kapitalsorten, insbesondere

⁴⁶ Edwards (1998, s. Anm. 31, S. 201) spricht hier im Hinblick auf ethnografische Forschungstraditionen vom *key informant*. Zu einer postkolonialen Kritik an der Figur des *native informant* oder *cultural broker* vgl. Sara de Jong: Native Informants, Cultural Brokers: Governing Migration. Unveröffentlichter Vortrag auf der Tagung *Method(olog)ische Herausforderungen der Migrationsforschung*, Universität Graz, 18.-19.4.2013.

⁴⁷ Vgl. Lie 2006 (s. Anm. 4), S. 95.

⁴⁸ Bourdieu 1997 (s. Anm. 1). Bourdieu bezieht sich allerdings nur auf die Beziehung zwischen interviewter und interviewender Person, weshalb es sich im Hinblick auf die Einbeziehung von Übersetzer_innen als dritte Personen lohnt, mit Bourdieu über Bourdieu hinauszugehen.

⁴⁹ Ebd., S. 781.

⁵⁰ Ebd.

sprachlicher Art, die den Interviewpartner_innen jeweils zur Verfügung stehen.⁵¹ Durch die Einbeziehung von Übersetzer_innen verändern sich zwangsläufig die Machtkonstellationen in der Interviewsituation.⁵² Die Forscherin bzw. Interviewerin scheint keineswegs so souverän zu sein, wie gemeinhin angenommen. Stattdessen ist sie herausgefordert, das als selbstverständlich angenommene Verständnis der Forschungsbeziehung zu hinterfragen.⁵³

Ich schließe mich der Einsicht Edwards an, dass Interviews weniger *durch* als *mit* Übersetzer_innen geführt werden und daher die Rolle der Übersetzer_innen explizit gemacht und kritisch reflektiert werden sollte.⁵⁴ Das bedeutet zum einen, die Handlungen der Übersetzer_innen in die thematische und methodologische Auswertung einzubeziehen, und zum anderen, die durchaus inkonstanten Machtpositionen und Beziehungen zwischen den Interviewteilnehmer_innen zu untersuchen. Diesem Vorgehen versuche ich, in meiner Arbeit zu folgen. Im Folgenden zeige ich an einem Beispiel aus meiner Forschung, wie dies zum Erkenntnisgewinn beitragen kann.

Übersetzungen als Spiegel antikolonialer Diskurse

Zwei kurze Sequenzen sollen verdeutlichen, wie eng im antikolonialen Kontext das Recht auf Selbstbestimmung und Zugehörigkeit mit bestimmten Orten verbunden ist und welche essenzielle Rolle dem Übersetzer als Vermittler dieser Diskurse zukommt:⁵⁵

⁵¹ Ebd., S. 781f.

⁵² Auf Verschiebungen in der »gewohnte[n] soziale[n] Symmetrie bzw. Asymmetrie des Feldes« (Wolfgang Kaschuba: Einführung in die Europäische Ethnologie. München 2012, S. 204) verweist auch die Forschungsperspektive des *research up* oder *studying up*. Vgl. ebd., S. 203f.

⁵³ Vgl. Dina Bowman: Studying up, down, sideways and through: situated research and policy networks. Annual Conference of The Australian Sociological Association. Canberra, 01.12.2009, S. 2., <http://tinyurl.com/oew3z8t>, 28.04.2013, tasa.org.

⁵⁴ Edwards 1998 (s. Anm. 31), S. 197.

⁵⁵ Im hier zitierten Interview spricht der Befragte (Habub) Hassaniya, der Übersetzer (Lawlad) Französisch. Soweit es meine Sprachkenntnisse erlaubten, formulierte ich meine Fragen und Kommentare auf Hassaniya. Die Übersetzung ins Deutsche für diesen Beitrag habe ich vorgenommen. Dies verweist auf die Frage, ob eine besondere Gefahr des Sinnverlusts besteht, wenn ein Interview in mehreren Sprachen geführt wird oder wenn für die Repräsentation des Materials

»Habub: Ich bin 1970 in Tan-Tan geboren. (unverständlich) Glimim.

Lawlad: Also [zu Habub: Laayoune ist besser, damit sie [die Interviewerin] nicht durcheinander kommt (unverständlich)]. Ich bin 1970 in den besetzten Gebieten geboren.«

Zu Beginn gibt es offenbar eine Unstimmigkeit bezüglich des Geburtsortes des Interviewpartners. Habub gibt an, in Tan-Tan geboren zu sein, es folgt eine unverständliche Aussage, danach die Ortsangabe Glimim. Tan-Tan und Glimim sind Städte im heutigen Südmarokko, das »traditionell« Lebensraum saharauischer Nomad_innen⁵⁶ war und, entsprechend der kolonialen Grenzziehungen, zeitweise in Teilen zu *Spanisch Westafrika* gehörte. In 1958 schlugen die französische und spanische Armee eine lokale antikoloniale Erhebung nieder, woraufhin Tausende Saharais nach Südmarokko (und Südalgerien) flohen.⁵⁷ In diesem Zusammenhang wurde auch die koloniale Nordgrenze der Westsahara neu gezogen: Als Belohnung für den marokkanischen Sultan Mohamed V für seine Unterstützung bei der Zerschlagung des Aufstandes wurde der so genannte Tarfaya-Streifen, ein schmaler Landstrich südlich des Oued Dar'aa, Marokko zugesprochen.⁵⁸ Die Bevölkerungsmehrheit in Südmarokko sind bis jetzt Saharais.

Der Übersetzer nimmt möglicherweise an, dass die Interviewerin diese Zusammenhänge nicht kennt und es sie verwirrt, wenn ein Saharai nicht in der Westsahara geboren ist. Darauf weist die Äußerung »damit sie nicht durcheinander kommt« hin. Deshalb schlägt er Habub im darauf folgenden kurzen Zwischengespräch vor, Al-Aiun, die Hauptstadt der Westsahara, als Geburtsort zu »übersetzen«. Letztlich sagt er jedoch der Interviewerin, dass Habub in den »besetzten Gebieten« (»territoires occupés«) geboren sei. Während schon Al-Aiun als Hauptstadt der okkupierten Heimat eine große symbolische Bedeutung trägt,⁵⁹ stellt der Begriff *territoires occupés* eine zusätzliche semantische Stei-

Mehrfachübersetzungen vorgenommen werden. Vgl. Enzenhofer; Resch 2011 (s. Anm. 19), Par. 46.

⁵⁶ Bis Ende der 1950er Jahre basierten Ökonomie und Lebensführung der saharaischen Gesellschaft weitgehend auf Viehzucht und Wanderviehwirtschaft (Transhumanz). Vgl. Ahmed-Baba Miské: *Front Polisario. L'âme d'un peuple*. Paris 1978, S. 247ff. Sedentarisierungsprozesse infolge von Kolonialismus und Exil haben diese Lebensform jedoch marginalisiert.

⁵⁷ Vgl. Karl Rössel: *Wind, Sand und (Mercedes-)Sterne. Westsahara, der vergessene Kampf für die Freiheit*. Unkel/Rhein 1991, S. 117ff.

⁵⁸ Ebd., S. 120; San Martín 2010 (s. Anm. 11), S. 71.

⁵⁹ In den Flüchtlingslagern wird dies unter anderem in der Siedlungsstruktur deutlich: Die Siedlungen tragen die Namen wichtiger Städte in der Westsahara: Al-

gerung dar. Er ist nicht allein eine Ortsangabe, sondern ein politischer Begriff. Demnach sind Übersetzungen nicht nur soziale,⁶⁰ sondern auch politische Praktiken.

Mit derartigen ›Umschreibungen‹ von Biografien zeigen die Menschen nicht nur ihre Zugehörigkeit als Saharais, sondern diese Zugehörigkeit richtet sich zugleich auf bestimmte Orte⁶¹ und erhält durch diese Orte Legitimation und Bedeutung. Es ist offenbar wichtig, *wo* man geboren ist. Für mich als Interviewerin bzw. Forscherin spielt der Geburtsort meines Interviewpartners keine Rolle und tut der Legitimität des Anspruchs der Saharais auf Dekolonialisierung und Rückkehr in eine unabhängige Westsahara keinen Abbruch. Die Saharais selbst hingegen sehen sich machtvollen marokkanischen Diskursen gegenüber, die ihnen absprechen, Saharais zu sein, und mithin das Recht auf Selbstbestimmung aberkennen. Kern der marokkanischen Propaganda ist die Behauptung, dass die Saharais eigentlich Marokkaner seien und die Frente Polisario nur eine Söldnertruppe Algeriens, die die Saharais in den Flüchtlingslagern gefangen halte. Diese Propaganda ist verbunden mit den Gebietsansprüchen auf die Westsahara und der aggressiven, nationalistischen Ideologie eines ›großmarokkanischen Reiches‹.⁶² Dem Übersetzer sind diese Zusammenhänge bekannt, darum greift er ein. Insofern kann man seinen Diskurs als einen *Gegendiskurs* interpretieren, der der kollektiven Selbstbehauptung in einem asymmetrischen Konflikt dient.

Zudem möchte der Übersetzer vermutlich eine *geradlinige* Geschichte vermitteln:

»Habub: (unverständlich) Wir kamen damals hierher, [19]75, und lebten in den Flüchtlingslagern.

Lawlad: Also, als ich fünf Jahre alt war, fand die marokkanische Kolonisation in der Westsahara statt. Somit waren wir *gezwungen*,⁶³ unser Territorium zu verlassen und in das algerische Territorium zu ziehen, in die Flüchtlingslager, die im November [19]75 entstanden sind.«

Aiun, Al-Dakhla, Al-Smara, Auserd und Boujdour (ehemals Frauenschule 27. Februar). Vgl. ausführlich San Martín 2010 (s. Anm. 11), S. 131.

⁶⁰ Enzenhofer; Resch 2011 (s. Anm. 19), Par. 52

⁶¹ Ulrike Schultz: »Juba ist unser Ort« – *Politics of Place* im neuen Südsudan. In: *Peripherie*, Jg. 32, Nr. 126/127, 2012, S. 218–248, S. 221.

⁶² Vgl. Lehdia Mohamed Dafa (2005): Management von Flüchtlingslagern am Beispiel der POLISARIO Kriegsflüchtlinge (Algerien/Westsahara). In: *CIMIC-Aspekte 3: Systemschnittstellen*, S. 123–167, S. 126; Rössel 1991 (s. Anm. 57), S. 158ff.

⁶³ Hervorhebung des Sprechers.

Wenngleich die Übersetzung weit über die wörtliche Übertragung hinausgeht und die Äußerung des Befragten verändert, so ist der Übersetzer doch um eine *adäquate* Übersetzung bemüht, also um eine – aus seiner Sicht – der Kommunikationssituation angemessene Übertragung. Er nimmt wohl an, dass eine wörtliche Übersetzung nicht ausreicht, um die Aussage des Befragten zu verstehen, und stellt diese in ihren historischen Kontext.

Es ist unklar, wen das »Wir« Habubs einschließt: nur seine Familie oder die saharaischen Flüchtlinge allgemein? Für den Übersetzer jedoch verweist das »Wir« klar auf das saharaische historische Narrativ, zu dessen Bestandteil die traumatischen Erlebnisse der Annexion und Flucht von 1975 geworden sind. Diese sind die Schlüsselereignisse für die derzeitige Situation der Saharais, sei es in den besetzten Gebieten, den Flüchtlingslagern und befreiten Gebieten oder der weltweiten Diaspora. Das Narrativ wird auch von denen angewendet, die diese Ereignisse nicht unmittelbar erlebt haben.

Individuelle und kollektive Narrative dienen der Selbstvergewisserung, setzen der Bedrohung von »Identität« etwas entgegen. In Interviews und Gesprächen richten sich diese Erzählungen aber auch an die Forscherin und vermitteln ein bestimmtes (Selbst-)Bild der Gesellschaft. Die Flüchtlingslager sind der Ort, an denen das saharaische historische Narrativ entworfen wird. Im Gegensatz zu den von Marokko besetzten Gebieten besteht dort die Freiheit, dieses Narrativ zu reproduzieren, zu transformieren et cetera. Die Flüchtlingslager sind, wiederum im Gegensatz zu den besetzten Gebieten, für »Außenstehende« zugänglich, zum Beispiel für Feldforscherinnen wie mich. Von hier aus ist es möglich, das Narrativ »nach außen« zu vermitteln. Die »Macht« des Übersetzers besteht wohl darin, diesen Diskurs präsentieren zu können, ohne dass Befragter und Interviewerin ihn wesentlich beeinflussen könnten. Dies widerspricht der »traditionellen«, von einer klaren Machtasymmetrie beherrschten Beziehung zwischen Forscherin und Beforschten.⁶⁴ Zugleich ist das Handeln des Übersetzers geprägt von lokalen und globalen Machtverhältnissen. Der Übersetzer ist weder Außenstehender noch neutraler Sprachmittler, denn gleich dem Interviewten ist er Teil des Forschungsfeldes und bestimmter Diskurse, und vor allem ist er, wie jener, Betroffener des Konflikts.

⁶⁴ Vgl. Scholz 2012 (s. Anm. 45), S. 76.

Boris Stamenić

Sinjska alka

Das politische Leben eines Ritterspiels

Sinjska alka ist ein jährlich stattfindendes Kostümfest, dessen Hauptattraktion ein Ritterspiel darstellt.¹ *Das Ringreiten von Sinj* – wie *Sinjska alka* in der deutschsprachigen Ethnologie meistens übersetzt wird – entstand als lokale Adaption eines in der Frühmoderne noch europaweit populären Reiterspiels namens *la giostra, quintana/chintana* oder *Ringstechen*.² Bisher ist es nicht bekannt, seit wann genau das Ringreiten in Sinj praktiziert wird, es lässt sich aber vermuten, dass seine Popularisierung nach der venezianischen Eroberung der osmanischen Grenzfestung in Sinj 1686 erfolgte. Bisher gab es einige individuelle Versuche, das Spiel als autochthon entwickeltes Phänomen zu beschreiben,³ aber die Ethnolog_innen sind sich schon längst einig, dass das Spiel von der Apenninischen Halbinsel nach Dalmatien gelangt ist. Als Entstehungsjahr von *Sinjska alka* wird 1715 angenommen und dementsprechend wird ihr dreihundertjähriges Jubiläum im Jahr 2015 zelebriert werden. In der relativ ausführlichen ethnografischen Literatur über *Sinjska alka* wurde sie am häufigsten als Spiel bezeichnet, dabei aber mit unterschiedlichen Präfixen als *Kampf-, Helden-, Kriegs- oder Ritterspiel* kodiert.⁴ Von Träger_innen dieser Tradition, die sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts formell organisieren, wird *Sinjska alka* in den Statuten und Regelheften überwiegend als *Ritterspiel* eingeordnet.⁵ Da *Sinjska alka* nicht nur einen Wettbewerb, sondern auch einen stundenlangen kostümierten Zeremo-

¹ Die Spielregel von *Sinjska alka*, die Folklorelemente dieses Festes sowie die soziale Relevanz dieser Tradition für die lokalen Verhältnisse stehen nicht im Fokus des Dissertationsprojektes und daher werden sie in diesem Beitrag nicht thematisiert. Eine gewisse Vorstellung von *Sinjska alka* kann man dennoch aus dem dreiminütigen Video von Ante Gugić aus dem Jahr 2010 bekommen: <https://www.youtube.com/watch?v=EWXH182TpPk> (28.4.2013).

² Leopold Kretzenbacher: Ringreiten, Rolandspiel und Kufenstechen. Sportliches Reiterbrauchtum von heute als Erbe aus abendländischer Kulturgeschichte, Klagenfurt 1966, S. 66-81.

³ Vgl. Petar Vučić: *Hrvatski duh Alke*, Zagreb 1998, S. 29-36.

⁴ Über die bisherigen Veröffentlichungen über *Sinjska alka*: Šime Jurić: *Dokumenti i književna građa o Sinjskoj alki*. Split, 1988. Ana-Marija Vukušić: *Zapisi o Sinjskoj Alki i njihova primjenjivost u etnološkome istraživanju*. In: *Studia Ethnologica Croatica*, Nr. 19, 2007, S. 223-243.

⁵ Vgl. Originaldokumente bei Jurić, 1988, S. 71-254.

niezug darstellt, ist seine Bezeichnung als *Ritterspiel* sicherlich nicht allumfassend. Dennoch kommt gerade der Begriff *Ritterspiel* dem Wesen von *Sinjska alka* nahe, wobei er viel mehr impliziert als die bloße Absicht, dem Provinzfest einen adeligen Glanz zu verleihen.

Dieser Beitrag thematisiert die politische Nutzung des Ritterspiels *Sinjska alka*, das seit dem 18. Jahrhundert bis heute nahezu ununterbrochen in der dalmatinischen Stadt Sinj jährlich veranstaltet wird. Das *Politische* bezieht sich dabei auf die Prozesse der Erfindung, der Adaption und der ideologischen (Um-)Deutung der lokalen Tradition, sowie auf die politischen Absichten, die mittels kultureller Inszenierung vermittelt werden. Das Ringreiten in Sinj wird demnach als *Brauch* betrachtet, der erst durch eine historisierende sekundäre Bedeutung – die Verhinderung der osmanischen Wiederbesetzung der Sinjer Festung im August 1715 – eine *Tradition* geworden ist. Die Sinjer Schlacht von 1715 fand im zweiten Jahr des Achten Venezianischen Türkenkrieges (1714-1718) statt, in dem das Osmanische Reich versuchte, die territorialen Verluste aus dem Frieden von Karlowitz (1699) zu revidieren. Alle Schlachtdeutungen gehen davon aus, dass die Sinjer Festung von einem überlegenen osmanischen Heer im August 1715 angegriffen und tagelang erfolglos belagert wurde. Im Laufe der Zeit erwiesen sich die Deutungen und Kontextualisierungen der berühmten Schlacht sowie die gegenwärtige politische Symbolik der *Sinjska alka* jedoch als weitgehend weniger persistent als die alten Waffen und wunderschönen Uniformen, die heutzutage am ersten August-Sonntag Tausende von Gästen nach Sinj bringen.

Laut Eric Hobsbawm werden die Gegenstände oder Praxen erst mit dem Verlust ihrer praktischen Funktion für eine vollständig symbolische und rituelle Anwendung befreit.⁶ Die Pelzkappen, die Lanzen und später auch die Pferde der Sinjer Alkaren hätten demnach ihre symbolische Bedeutung in moderner Zeit wahrscheinlich nicht erlangt, wenn sie nicht zuvor ihre ursprüngliche Militärfunktion verloren hätten. In seinem berühmten Konzept *der Erfundenen Tradition* unterscheidet Hobsbawm zwischen der *Erfindung* einer Tradition und der *Adaption* einer schon existierenden Tradition im veränderten Kontext, interessiert sich aber vor allem für Ersteres. Angesichts der nahezu kontinuierlichen Beachtung der *Sinjska alka* durch Vertreter politischer Macht, und dies trotz aller Herrschaftsdiskontinuitäten und ideologischen Brüchen in Dalmatien vom 18. bis ins 21. Jahrhundert, geht das Dissertationsprojekt davon

⁶ Eric Hobsbawm: Uvod. Kako se tradicije izmišljaju. In: Hobsbawm, Eric; Ranger, Terence (Hrsg.): *Izmišljanje tradicije* [1983], Beograd 2011, S. 5-26, hier: S. 9.

aus, dass gerade die Adaption einer Tradition ein viel spannenderer Forschungsgegenstand ist als ihre bloße Erfindung. Die symbolpolitischen (Um-)Kodierungen des jährlich stattfindenden Ritterspiels, die Veränderungen der begleitenden Zeremonie sowie die öffentlichen Auftritte kostümierter Ritter außerhalb von Sinj spiegeln die Entwicklung der politischen Legitimation mittels kultureller Inszenierung in einer längeren zeitlichen Perspektive wider. Die im Alltag kaum wahrnehmbaren Veränderungen einer lokalen Tradition reflektieren indes die breiteren politischen und gesellschaftlichen Entwicklungen von langer Dauer. Als eine Art der zäsurenübergreifenden symbolischen Anerkennung zwischen den staatlichen und den lokalen Akteuren verkörpert *Sinjska alka* die Abbildung einer Strukturgeschichte im Sinne der *Schule der Annales*.

Eine Verknüpfung zwischen *Sinjska alka* und der politischen Macht entstand wahrscheinlich noch im 18. Jahrhundert während der venezianischen Herrschaft in Dalmatien. Laut Leopold Kretzenbacher trachtete jeder der einzelnen Gouverneure, der *Providure* in den vielen befestigten Seestädten von der nördlichen Adria bis nach Rhodos und Zypern hin, »[...] einen Schimmer des Glanzes der Seebeherrscherin Venezia in seine koloniale Stadt, in das ansonsten so grau eintönige Leben zwischen Festung, Garnison und Hafen zu bringen«. ⁷ Die Entwicklung der *Sinjska alka* im 18. Jahrhundert lässt sich allerdings nur anhand der Deutungen und Indizien in *a posteriori* entstandenen Quellen sowie der Analogien mit vermutlich vergleichbaren Beispielen vorsichtig rekonstruieren. Vermutlich war *Sinjska alka* im 18. Jahrhundert vor allem eine jährlich stattfindende Zeremonie der gegenseitigen Anerkennung zwischen der venezianischen Verwaltung und den Dorfschulzen aus der Umgebung, wurde aber im Laufe der Zeit zunehmend um Ausdrücke symbolischer Herrschaftsrepräsentanz ergänzt und hierdurch als institutionelles Arrangement zwischen der Staatsmacht und der lokalen Elite (weiter) gefestigt. Daraus ergibt sich eine doppelte Funktion der *Sinjska alka*, die bis heute besteht. Zum einen geht es um die zäsurenübergreifende, jährlich stattfindende, gegenseitige symbolische Anerkennung zwischen staatlichen und lokalen Eliten. Zum anderen geht es um die in modernen Zeiten zunehmend wichtige symbolische Legitimation der Zentralmacht durch *Sinjska alka* auf lokaler Ebene und darüber hinaus.

⁷ Leopold Kretzenbacher: Ringreiten, Rolandspiel und Kufenstechen. Sportliches Reiterbrauchtum von heute als Erbe aus abendländischer Kulturgeschichte, Klagenfurt 1966, S. 71.

In den ältesten bekannten Dokumenten zur *Sinjska alka* (1798) erklärte sich das neu formierte österreichische Kommissariat in Zadar bereit, die Abhaltung von *la giostra Signana* vollständig weiter zu finanzieren.⁸ Weitere Dokumente aus dem Archiv in Zadar beweisen des Weiteren die Existenz finanzieller Überweisungen zugunsten des Ritterspiels unter französischer Verwaltung in Dalmatien, zumindest während der ersten zwei Jahre (1806-1814). Aus den zeitgenössischen Dokumenten ergibt sich, dass die Finanzierung in den folgenden Jahren eher wegen der allgemeinen Krise sowie der kontinuierlich verspäteten Finanzanträge als aus ideologischen Gründen unterbrochen wurde.⁹ Die 1810er Jahre stellen wahrscheinlich eine Krisenzeit der *Sinjska alka* dar. In diesen Jahren wurde das Ringreiten in Sinj, laut Šime Jurić, unregelmäßig oder überhaupt nicht abgehalten.¹⁰ In allen anderen Städten Dalmatiens verschwindet das Ringreiten in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gänzlich, was wahrscheinlich auf den Verlust des Interesses an solchen Formen der Unterhaltung in der bürgerlichen Schicht zurückzuführen ist.¹¹ Trotz der großen Popularität des Ringreitens im 17. und 18. Jahrhundert wird es nach 1840, zumindest an der östlichen Adriaküste, nur in Sinj weiter abgehalten.

Die 1818 erfolgte Reise des österreichischen Kaisers Franz I. in das neu erworbene Kronland Dalmatien hat wahrscheinlich einen entscheidenden Impuls zum Erhalt des Ringreitens in Sinj gegeben. Anknüpfend an die erfolgreiche Präsentation vor Seiner Kaiserlichen Majestät wurde die Finanzierung von *Sinjska alka* ab dem Jahr 1820 regelmäßig aus staatlicher Kasse gewährleistet.¹² Seitdem wurde *Sinjska alka* nicht mehr während des Karnevals, sondern zum Geburtstag des jeweiligen Kaisers der Donaumonarchie organisiert.¹³ Während der langjährigen Regentschaft von Kaiser Franz Joseph I. (1848-1916) wurde das Fest demgemäß immer am 18. August abgehalten. Inwieweit diese Gegebenheit zur Ver-

⁸ Jurić, 1988, S. 6.

⁹ In der gegenwärtigen kroatischen Historiografie wird häufig behauptet, dass das Ringreiten in Sinj von der französischen Verwaltung nicht unterstützt oder sogar aus ideologischen Gründen verboten wurde. Eine solche Behauptung wird wahrscheinlich aus dem Statut des Ritterlichen Alkarenvereins von 1902 unkritisch übernommen. Siehe das Statut aus dem Jahr 1902 bei Jurić, 1988, S. 92.

¹⁰ Ebd.

¹¹ Dunja Rihtman-Augustin: *Ulice moga grada*, Beograd 2001, S. 257-264, hier: S. 260.

¹² Boris Ljubičić: *Alka*, Split 2001, S.18.

¹³ Šime Jurić: *Sinjska alka*. Informativni vodič po Cetinskoj krajini. Zagreb, 1965, S. 59.

flechtung von *Sinjska alka* mit der Schlacht von 1715 sowie mit der Marienverehrung beigetragen hat, wurde bisher noch nicht erforscht. Im ältesten bekannten Statut von *Sinjska alka* von 1833 wurde zwar »das Andenken an die alten Siege gegen die Türken« erwähnt, aber die ausdrückliche Thematisierung der Schlacht von 1715 im Zusammenhang mit *Sinjska alka* lässt sich erst seit der Mitte des 19. Jahrhunderts in schriftlichen Quellen eindeutig feststellen.¹⁴

Feststellbar ist aber, dass die Schlacht von 1715 heutzutage ein Kernelement beider berühmter Augustfeste in Sinj darstellt, die weit über die lokalen Verhältnisse hinaus ein starkes Interesse wecken: Mariä Himmelfahrt und *Sinjska alka*. Mit etwa 100.000 Wallfahrern zum Fest der Mariä Himmelfahrt am 15. August jedes Jahres ist die Ortschaft mit ca. 12.000 Einwohnern heutzutage der bedeutendste Marienpilgerort in Dalmatien. Die besondere Bedeutung der Kleinstadt auf dem alten Handelsweg zwischen Split und der Herzegowina für die Marienverehrung in Dalmatien basiert in erheblichem Ausmaß auf dem Glauben daran, dass die Heilige Maria am Sieg von 1715 entscheidend beteiligt war. Ein starker Impuls der symbolischen Verflechtung zwischen der Marienverehrung und dem Ringreiten in Sinj erfolgte 1887 mit der Einführung der neuen Flagge in die Zeremonie von *Sinjska alka* zum Anlass der zweihundert Jahre zuvor stattgefundenen Übertragung des geehrten Marienbildes aus dem Rama-Kloster nach Sinj.¹⁵ Die Fahne mit dem Motiv der Heiligen Maria kodierte *Sinjska alka* mit einer zusätzlichen symbolischen Bedeutung, die allerdings in keinem Gegensatz zur politischen Legitimation des Habsburgerreiches stand. In der Identitätspolitik der ethnisch ausgesprochen heterogenen Donaumonarchie spielten gerade der Katholizismus sowie das Geschichtsbild vom Bollwerk Europas eine herausragende Rolle.¹⁶ Das allerwichtigste Motiv war nach wie vor die Figur des Kaisers selbst. Mit der Einbindung der Marienfahne in den zeremoniellen Ablauf repräsentierte *Sinjska alka* jeden einzelnen Aspekt der spät-habsburgischen Legitimationstrinität.

Im Juli 1908 nahmen die Alkaren im Huldigungsfestzug zum Anlass des 60. Kaiserjubiläums von Franz Joseph I. in Wien teil.¹⁷ Die Teilnehmer_innen der spektakulären Parade wurden in 22 thematische

¹⁴ Vgl. Šime Ljubić: *Običaji kod Morlakah u Dalmaciji*, Zadar 1846, S.106.

¹⁵ Vgl. Ivan Marković: *Sinj i njegovo slavlje [1898]*, Sinj 1998.

¹⁶ Vgl. Johannes Feichtinger; Johann Heiss (Hrsg.): *Geschichtspolitik und »Türkenbelagerung«*, Wien 2013.

¹⁷ Ivo Dalbello: *Festzug 1908*. In: *Sinj. An Insight into the Creation of a City*, Sinj 2012, S. 36-43.

Gruppen aufgeteilt, wobei die ersten 19 Gruppen die unterschiedlichen (Kriegs-)Episoden aus der jahrhundertelangen habsburgischen Geschichte inszenierten.¹⁸ Trotz der ausdrücklichen Thematisierung der *Türkenkriege* durch mehrere Gruppen traten die Alkaren in keiner der Geschichtsinszenierungen an, sondern »lediglich« als Vertreter Dalmatiens in die Gruppe XXI namens »Die Kronländer Österreichs«, vorgesehen für die »Vertreter ihrer Völker in den nationalen Trachten und volkstümlichen Anzügen«.¹⁹ Die von der (lokalen) historischen Symbolik entbundene Teilnahme der Alkaren bei des Kaisers Jubiläumsfestlichkeiten zusammen mit anderen »Künstlervereinigungen und Landesmuseen der Kronländer«²⁰ symbolisiert den Anfang einer neuen Phase des Politischen in und um *Sinjska alka*. Anbrechend mit dem Festzug in Wien 1908 beteiligen sich die Alkaren in den folgenden Jahrzehnten immer häufiger an politischen Kundgebungen außerhalb von Sinj trotz aller Herrschaftsdiskontinuitäten und ideologischen Brüchen der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts in Dalmatien. Das Spannende in diesem Verhältnis ist nicht nur, dass sich *Sinjska alka* beziehungsweise der Alkarenzug als Vehikel der Herrschaftsinszenierung in ideologisch unterschiedlichen Regimen erhielt, sondern auch dass diese Regime häufig eine ausgesprochene ideelle und politische Diskontinuität mit ihren Vorgängern hervorheben wollten.

Den Zerfall der Donaumonarchie hat *Sinjska alka* indes mit wenigen Veränderungen und sogar mit dem gleichen Herzog namens Vice Grabovac (1908-1936) überstanden. Die im Statut von 1902 gefestigte Loyalität des Alkarenvereins gegenüber »Volk, König und Heimat« wurde im Statut von 1921 sogar in gleicher Wortfolge wiederholt.²¹ Dass sie fast hundert Jahre lang den Ruhm des österreichischen Kaisertums verbreitete, war in der Zwischenkriegszeit kein Hindernis für die weitere regelmäßige Finanzierung des Alkarenvereins aus der Staatskasse des Königreichs der Serben, Kroaten und Slowenen (1918-29) bzw. des Königreichs Jugoslawien (1929-41). Die Kontinuität der Finanzierung verweist auf die Existenz eines institutionellen Arrangements zwischen den staatlichen und lokalen Eliten, das schon lange vor der Zeit bestand, in der das Sinjer Ringreiten als Kulturgut oder Folkloreerbe erkannt wurde. Ausge-

¹⁸ Rudolf Junk; Emil Schiller: Der Huldigungsfestzug. Schilderung und Erklärung seiner Gruppen, Wien 1908.

¹⁹ Ebd.

²⁰ Ebd.

²¹ Vgl. die Originaldokumente bei Jurić, 1988, S. 100 und 111.

hend davon, dass das Konsolidierungspotenzial einer Zentralmacht im erheblichen Ausmaß von der Integration der alten Strukturen und Institutionen mitbestimmt ist, wird ein nominelles Interesse jeder neuen Regierung vermutet, die vorhandene Struktur beizubehalten und in gegebenen Umständen für die Durchsetzung der eigenen politischen Ziele zu nutzen. Andererseits bemühen sich die lokalen Akteur_innen ebenfalls darum, das Arrangement mit dem Staat fortzusetzen und passen sich (aus persönlicher Überzeugung oder aus rein pragmatischen Gründen) kontinuierlich an das gesellschaftliche Orientierungsbild an. Damit stärken sie sowohl ihre persönliche Position auf lokaler Ebene (und darüber hinaus) als auch die Attraktivität einer bereits vorhandenen Struktur für den Staat.

Die ersten Schritte der Annäherung zwischen den Alkaren und der neuen politischen Macht fanden schon 1919 statt. Ein halbes Jahr nach der Eingliederung Dalmatiens in die neu entstandene südslawische Monarchie wurde König Petar I. mit einer außerordentlichen Fortführung von *Sinjska alka* im Juni 1919 in Sinj empfangen.²² Im Juni 1922, etwa ein Jahr nach dem Begräbnis des alten Königs, reisten die Alkaren zur Hochzeit des Thronfolgers Aleksandar wieder nach Belgrad und führten zum ersten Mal im 20. Jahrhundert *Sinjska alka* außerhalb von Sinj vor.²³ Die ausgesprochene Loyalität der Alkaren gegenüber der jugoslawischen Monarchie trug sogar zum Ausbruch der Unruhen in Sinj 1935 unmittelbar nach der Fortführung von *Sinjska alka* bei, in deren Verlauf mindestens ein Demonstrant von der Gendarmerie getötet wurde.²⁴ Die unmittelbar vor dem Spiel gestaltete Oppositionskundgebung lockte 15.000 Menschen aus dem Umland von Sinj an.²⁵ Die Huldigung vom alkarischen Herzog Grabovac an den im Oktober 1934 ermordeten König Aleksandar resultierte in Krawallen vor dem Ende der Zeremonie, die erst mit der Intervention der Armee unter Kontrolle gebracht wurden.²⁶ Im Unterschied zum Zeitalter unter der österreichischen Krone, als *Sinjska alka* zum Geburtstag des jeweils herrschenden Kaisers abgehalten wurde, festigte sich seit den späten 1920er Jahren der erste Sonntag nach Mariä Himmelfahrt (15. August) als üblicher Termin für *Sinjska alka*. Diese Adaption hatte zwar keinen direkten politischen Zweck, ermöglichte aber

²² Boris Ljubičić: *Alka*, Split 2001, S.18.

²³ Josip, Boko: *Alkari na kraljevoj svadbi*, Split 1922.

²⁴ Nikica Barić: *Neredi na Sinjskoj alci 1935. godine*. In: *Časopis za suvremenu povijest*, Jg. 38, Nr. 3, 2007, S. 939-953.

²⁵ Marinko Perić: *Sinj i Cetinska krajina u borbi za slobodu*, Sinj 1974, S. 29.

²⁶ Barić, 2007, S. 941.

eine weitere Entwicklung der *Sinjska alka* über die Grenzen eines lokalen Festes hinaus. In den 1930er Jahren etablierte sich *Sinjska alka* als populäres Ausflugsziel der Bauernvereine, der wohlhabenden Städter sowie der ausländischen Adria-Urlauber, die mit den Sonderbus- und Bahnlinien zum jährlichen Augustfest nach Sinj pilgerten.²⁷

Nach dem Angriff der Achsenmächte auf Jugoslawien in April 1941 und der Gründung des kroatischen faschistischen Vasallenstaates kam Sinj unter italienische Verwaltung. Die führenden Positionen in dem Alkarenverein übernahmen noch im gleichen Jahr gegenüber dem *Ustaša*-Regime treue Personen.²⁸ Zwischen 1941 und 1943 wurde *Sinjska alka* jedoch nicht abgehalten, vermutlich wegen der Ablehnung durch die italienische Okkupationsverwaltung. Dennoch standen die Alkaren im Festzug zum ersten Jubiläum des unabhängigen Staates Kroatiens (*Nezavisna Država Hrvatska*) 1942 in Zagreb gerade als Brückenfigur zwischen den moderneren Militäreinheiten und den Bauern in den Volkstrachten.²⁹ Entsprechend ihrer Vergangenheitsdeutung verkörperte *Sinjska alka* für die *Ustaše* eine jahrhundertelange Kontinuität des Kampfes für kroatische Unabhängigkeit. Dabei wurde aber dem Ritterspiel seine anti-osmanische beziehungsweise anti-muslimische Symbolik entnommen, vollkommen im Einklang mit der identitätspolitischen Absicht des *Ustaša* Regimes, die bosnischen Muslime als Kroaten islamischen Glaubens ins rassenideologisch definierte kroatische Volkswesen zu integrieren. Im Laufe des Zweiten Weltkrieges wurde *Sinjska alka* nur ein einziges Mal abgehalten und zwar am 20. August 1944.³⁰ Merkwürdigerweise traten die Alkaren in Sinj genau einen Tag nach der pompösen Einweihung der großen Moschee in Zagreb an. Knapp zwei Monate danach wurde Sinj durch die Partisaneneinheiten endgültig befreit und nach dem Kriegsende in die neu entstandene jugoslawische Föderation unter der kommunistischen Herrschaft eingegliedert.³¹

²⁷ Jučerašnja Sinjska Alka. In: Novo Doba, Jg. 21, Nr. 196, 22.8.1938, S. 3.

²⁸ Toni Paštar: Nepoznata prošlost. Na dan savezničkog bombardiranja u Sinju održana ustaška alka. In: Slobodna Dalmacija, 03. 03. 2010. <http://www.slobodnadalmacija.hr/Hrvatska/tabid/66/articleType/ArticleView/articleId/93864/Default.aspx> (29.4.2013).

²⁹ Veličanstveni mimohod pred poglavnikom. In: Hrvatski narod, Jg. 4, Nr. 398, 11.4.1942, S. 7.

³⁰ U nedjelju je održana tradicionalna sinjska »Alka«. In: Hrvatski narod, Jg. 6, Nr. 117, 24.8.1944, S. 2.

³¹ Vgl. Perić, 1974.

Die erste öffentliche Begegnung zwischen der kommunistischen Regierung und den Alkaren erfolgte schon im April 1945 in Split. Im gleichen Sommer bemühte sich die neue Staatsverwaltung, die Pferde für die Abhaltung des Ritterspiels über das Militärkommando in Ljubljana zu besorgen.³² Die dort stationierten Sinjer Partisanen legten den 400 Kilometer langen Weg nach Hause auf den Pferden zurück. Als persönlicher Gesandter von Tito wohnte Generalleutnant Koča Popović der *Sinjska alka* 1945 bei, eine der führenden Persönlichkeiten der kommunistischen Regierung.³³

Schon während der ersten Monate nach der Befreiung des Landes zeigte sich das Interesse der kommunistischen Macht für *Sinjska alka* mehr als deutlich. Dennoch war die Kontinuität von *Sinjska alka* nach 1945 sowie die Beachtung der neuen politischen Macht für ein symbolisch vorbelastetes Ritterspiel alles anderes als selbstverständlich. Die vorhandene Struktur der Machtlegitimation sowie die Popularität der jährlich stattfindenden Kundgebung haben sicherlich zum Erhalt der *Sinjska alka* sowohl nach wie auch vor 1945 erheblich beigetragen. Dennoch waren vor allem die Adaptionen kultureller Inszenierungen sowie ihre ideologischen Umdeutungen *conditio sine qua non* der Fortsetzung von *Sinjska alka* nach dem Zweiten Weltkrieg. Eine weitere, damit verbundene Veränderung in *Sinjska alka* bezog sich auf die Akteure selbst. Der hart erkämpfte Sieg der jugoslawischen Volksarmee unter der kommunistischen Führung sowie die angefangene sozialistische Revolution im Land erschütterten die lokalen Machtverhältnisse nach dem Kriegsende. Diese Veränderungen spiegelten sich auch in *Sinjska alka* wider. Auf der Vollversammlung im Juni 1945 wurde nämlich entschieden, dass an der bevorstehenden Fortführung im August alle Alkaren, die 1940 teilgenommen hatten, weiterhin teilnehmen dürfen, außer denjenigen, die 1944 angetreten waren.³⁴ Als Alkarenherzog wurde Marko Buljan ausgewählt, die langjährige Schlüsselfigur (zusammen mit Vice Grabovac) bei der *Sinjska alka* vor dem Zweiten Weltkrieg. Im Juli 1945 wurde die Vollversammlung aber noch einmal organisiert. Abgesehen vom langjährigen Alkar namens Stipe Milun wurde das exklusive Teilnahmerecht an *Sinjska alka* allen anderen Rittern aus der Vorkriegszeit aberkannt und den ausgezeichneten Ordensträgern (*Nositelji Partizanske spome-*

³² Informationen aus dem Gespräch mit Ivo Dalbello in Sinj, April 2012.

³³ Nakon četiri godine u Sinju je odigrana Alka. In: Vjesnik, Jg. 5, Nr. 107, 25.8.1945, S. 3.

³⁴ Informationen aus dem Gespräch mit Ivo Dalbello in Sinj, April 2012.

nice 1941) unter den Partisanenkämpfern übergeben.³⁵ Als Alkarenherzog wurde daher Petar Peko Bogdan erkoren, der Oberstleutnant der Jugoslawischen Volksarmee. Damit hat das Ringreiten aus Sinj weiterhin die Funktion der jährlich stattfindenden Begegnung zwischen den staatlichen und lokalen Eliten beibehalten, wobei die Tradition durch die symbolpolitische Umkodierung eine neue Bedeutung erlangte. Die Erinnerung an den Sieg von 1715 wurde nach dem Zweiten Weltkrieg mit dem Andenken an den heldenhaften Widerstand und die zahlreichen Opfer aus der lokalen Bevölkerung symbolisch ergänzt. Durch *Sinjska alka* wurde nach 1945 ein jahrhundertlanges historisches Kontinuum des Kampfes für die Ideen und Ziele vermittelt, deren Verwirklichung mit der Gründung des sozialistischen Jugoslawiens endlich durchführbar schienen.³⁶ Der Status von Alkaren-Helfern – den so genannten Alkaren-Knappen (*alkarski momci*) – wurde direkt nach dem Zweiten Weltkrieg ohnehin verbessert. Seitdem werden sie auch in den Alkarenverein als gleichberechtigte Mitglieder aufgenommen. Gleichzeitig avancierten sie auch symbolisch: seit 1945 symbolisiert ein Alkaren-Knappe eher einen Infanteriesoldaten und Mitkämpfer als einen Helfer oder sogar Knecht. Interessanterweise wurde die Heilige Maria, als zentrales Motiv der alkarischen Fahne seit 1887, nach dem Zweiten Weltkrieg gerade durch die Abbildung eines Alkaren-Knappen mit Schlagwaffe (*buzdovandžija*) ersetzt.³⁷

Zum Anlass des III. Kongresses der staatlichen Jugendorganisation (*III. kongres Narodne omladine Jugoslavije*) fuhren die Alkaren im Mai 1946 nach Zagreb und präsentierten die *Sinjska alka* vor Josip Broz Tito und einem zahlreich erschienenem Publikum im Stadion.³⁸ Die Tageszeitungen widmeten der außerordentlichen Fortführung relativ viel Platz, mit besonderem Augenmerk auf die individuellen Ehrenzeichen jedes Einzelnen unter den Alkaren.³⁹ Am 14. August 1947 wurde *Sinjska alka* als zentrale Gedenkveranstaltung des antifaschistischen Widerstands

³⁵ Ebd.

³⁶ Vgl. Viteško Alkarsko Društvo: 250. Sinjska Alka, Sinj/Split 1965.

³⁷ Božena Romac: Alkarski barjak i Gospa Sinjska. In: Sinjske Novine, Nr. 26, 2012, S. 24-25.

³⁸ Dokumentarfilm »Tito i Sinjska alka«, TV Zagreb, 1987. <https://www.youtube.com/watch?v=tYmhFE9JfbY> (29. 04. 2013).

³⁹ Tradicionalna Sinjska Alka pred Maršalom Titom u Zagrebu. In: Narodni sport, Nr. 41/II, 14.5.1946, S. 2.

in Dalmatien ausnahmsweise am Donnerstag abgehalten.⁴⁰ Schon ab dem nächsten Jahr wurde die Fortführung wieder sonntags organisiert, aber immerhin mit starkem Bezug auf den Beginn des antifaschistischen Widerstandes am 14. August 1941 in der unmittelbaren Nähe von Sinj.⁴¹ Bei der alkarischen Versammlung im August 1948 wird es den Zivilen wieder ermöglicht, für die Teilnahme im traditionellen Wettbewerb zu konkurrieren, allerdings nur, wenn sie es sich mit einer überdurchschnittlichen Arbeitsleistung verdient hatten. Gleichzeitig wurde die Initiative der staatlichen Frauendachorganisation *Antifašistički Front Žena* gebilligt, um die Teilnahme der Frauen an der Zeremonie um das Ringreiten zu ermöglichen.⁴² Darüber hinaus wurde bei der Versammlung der Wunsch geäußert, einige Genossinnen zu finden, die bereit wären, am Wettbewerb teilzunehmen.⁴³ Die Beteiligung der Frauen am großen Fest beschränkt sich allerdings bis heute auf das Statieren in Volkstrachten vor der Tribüne für Ehrengäste oder das Spielen im Stadtorchester.

Eine weitere Annäherung zwischen der Staatsmacht und dem Ringreiten von Sinj formalisierte sich 1959, als Josip Broz Tito die Schirmherrschaft über *Sinjska alka* übernahm. Der von Tito geschenkte silberne Schild wurde in die Zeremonie eingegliedert und dem jeweiligen Gewinner zwischen 1959 und 1990 als transitives Siegeszeichen von den politischen oder militärischen Ehrengäst_innen höchsten Ranges feierlich übergeben. Tito wurde 1961 ständiger Schirmherr von *Sinjska alka*.⁴⁴ Im August 1965 kam Tito persönlich nach Sinj zur Feier des 250. Jubiläums und verpflichtete sich als lebenslanger Schirmherr.⁴⁵ Ein symbolischer Höhepunkt wurde indes 1979 erreicht, als Tito zum ersten Ehrenherzog von *Sinjska alka* (*počasni alkarski vojvoda*) ernannt wurde.⁴⁶ Am 5. Mai 1980 verabschiedeten sich die Alkaren vom Marschall Jugoslawiens mit der Ehrenwache an seinem Begräbnis in Belgrad.

⁴⁰ U Sinju je svečano proslavljen Dan ustanka naroda Dalmacije. In: Vjesnik, Jg. 7, Nr. 713, 17.8.1947, S. 3.

⁴¹ Vgl. Jurić, 1965.

⁴² Ovogodišnja Sinjska alka održat će se 22. Kolovoza. In: Slobodna Dalmacija, 4.8.1948.

⁴³ Ebd.

⁴⁴ Jurić, 1965.

⁴⁵ Bruno Vuletić: Tito and the Alka Tournament. In: The Alka Tournament of Sinj, Belgrade 1987, S. 70-72.

⁴⁶ Ebd.

Nach Titos Tod änderte sich im sozialistischen Jugoslawien zunächst relativ wenig. Die Schirmherrschaft über *Sinjska alka* wurde vom Präsidium der Sozialistischen Föderativen Republik Jugoslawien übernommen, wobei die politische Symbolik der Veranstaltung mehr oder weniger identisch blieb. Die großen Veränderungen sowie die ideologisch motivierten Umdeutungen der *Sinjska alka* erfolgten erst Anfang der 1990er im Kontext des kriegesischen Zerfalls Jugoslawiens.⁴⁷ Die Erinnerung an den anti-faschistischen Aufstand 1941 wurde zunehmend ausgeblendet und durch den kroatischen Unabhängigkeitskrieg (*Domo-vinski rat*) beziehungsweise durch die Militäroffensive *Oluja* (August 1995) ersetzt.⁴⁸ In den neuen politischen Umständen nahmen die Alkaren weiterhin eine wichtige symbolische Rolle ein, die über das Feiern des Augustfestes hinausging. Schon Ende Mai 1991 nahmen die Alkaren an der ersten Parade der neu entstandenen Volksgarde in Zagreb teil. Während der 1990er Jahre hatten die Alkaren mehrere öffentliche Auftritte in der kroatischen Hauptstadt, einschließlich der Parade der *historischen kroatischen Truppen* 1998.⁴⁹ Ein Jahr davor wurde der kroatische Präsident Franjo Tuđman zum Ehrenherzog der *Sinjska alka* ausgerufen. Unter seiner Regierung (1990-1999) besuchte Tuđman *Sinjska alka* dreimal als Ehrengast. Das Ringreiten von Sinj hielt er, zumindest laut einem Zitat, für »die einzige kämpferische Tradition des kroatischen Volkes«.⁵⁰

Die politische Geschichte der *Sinjska alka* im 21. Jahrhundert lässt sich in zwei Phasen untergliedern. In den Jahren nach Tuđmans Tod 1999 galt *Sinjska alka* weiter als Kultursymbol des kroatischen Nationalismus, was aber nicht mehr mit der Politik der neuen kroatischen Regierung korrespondierte.⁵¹ Der Konflikt mit der Zentralmacht wurde doch ab 2005 durch die so genannte *Entpolitisierung von Sinjska alka* erfolgreich beseitigt.⁵² Seitdem symbolisiert das Ringreiten von Sinj eine zwar

⁴⁷ Vgl. Govori alkarskih vojvoda (1990-2009). In: Ferata – sinjski on-line tjednik. <http://tjednik.ferata.hr/ferata5/44-vojvode-alka-ferata-feljton> (30.4.2013).

⁴⁸ Ebd.

⁴⁹ Rihtman-Auguštin, 2000, S. 258.

⁵⁰ Vgl. Strikoman Šime: Terra Croatica. *Sinjska alka*, 2000, S. 8.

⁵¹ Sinjski intelektualci kreću u borbu protiv desničarskog nasilja u »Alkarskom društvu«. In: Nacional, Nr. 343, 11.6.2002. <http://www.nacional.hr/clanak/15184/sinjski-intelektualci-krecu-u-borbu-protiv-desnicarskog-nasilja-u-alkarskom-drustvu8217> (30.4.2013).

⁵² Mesić: Alku treba depolitizirati. In: Jutarnji list, 1.4.2006. <http://www.jutarnji.hr/mesic-alku-treba-depolitizirati/25539/> (30.4.2013).

»nationalbewusste«, aber »proeuropäisch« orientierte Politik Kroatiens und wird wieder von höchstpositionierten Vertreter_innen politischer Macht in Kroatien sowie zahlreichen Diplomat_innen besucht.⁵³ Angesichts des EU-Beitritts Kroatiens im Juli 2013 bleibt es zu verfolgen, wie das politische Leben dieses Ritterspiels unter den neuen Verhältnissen weiter verlaufen wird.

⁵³ Alka: Josipović vraća veleposlanike u svečanu ložu. In: slobodna Dalmacija, 4.8.2010. <http://www.slobodnadalmacija.hr/Hrvatska/tabid/66/articleType/ArticleView/articleId/111731/Default.aspx> (30.4.2013).

KÖRPER – MACHT – IDENTITÄT – GENDER

Sofia Kousiantza

Ausdehnung, Materialität und Körper bei Benedict de Spinoza¹

»[...] dass beide, die Entscheidung und der Trieb des Geistes und die Bestimmung des Körpers, der Natur nach zusammen bestehen oder vielmehr ein und dieselbe Sache sind«
Spinoza, *Ethik*, 3p2s²

In diesem Aufsatz wird ein Einblick in die spinozische Antwort auf die Frage nach dem Verhältnis zwischen Welt und Denken skizziert. Darüber hinaus möchte ich ansatzweise und aus einer spinozischen Perspektive einen Entwurf des Konstruktionsprozesses des verkörperten Subjekts vorstellen. Dieser Artikel bezweckt somit weder die erschöpfende und detaillierte Darstellung der spinozischen Philosophie – welche den hier vorgegebenen Rahmen ohnehin sprengen würde – noch eine ausführliche Analyse der neuen Denkweisen über den Körper und die Materie, die die spinozische Körperphilosophie ermöglicht. Ich bin der Überzeugung und es wird hier zu zeigen sein, dass die spinozische Körperphilosophie erstaunlich modern ist in dem Sinne, dass sie den Gegensatz zwischen Körper und Geist aufhebt und somit ein neues Denken über deren Verhältnis zueinander zulässt. Ich hoffe, dass diese Skizze genügt, um

¹ Dieser Artikel ist die überarbeitete Version eines Vortrags, den ich am 11.3.2013 auf der Ferienakademie der Rosa-Luxemburg-Stiftung gehalten habe. Das Ziel dieses Vortrags war es, die Grundbegriffe der Körperphilosophie Spinozas – nach seiner Terminologie: die Theorie über das Attribut der Ausdehnung – einem nicht unmittelbar mit dieser Philosophie vertrauten Publikum vorzustellen.

² *Zitierquelle und Zitierweise*: Alle Absätze aus Spinozas *Ethik* sind aus der neuen deutschen Übersetzung von Wolfgang Baruschat entnommen. Wolfgang Baruschat (Hrsg.): Baruch De Spinoza. Ethik in geometrischer Ordnung dargestellt, Lateinisch – Deutsch, Philosophische Bibliothek Bd. 92, Hamburg 1999. Verweise auf bestimmte Lehrsätze der *Ethik* sind nach folgendem Schema aufgebaut: Die arabische Ziffer verweist auf den jeweiligen Teil, dann folgt ein Kürzel, das die Satzart genauer bestimmt, gefolgt von der Nennung der Zählung des Satzes. Dabei werden folgende Kürzel verwendet: d für »definitio«, dem für »demonstratio«, a für »axiom«, post für »postulatum«, p für »propositio«, c für »corollarium«, s für »scholium«, praef für »praefatio«, lem für »lemma«, 2p12c3 verweist dementsprechend auf das dritte Corollarium zu Lehrsatz 12 des zweiten Teils.

bei einem offenen und lernfreudigen Publikum Interesse für diese spinozische Perspektive zu wecken, oder es sogar zu begeistern.

Einige biografische Daten Spinozas

Der Mensch Spinoza und vor allem seine Werke waren Jahrhunderte lang mit einem absoluten Verbot belegt: Im Jahre 1656 wurde der damals 24-jährige Philosoph, der bis zu diesem Zeitpunkt als große Hoffnung des Judentums galt (und kurz nach Descartes und gleichzeitig mit Leibniz lebte), von der jüdischen Gemeinschaft Amsterdams vertrieben, wegen »teuflischer Ansichten und Taten und abscheulicher Häresien«.³ Dieses Urteil war ungewöhnlich hart, vor allem weil es keine zeitliche Grenze kannte: Offiziell wurde es erst 300 Jahre nach dem Tode Spinozas aufgehoben. Seine wenigen Werke wurden auf Latein entweder anonym oder nach seinem Tode veröffentlicht. Seine scharfe Religionskritik führte dazu, dass seine Werke in den Niederlanden verbannt und ausnahmslos in das Verzeichnis der verbotenen Bücher der römischen Inquisition eingetragen wurden. Der Ausschluss Spinozas aus beiden Kirchen – der jüdischen sowie der katholischen – fand unabhängig voneinander statt und verweist trotzdem auf die philosophische Solidarität der monotheistischen Buchreligionen. Die vehemente Reaktion, die 1670 die anonyme Publikation seines *Theologisch-Politischen-Traktats* zur Folge hatte, sowie ein Mordversuch, der Spinoza eine Narbe als Erinnerung hinterließ, lehrten ihn, sich selbst vor der Aufklärungsfeindlichkeit zu schützen. Während seines ganzen Lebens stand Spinoza »in ganz Europa im Ruf, der systematischste und gefährlichste Atheist zu sein und die Grundlagen der Moral und des Staates zu gefährden«.⁴ Am

³ Der originale Bann (auf Portugiesisch) befindet sich auf Seite 408 im so genannten Buch der Abkommen der Talmud Torah Gemeinschaft in Amsterdam, das in den Städtischen Archiven unter der Nummer PA 334/19 zu finden ist. Der Bann hat den Titel »Notta do Herem que se publicoi de Theba em 6 de ab, contra Baruch espinoza«. Eine deutsche Übersetzung des Banns ist z.B. hier zu finden: <http://tinyurl.com/q3uzdyt> (21.9.2013). Eine zuverlässige englische Übersetzung desselben findet man in Steven Nadler: *Spinoza's Heresy. Immortality and the Jewish Mind*, Oxford 2001, S. 2.

⁴ Michael Hampe; Ursula Renz; Robert Schnepf: Einleitung. In: Dies. (Hrsg.): *Baruch de Spinoza. Ethik in geometrischer Ordnung dargestellt*, Berlin 2006, S. 1-15, hier: S. 4.

21. Februar 1677 starb Spinoza im Alter von 44 Jahren, wahrscheinlich an einer Lungenkrankheit.

Im 18. Jahrhundert, und in Bezug auf die von Spinoza vertretene Gleichsetzung von Gott und Natur, wird Spinoza nicht mehr als Atheist, sondern als Pantheist gelesen.⁵ Erst im 19. Jahrhundert wird er positiv rezipiert, so etwa von Marx⁶ und Nietzsche.⁷ Im 20. Jahrhundert wird Spinoza vor allem von Althusser⁸ und Deleuze⁹ als Philosoph der Macht, der Immanenz, des Ausdrucks und der Singularität konzipiert, während er im 21. Jahrhundert als Inspiration für aktuelle Debatten in der Philosophie, der politischen Theorie und der Kunst dient.¹⁰

⁵ Zu dem so genannten Pantheismusstreit in Deutschland siehe Ursula Renz: The Pantheismusstreit – Milestone or Stumbling Block in the German Reception of Spinoza? In: Michael Hampe; Ursula Renz; Robert Schnepf (Hrsg.): Spinoza's Ethics. A Collective Commentary, Leiden/Boston 2011, S. 325-349. Auch Dimitris Karydas: Pantheismusstreit. Η διένεξη περί του Σπινόζα στον ύστερο γερμανικό διαφωτισμό [Der Streit über Spinoza im späten deutschen Idealismus]. In: Axio-logika Philosophische Zeitschrift, Spezieller Band Nr. 2: Σπινόζα: Προς την ελευ-θερία [Spinoza. In die Freiheit] 2002, S. 173.

⁶ Pierre-François Moreau: Marx und Spinoza, Hamburg 1978.

⁷ Am 30. Juli 1881 schreibt Nietzsche folgendes auf einer Postkarte an Franz Overbeck: »Ich bin ganz erstaunt, ganz entzückt! Ich habe einen *Vorgänger* und was für einen! Ich kannte Spinoza fast nicht: daß mich *jetzt* nach ihm verlangte, war eine »Instinkthandlung. Nicht nur, daß seine Gesamttendenz gleich der meinen ist — die Erkenntniß zum *mächtigsten Affekt* zu machen — in fünf Hauptpunkten seiner Lehre finde ich mich wieder, dieser abnormste und einsamste Denker ist mir gerade in *diesen* Dingen am nächsten: er leugnet die Willensfreiheit—; die Zwecke—; die sittliche Weltordnung—; das Unegoistische—; das Böse—; wenn freilich auch die Verschiedenheiten ungeheuer sind, so liegen diese mehr in dem Unterschiede der Zeit, der Cultur, der Wissenschaft. In summa: meine Einsamkeit, die mir, wie auf ganz hohen Bergen, oft, oft Athemnoth machte und das Blut hervorströmen ließ, ist wenigstens jetzt eine Zweisamkeit. — Wunderlich! [...]«. <http://tinyurl.com/qcb4h3f> (30.7.2013).

⁸ Louis Althusser: Die Zukunft hat Zeit. Die Tatsachen. Zwei Autobiografische Texte [1992], Frankfurt am Main 1993.

⁹ Gilles Deleuze: Expressionism in Philosophy: Spinoza [1968], New York 1992; Ders.: Spinoza. Philosophie pratique, Paris 1981.

¹⁰ Zu einer kurzen Rezeptionsgeschichte Spinozas wie auch zu diesen aktuellen Debatten siehe Dimitris Vardoulakis: Spinoza Now: An Introduction. In: Ders. (Hrsg.): Spinoza Now, Minneapolis/London 2011, S. xi-xxvii. Zur Rezeptionsgeschichte siehe auch Pierre-François Moreau: Spinoza's Reception and Influence. In: Don Garrett (Hrsg.): The Cambridge Companion to Spinoza, Cambridge 1996.

Die Debatte über die einzige ausgedehnte Substanz

Im zweiten Teil seines Hauptwerks, der berühmten *Ethik in geometrischer Ordnung dargestellt* (in der Spinoza die metaphysische – beziehungsweise ontologische – Grundlage seines philosophischen Systems aufbaut), befasst er sich mit der Natur und dem Ursprung des Geistes, was sich auch im Titel¹¹ dieses Abschnittes widerspiegelt. Es ist aber sicherlich kein Zufall, dass ausgerechnet dieser Teil der *Ethik*, der Teil über den Geist, mit der Definition des Körpers anfängt: »Unter Körper verstehe ich einen Modus, der Gottes Essenz, insofern sie als ein ausgedehntes Ding angesehen wird, auf bestimmte und geregelte Weise ausdrückt.« (2d1)

Mit dieser Definition unterscheidet Spinoza sich von der damaligen philosophischen Tradition, namentlich von Aristoteles und Descartes, aber auch von Leibniz, die Gott nicht als ausgedehntes Ding, also nicht als materiell, sondern ausschließlich als Geist betrachteten.¹² Von Gott, beziehungsweise von der Substanz, ist allerdings schon im ersten Teil der *Ethik* die Rede. Bei Spinoza ist die Substanz alles, was es gibt – sie enthält alles in sich. Aber, wie Steffan Büttner bemerkt:

»wenn alles in Gott ist, müssen auch die ausgedehnten Dinge, die Körper, in Gott sein. Materialität und Ausgedehntheit können nicht von der Bestimmung Gottes ausgeschlossen werden. Es genügt daher auch nicht mehr, die Ausdehnung nur in negativer Form als Geschöpflichkeit auf Gott zu beziehen. Vielmehr muss – der gesamten Tradition entgegen – Gott die Bestimmung der Ausdehnung in der gleichen und positiven Weise an sich haben, wie er die Bestimmung des Denkens an sich hat. [...] Die Neubewertung der Ausdehnung und die neue Konzeption Gottes bilden einen nicht voneinander abzulösenden Zusammenhang.«¹³

Im ersten Teil seiner *Ethik*, und zwar in 1p15s, rekonstruiert Spinoza die Argumentation der damaligen philosophischen Tradition – also die Ar-

¹¹ »Von der Natur und dem Ursprung des Geistes«.

¹² Aristoteles: Vom Himmel (de caelo), D.J. Allen, Oxford 1961, 271b.21-22; Ders.: Physica, W.D. Ross, Oxford 1960, 204a.25-27; René Descartes: Meditationes de prima philosophia, Lüder Gäbe (Hrsg.), Hamburg 1977, VI 19; Ders.: Principles of Philosophy: 2.23, R.P. Miller, Dordrecht 1983; G.W. Leibniz: New Essays on Human Understanding, P. Remnant; J. Bennett (Hrsg. und Übers.), Cambridge 1981.

¹³ Steffan Büttner: Gott und Raum. Spinozas innovative Konzeption der Ausdehnung und Körperwelt, Würzburg 2011, S. 15.

gumentation seiner philosophischen Gegner – gegen die Materialität der Substanz folgendermaßen:

Wenn die Substanz – beziehungsweise Gott – ausgedehnt wäre, das heißt, wenn die Materialität eine wesentliche Eigenschaft der Substanz wäre, könnte die Substanz nicht unendlich sein, was philosophisch inakzeptabel wäre (weil die Substanz *par excellence* unendlich ist). Zwei Gründe beweisen nach traditioneller Auffassung die Inkompatibilität zwischen Ausdehnung als Attribut Gottes und seiner Unendlichkeit: Der erste Grund, warum die Substanz nicht ausgedehnt und gleichzeitig unendlich sein kann, ist folgender: Wenn sie ausgedehnt wäre, dann wäre sie notwendigerweise auch teilbar, das heißt, sie bestände aus Teilen. Diese Teile könnten entweder a. endlich oder b. unendlich sein. a. Wenn diese Teile endlich wären, dann wäre auch die Substanz endlich, weil sie mit der Summe dieser Teile identisch wäre. b. Wenn wiederum die Teile der Substanz unendlich wären (und wenn zum Beispiel die Substanz in zwei solche Teilen geteilt wäre), dann gäbe es eine unendliche Menge (die Substanz als Ganzes), die zweimal so groß wie eine andere unendliche Menge ist (der jeweilige unendliche Teil der Substanz), was schließlich absurd wäre. Wenn also die materielle, ausgedehnte Substanz, gerade als teilbar und daher endlich, undenkbar ist, kann die Materialität keine ihrer wesentlichen Eigenschaften sein, das heißt, die Ausdehnung kann nicht der Natur Gottes gehören.

Das zweite Argument (wird ebenfalls in 1p15s rekonstruiert) gegen die Ausdehnung als wesentliche Eigenschaft der Substanz war, dass, wenn die Substanz materiell und daher teilbar wäre, es eine äußere Ursache geben müsste, die diese Substanz teilen kann. Allerdings ist der Substanz alles andere ontologisch untergeordnet und kann sie keineswegs beeinflussen. Die Substanz kann somit einem aktiven Anderen gegenüber keine passive Rolle übernehmen. Aus diesem Grund kann sie nicht teilbar sein, weil die Teilbarkeit ihr eine Passivität zuschreiben würde, die mit ihrer substanzialen Essenz nicht kompatibel wäre. Aber wenn die Substanz nicht teilbar sein kann, dann kann sie auch nicht ausgedehnt sein.

In 1p15d widerlegt Spinoza diese beiden Argumente, obwohl er die nötige Unteilbarkeit der Substanz als Grundlage akzeptiert.¹⁴ Dabei stellt er die Annahme infrage, dass eine ausgedehnte Substanz notwendigerweise auch teilbar wäre. Nach Spinoza ist die Substanz tatsächlich ausgedehnt, die erscheinende Teilbarkeit der Materie ist allerdings nicht

¹⁴ Siehe zum Beispiel 1p12, 1p13, 1p13c, 1p13s.

wirklich, sondern modal: Die Materie wird stellenweise unterschiedlich modifiziert. Diese Tatsache erzeugt die Illusion, dass es unterschiedliche Teile gibt und die Substanz teilbar wäre. Doch in Wirklichkeit gilt genau das Gegenteil: Die Substanz ist einheitlich und unteilbar, obwohl sie ausgedehnt ist. Ihre Einheit ist auf die Tatsache zurückzuführen, dass überall die gleichen Gesetze gelten, nämlich die ewigen Naturgesetze. Mit dieser These hebt Spinoza das kartesische Hindernis der Teilbarkeit auf und schreibt die Materialität der Substanz als ihre wesentliche Eigenschaft zu, die ihren anderen Eigenschaften, und vor allem der Eigenschaft der Unendlichkeit, nicht widerspricht. Damit wertet Spinoza die Materialität auf und stellt sie auf die Ebene einer substanziellen Eigenschaft. Die Ontologie Spinozas beruht also auf einer grundlegenden Affirmation der Materialität, weil er der Ausdehnung eine der Geistigkeit absolut gleichwertige Position zuschreibt.

Die Identifikation von Körper und Geist

Mein Geist ist eine Idee über meinen Körper

Nachdem wir kurz gesehen haben, wie Spinoza die Ausdehnung bzw. Materialität grundlegend affirmiert, können wir auf seine These über den konkreten materiellen menschlichen Körper eingehen. In 2p12 formuliert Spinoza seine für uns auf den ersten Blick ungewohnte These, dass alles, was im menschlichen Körper passiert, im menschlichen Geist repräsentiert wird. Das bedeutet, dass sich von allem, was im Körper stattfindet, eine Idee im Geist befindet. Abgesehen von der offensichtlichen Merkwürdigkeit dieser These (dabei stellt sich beispielsweise gleich die Frage, ob jede Zellfunktion oder jede Zellveränderung, die in meinem Körper stattfindet, zugleich auch in meinem Geist repräsentiert wird und mir in diesem Sinne tatsächlich bewusst ist) ist wichtig, dass sie uns in die grundlegendste These der spinozischen Körperphilosophie einführt: »Das Objekt der Idee, die den menschlichen Geist ausmacht, ist der Körper [...].« (2p13)

An dieser Stelle sollen zwei Bemerkungen gemacht werden: Erstens ist der Geist nach Spinoza eine Idee über ein Objekt, er ist die ideelle Repräsentation dieses Objektes. Gemäß dem eben erwähnten 2p13 ist das Objekt dieser Idee, die den menschlichen Geist ausmacht, nichts anderes als der menschliche Körper. Ein konkreter menschlicher Geist ist also bloß eine Idee, deren Objekt der entsprechende konkrete menschliche Körper ist. Mit anderen Worten: Der menschliche Geist ist die ide-

elle Repräsentation des menschlichen Körpers. Das heißt, dass jeder konkrete menschliche Geist – und nicht der Geist im Allgemeinen, also nicht der Geist an sich – nichts anderes ist als eine Idee über »seinen« entsprechenden, konkreten menschlichen Körper beziehungsweise die ideelle Form dieses Körpers. Zum besseren Verständnis dessen muss bedacht werden, dass diese Idee, die Idee des Körpers, nur ein einziger Teil der Gesamtheit der Ideen ist, die den Geist im Allgemeinen ausmachen. Es geht also hier nicht um eine Idee (die Idee des Körpers), an die *jemand* denkt oder die *jemand* hat. Es handelt sich vielmehr um die ideelle Form des Körpers, die auch ohne konkretes denkendes Subjekt existiert.

Die denkende Substanz ist die ausgedehnte Substanz

Ein zweiter Aspekt, nach der oben erwähnten These Spinozas, dass der Geist die Idee des Körpers ist, ist folgender: Schon in 2p7¹⁵ des zweiten Teils der *Ethik* widerlegt Spinoza die kartesische These über den Dualismus der Substanz, indem er eine revolutionäre Identifizierung macht, die die traditionelle ontologische Spaltung zwischen Geist und Materie aufhebt: Dabei behauptet er, dass die kausale Kette der Dinge oder der Ereignisse in der Welt und die kausale Kette der Ideen, die diese Ereignisse im Denken beziehungsweise ideell repräsentieren, ein und dasselbe sind. Im Scholium desselben Lehrsatzes ergänzt er dazu, dass die denkende Substanz oder Gott als denkendes Ding und die ausgedehnte Substanz, das heißt Gott als ausgedehntes Ding, beziehungsweise die Substanz unter jedem anderen von den unzähligen Attributen, ein und dieselbe Substanz ist, welche mal unter dem Attribut des Denkens, mal unter dem Attribut der Ausdehnung beziehungsweise unter dem jeweiligen anderen Attribut aufgefasst wird. Er fügt hinzu, dass ein einzelnes ausgedehntes Ding – ein Modus der Ausdehnung wie Spinoza es nennt – und die Idee dieses Dinges, das heißt die Idee, dessen Objekt dieses ausgedehnte Ding ist, ein und dasselbe Ding sind, was das eine Mal als materielles und das andere Mal als denkendes Ding betrachtet wird. Für Spinoza gibt es also nur eine einzige Substanz, die allerdings in unzähligen unterschiedlichen Weisen (und das sind die Attribute) aufgefasst werden kann. Ein real existierender Kreis und die Idee, beziehungsweise die ideelle Repräsentation dieses Kreises, ist ein und dasselbe Ding, das aus zwei unterschiedlichen Sichtweisen betrachtet wird. In dieser für die damalige Zeit revolutionären philosophischen These identifiziert Spi-

¹⁵ 2p7: »Die Ordnung und Verknüpfung von Ideen ist dieselbe wie die Ordnung und Verknüpfung von Dingen.«

noza die ideelle Realität mit der Realität unter jedem anderen Attribut und distanziert sich damit radikal von Descartes, nach dem jedes Attribut eine selbständige Substanz ausmacht.¹⁶

An dieser Stelle möchte ich wieder zum Ausgangspunkt der Betrachtung zurückkehren: Der bereits erwähnte 2p13 beinhaltet die These Spinozas, dass das Objekt der Idee, die den menschlichen Geist ausmacht, der menschliche Körper ist. Wenn man aber diese These mit der letzten Annahme kombiniert, nämlich mit der Behauptung, dass ein einzelnes materielles Ding und die Idee dieses Dinges, ein und dasselbe sind (2p7s), ergibt sich die erstaunliche Konklusion, dass der Körper und der Geist ein und dasselbe Ding sind, bald als körperlich, bald als denkend betrachtet (2p21s).

In dieser These verdichtet sich Spinozas Begriff der Verbindung zwischen Körper und Geist, die in dieser Art von einfacher Verbindung zur richtigen Identifikation wird: Körper und Geist sind ein und dasselbe, und dazu ist der Körper das Objekt der Idee, die den menschlichen Geist ausmacht.

Die kausale Unabhängigkeit von Körper und Geist

Im Kommentar dieses bedeutungsvollen 2p13 ergänzt Spinoza die These über die Identifikation von Körper und Geist mit zwei wichtigen Elementen:

»Je fähiger, verglichen mit anderen, ein Körper ist, vieles auf einmal zu tun oder zu erleiden, desto fähiger ist, verglichen mit anderen, sein Geist, vieles auf einmal wahrzunehmen.« (2p13s) Wie der französische Spinozist Pierre-François Moreau schreibt, bedeutet dies Folgendes: »Körper und Geist sind zwar operativ unterschieden (handeln/denken), aber eben nicht ihrem Vermögen (potentia) nach.«¹⁷ Hier muss die Leserin vorsichtig sein: Spinoza sagt nicht, dass der Geist *deswegen* fähig ist, vieles auf einmal wahrzunehmen, weil der Körper fähig ist, vieles auf einmal zu erleiden. Er sagt nicht, dass der Geist vieles versteht, *weil* der Körper fähig ist, zu handeln. Der Satz drückt nur eine Gleichzeitigkeit aus, nicht ein kausales Verhältnis. Deshalb können die Begriffe um-

¹⁶ Zur kartesischen Metaphysik siehe auch Edwin Curley: Behind the Geometrical Method. A Reading of Spinoza's Ethics, Princeton/New Jersey 1988, S. 6-8.

¹⁷ Pierre-François Moreau: Spinoza. Über die Anstößigkeit seines Denkens [1975], Frankfurt am Main 1994, S. 169.

gekehrt werden, ohne den Inhalt des Satzes zu verkehren: Wenn das X stattfindet, findet auch das Y statt, und wenn das Y stattfindet, kann mit Sicherheit gesagt werden, dass auch das X stattfindet.

Das zweite Element, mit dem Spinoza den Satz über die Identifikation zwischen Körper und Geist ergänzt, entstammt derselben Logik: »Je mehr die Tätigkeiten eines Körpers von ihm allein abhängen und je weniger andere Körper bei seinem Tätigsein mitwirken, desto fähiger ist sein Geist zu deutlicher Einsicht.« (2p13s) Auch hier wird eine Gleichzeitigkeit ausgedrückt, und kein kausales Verhältnis. Die Selbstbestimmung des Körpers signalisiert wohl die Selbstbestimmung des Geistes, aber die eine verursacht die andere nicht.¹⁸

Spinoza weist noch einmal auf diese Gleichzeitigkeit hin, wenn er an anderer Stelle der *Ethik* (3p11) sagt, dass »[w]as auch immer die Wirkungsmacht unseres Körpers vermehrt oder vermindert, fördert oder hemmt, dessen Idee vermehrt oder vermindert, fördert oder hemmt unseres Geistes Macht des Denkens«. Dieselbe Ursache wirkt also gleichzeitig und gleichmäßig auf den Körper und auf den Geist ein. Dennoch sind, wie im Folgenden gezeigt wird, bei Spinoza Geist und Körper voneinander kausal unabhängig.

Tatsächlich wird Spinoza in 3p2 die berühmte These formulieren: »Der Körper kann den Geist nicht zum Denken bestimmen und der Geist nicht den Körper zu Bewegung und Ruhe oder zu irgendetwas anderem [...]«. Das ist auch der Grund, warum Spinoza weder als Idealist noch als klassischer Materialist klassifiziert werden kann: Nach ihm ist weder der Körper dem Geist ontologisch untergeordnet, noch ist der Geist auf den Körper reduzierbar. Die geistigen Funktionen sind nicht auf körperliche, also auf Funktionen des zentralen Nervensystems zurückzuführen, wie die modernen reduktionistischen Materialisten behaupten. Bei Spinoza ist der Geist kausal absolut unabhängig vom Körper, obwohl er sich mit ihm

¹⁸ Um das Verhältnis zwischen Körper und Geist verständlicher zu machen, schlägt Wallace Matson folgende Metapher vor: »To take a more prosaic example: a world of individual material objects, with no variations in density. This would be one nature with at least two attributes, volume and mass. Given the volume of any thing, we could determine its mass, and vice versa; changes in the one would correspond exactly to changes in the other [...]; yet there would be no interaction between the attributes. It is nonsense, moreover, to speak of the length of mass or the shape of inertia. There would be, in short, a functional but not a causal relation between the attributes. And that is how Spinoza conceives mind and body.« Wallace Matson: *Spinoza's Theory of Mind*. In: *The Monist*, Jg. 55, Nr. 4, 1971, S. 567-578, hier: S. 574.

identifiziert. Dementsprechend findet alles, was im Geist beziehungsweise im Kontext des Denkens stattfindet, genau im selben Augenblick im Körper beziehungsweise im Kontext der Materialität statt. Beide – Körper wie Geist – haben gleich viel Kraft und Selbstbestimmung. Daraus ergibt sich, wie Moreau schreibt: »Der Geist ist nicht auf den Körper zu reduzieren, wie es gewisse Spielarten des Vulgärmaterialismus vorschlagen, aber er ist nur *vom Körper aus* zu begreifen.«¹⁹

Das Vorurteil über die Herrschaft des Geistes über den Körper und die Illusion des freien Willens

Die ontologische Identifikation von Körper und Geist bildet zusammen mit der kausalen Unabhängigkeit derselben den Kern der spinozischen Körperphilosophie. Spinoza nimmt diese zwei Thesen als Ausgangspunkt, um ein weitverbreitetes Vorurteil, wie er selber es nennt, scharf zu kritisieren: nämlich das Vorurteil, dass unser Geist unseren Körper bestimmt und dass die Handlungen unseres Körpers von einer freien Entscheidung unseres Geistes abhängen. Diese These war nach Spinoza die Illusion der Idealisten, wie etwa Descartes, und bleibt heute immer noch die selbstverständliche und als solche die herrschende Annahme über das Verhältnis von Körper und Geist – auch wenn dies zumindest in den wissenschaftlichen Kreisen der modernen Neurobiologie beziehungsweise Psychologie und Psychoanalyse nicht mehr der Fall ist. Spinoza selbst schreibt:

»[...] was der Körper kann, hat bislang noch niemand bestimmt; das heißt, die Erfahrung hat bislang niemanden darüber belehrt, was der Körper bloß nach den Gesetzen der Natur, insofern diese allein als körperlich angesehen wird, verrichten kann und was allein dadurch, dass er von dem Geist bestimmt wird. [...] [d]ass der Körper allein bloß nach Gesetzen seiner Natur vieles kann, worüber sein Geist staunt.« (3p2s)

Dieser Satz bedeutet, dass, solange wir das Vermögen unseres Körpers nicht genau kennen, kein Grund besteht, dieses willkürlich zu beschränken, indem wir behaupten, dass eigentlich der Körper vom Geist bestimmt wird, wie die idealistische Tradition in der Philosophie behauptet. Aus diesem Vorurteil über die Herrschaft des Geistes über den Körper geht die Illusion des freien Willens hervor, nämlich die Illusion der

¹⁹ Ebd., S. 168.

Freiheit. Aber die Menschen glauben, dass sie frei sind, nur weil sie die wahren Ursachen ihrer Handlungen nicht kennen, weil sie die unvermeidbare Notwendigkeit nicht kennen, die ihre Handlungen steuert. Die Menschen können nicht frei entscheiden, ob diese notwendigen Ursachen auf ihre Handlungen einwirken oder nicht. Und der Grund dafür ist, dass der Mensch selbst genau der gleichen notwendigen Kausalität unterliegt, die überall in der Natur vorherrscht. Der Mensch kann also nicht frei entscheiden, ob er den Naturgesetzen folgt oder nicht. Und diese Naturgesetze sind die Gesetze der Materie und gleichzeitig die Gesetze des Geistes, die Gesetze der Logik. Kurzum und mit den Worten Spinozas, ist der Mensch in der Natur »kein Staat im Staate« (3praef), obwohl er das so gerne hätte. Zudem kann der freie Wille vieles Körperliche nicht erklären. Wie Moreau schreibt: »In der Perspektive der voluntaristischen Reflexion ist es undenkbar, daß sich in meinen Körper buchstäblich das einschreibt, was ich nicht gewollt habe und das dennoch notwendig ist.«²⁰

Nach Maßgabe der gleichen Denkweise, und wieder von der These der ontologischen Identifikation von Körper und Geist ausgehend, schließt Spinoza noch auf eine weitere Identifikation: Die geistigen Entscheidungen sind bloß die Dispositionen, die Bestimmungen des Körpers, das eine Mal aus einem geistigen, das andere Mal aus einem körperlichen Standpunkt betrachtet.²¹

Man sieht also, dass Spinoza aus der ontologischen These über die Identifikation von Körper und Geist eine Reihe von Widerlegungen hervorbringt: die Wiederherstellung des Körpers als eines dem Geist absolut Gleichwertigen kippt die herrschende Hierarchie und stellt damit erneut die Fragen des freien Willens, der Disziplin und der Gehorsamkeit. Wie es Etienne Balibar sehr deutlich und in moderner Sprache formuliert:

²⁰ Ebd., S. 70.

²¹ *Ethik*, 3p2s: »[...] so dass gerade die Erfahrung nicht weniger klar als die Vernunft lehrt, dass Menschen sich allein deshalb für frei halten, weil sie sich ihrer Handlungen bewusst sind, aber die Ursachen nicht kennen, von denen sie bestimmt werden. Ausserdem [lehrt sie], dass die Entscheidungen des Geistes nichts sind als die Triebe selbst, die entsprechend der verschiedenen Dispositionen des Körpers verschiedenartig sind. Denn ein jeder handhabt alles von seiner Affektivität her; [...] Dies alles zeigt in der Tat klar, dass beide, die Entscheidung und der Trieb des Geistes und die Bestimmung des Körpers, der Natur nach zusammen bestehen oder vielmehr ein und dieselbe Sache sind; Entscheidung nennen wir sie, wenn sie unter dem Attribut Denken betrachtet wird und sich durch dieses erklären lässt, und Bestimmung, wenn sie unter dem Attribut Ausdehnung betrachtet wird und sich aus den Gesetzen von Bewegung und Ruhe herleiten lässt [...].«

»Anstatt uns vorzustellen, dass die Seele aktiv ist, solange der Körper passiv ist, und umgekehrt, müssen wir denken, dass sowohl die Aktivität wie auch die Passivität gleichzeitig die Seelen und die Körper betreffen. Daraus ergibt sich, dass auch die ›sozialen Verhältnisse‹ immer gleichzeitig als ideologische und als körperliche Verhältnisse betrachtet werden müssen, Verhältnisse die einander absolut entsprechen und die eine einzige Begierde ausdrücken, nämlich die Begierde nach Selbsterhaltung der Individuen.«²²

Die Abweichung²³ über die Natur der Körper

An diesem Punkt, und anlässlich der Erwähnung der Begierde der Individuen nach Selbsterhaltung, ist es sinnvoll, die lange Abweichung, die Spinoza im zweiten Teil der *Ethik* und zwischen 2p13 und 2p14 macht, kurz darzustellen. In dieser Abweichung entwickelt er seine Theorie über die Natur der Körper. In einer Reihe von Axiomen, Definitionen, Beweisen, Hilfssätzen, Anmerkungen und Postulaten erklärt er die Natur der einzelnen Körper, der einfachen und der komplexen, ihre Gemeinsamkeiten, Differenzen und Beziehungen, um am Ende einiges speziell über den menschlichen Körper zu sagen.

Begegnungen von Elementarteilchen in Bewegung und Ruhe

Zunächst (2p13a1-2p13lem3a2) betrachtet Spinoza die einfachen Körper, wie er sie nennt. Ihre Grundeigenschaft ist ihre Proportion von Bewegung und Ruhe. Sie können sich in unterschiedlichen Geschwindigkeiten bewegen oder absolut ruhig sein. Ein ruhiger einfacher Körper kann nur von einem anderen Körper bewegt werden und ein einfacher Körper in Bewegung kann nur von einem anderen Körper immobilisiert werden. Das ist deshalb so, weil von sich allein jeder Körper dazu neigt, seinen gegenwärtigen Zustand zu erhalten. Überdies unterscheiden sich die einfachen Körper voneinander hinsichtlich der Bewegung

²² Etienne Balibar: Spinoza, politique et communication. In: Cahiers Philosophiques, Jg. 39, Nr. X, 1989, S. 17-24 [Das Zitat aus der griechischen Ausgabe des Politischen Traktats Spinozas (Athen 1996, S. 263-264) von mir ins Deutsche übersetzt].

²³ Dieser Teil der *Ethik* wird als »Abweichung« bezeichnet, weil er ausschließlich aus Physik-Lehrsätzen besteht, die die Natur der Körper analysieren, wobei bis zu diesem Teil (bis 2p13) und direkt danach (ab 2p14) die Rede vom Geist und seinem Verhältnis zum Körper ist.

und der Ruhe, aber nicht hinsichtlich der Substanz; denn die Substanz haben die Körper gemeinsam, und die Unterschiede sind daher modal und nicht substanzuell: Alle Körper stimmen hinsichtlich bestimmter Eigenschaften überein, gerade weil sie Daseinsformen der Ausdehnung, einzelne ausgedehnte Dinge sind, die sich bewegen oder still bleiben.

Wie schon erwähnt, können die Körper einander generell affizieren, aber die genaue Art der jeweiligen Einwirkung hängt von der Natur der beiden Körper ab, die in Kontakt kommen. Das Ergebnis einer Begegnung zweier Körper ist daher immer eine Komposition. Allerdings ist diese ursprüngliche Natur der Elementarteilchen keine vorgegebene, einfache Natur: Wie Moreau bemerkt: »Dass die Körper sich nicht hinsichtlich ihrer Substanz unterscheiden, heißt eben auch, dass sie [...] den übrigen Körpern, mit denen sie sich verbinden, nicht vorausgehen, sondern sich im Prozess der Verknüpfung allererst herstellen.«²⁴

Aus solchen Begegnungen einfacher Körper entstehen neue Einheiten, die so genannten komplexen Körper (2p13d-2p13l7). Um sagen zu können, dass eine Begegnung erfolgreich gewesen ist, müssen die einfachen Körper, die zusammengesetzt werden, ihre Bewegung gegenseitig übertragen, ohne dass einer von ihnen die eigene Proportion von Bewegung und Ruhe verliert. Vor allem aber muss das Verhältnis zwischen den Bestandteilen stabil sein; die gesamte Proportion von Bewegung und Ruhe des komplexen Körpers muss im Laufe der Zeit unverändert bleiben. Ansonsten kann ein einfacher Körper, als Bestandteil einer komplexen Einheit, sich von dieser Einheit lösen oder ein neuer, einfacher Körper hinzugefügt werden, ohne dass der komplexe Körper auseinandergeht. Voraussetzung ist natürlich, dass die Natur des Körpers unverändert bleibt, die – wie bereits gesagt – nach Spinoza nichts anderes als die Proportion von Bewegung und Ruhe ist. Wie Deleuze schreibt:

»Das wichtigste ist das Leben und jede Individualität [...] als komplexes Verhältnis zwischen unterschiedlichen Geschwindigkeiten zu betrachten, zwischen Verlangsamung und Beschleunigung von Ele-

²⁴ Moreau [1975], S. 177. Zum Thema der Identität der Bestandteile vor der Begegnung siehe auch Giorgos Fourtounis: »An immense aspiration to being«: The causality and temporality of the aleatory. In: Katja Diefenbach; Peter Thomas; Gal Kirn (Hrsg.): Encountering Althusser: Politics and Materialism in Contemporary Radical Thought, London/New York 2013, S. 43-60.

mentarteilchen. Als eine Komposition von Geschwindigkeiten und Langsamkeiten auf der Ebene der Immanenz²⁵.«²⁶

Das ewige Individuum Natur (2p13s2)

Schließlich können die komplexen Körper zusammengesetzt werden, um noch komplexere Körper zu bilden. Das kann sogar unendlich sukzessiv fortgeführt werden. Wichtig ist auch hier das Beibehalten der Proportion von Bewegung und Ruhe der jeweiligen neuen Einheit. Diese unendliche Komposition befähigt uns nach Spinoza, die Gesamtheit der Natur als ein einheitliches Wesen zu betrachten – als ein multikomplexes aber trotzdem einzelnes Ding, dessen Bestandteile unendlich unterschiedlich und veränderbar sind, ohne allerdings die komplexe Einheit der Natur zu verändern. Mit dieser Bemerkung versucht Spinoza die Veränderung in der Welt zu erklären und zugleich den Anspruch auf die Ewigkeit der Natur zu erfüllen – Fragen, mit denen sich die Denker schon seit Aristoteles intensiv beschäftigten. Die erscheinende Veränderbarkeit der materiellen Welt stellte für die Gegner Spinozas ein weiteres gutes Argument gegen die Materialität dar: Das, was sich ständig verändert, kann nicht ewig sein und kann deshalb nicht dem Gott zugesprochen werden, weil dieser bekanntlich ewig ist. Spinoza wahrt den Schein, indem er die Veränderbarkeit der Natur anerkennt, macht aber einen Schritt zurück, um so das ganze Bild sehen zu können: Er betrachtet die Natur als »das intensivste und breiteste Individuum, die Bestandteile dessen sich in unendlich vielen Weisen zwar verändern«,²⁷ in ihrer gesamten Proportion von Bewegung und Ruhe jedoch ewig gleich bleiben.

Mein Körper als Öffnung zur Welt

Am Ende seiner Abweichung und damit aufbauend auf die oben erläuterte Theorie, formuliert Spinoza einige Thesen über den menschlichen Körper (2p13post1-post6). Dieser stellt nach Spinoza eine Zusammensetzung aus anderen Körpern dar, wobei jeder von diesen selbst ein multikomplexer Körper ist. Diese Bestandteile, und damit der ganze menschliche Körper, werden von äußerlichen Körpern in den unterschiedlichsten

²⁵ Unter »Immanenz« ist die absolute Geschlossenheit gemeinsam mit der totalen Vollkommenheit der spinozischen Substanz zu verstehen, die Tatsache, dass es bei Spinoza keinen Standpunkt außerhalb der Substanz, kein »außerhalb« der Substanz gibt (s. 1p15: »Was auch immer ist, ist in Gott [...]«).

²⁶ Deleuze 1981 [Das Zitat aus der griechischen Ausgabe (Athen 1993, S. 183) von mir ins Deutsche übersetzt].

²⁷ Ebd. S. 185.

Weisen affiziert. Viele von diesen äußerlichen Körpern sind sogar absolut notwendig für die Erhaltung des menschlichen Körpers, weil sie ihn ständig regenerieren. Auch der menschliche Körper kann äußerliche Körper affizieren, sie bewegen oder immobilisieren, wobei er zugleich die Spuren all dieser Begegnungen sammelt und speichert. Dazu wird Althusser mehr als drei Jahrhunderte nach Spinoza schreiben: »Diesen Körper, von dem viele Kräfte uns allerdings unbekannt sind, diesen Körper, dessen mens²⁸ [...] die Idee ist, [...] dachte Spinoza als Vermögen (*potentia*), und zwar zugleich als Schwung (*fortitudo*) und als Öffnung zur Welt (*generositas*).«²⁹ Tatsächlich ist der menschliche Körper bei Spinoza ein Rätsel: Was er alles bloß nach den Gesetzen der eigenen Natur vermag, kann noch – und zugegebenermaßen gilt dies heute immer noch – keiner mit Sicherheit sagen (3p2s). Und trotzdem wird dieser rätselhafte Körper bei Spinoza als ein lebendiger Organismus betrachtet, der gerade durch den Austausch mit dem Rest der Welt seine Stärke – beziehungsweise seinen Schwung – immer zu steigern versucht und sich gegen alles wehrt, was ihn schwächt.

Das Streben nach Leben und der Tod als Destabilisierung

Auf der Basis dieser Theorie von Bewegung und Ruhe beantwortet Spinoza auch die Frage über den Tod: Was ist der Tod? Wann stirbt eigentlich ein Körper? Seine These (4p39s) ist die logische Konsequenz seiner theoretischen Konstruktion, bleibt allerdings äußerst ungewöhnlich: Das Wesen eines Körpers ist seine Proportion von Bewegung und Ruhe. Wenn diese sich verändert, dann verändert sich das Wesen des Körpers an sich und jener Körper, den man vor der Veränderung von Bewegung und Ruhe kannte, existiert nicht mehr. Der alte Körper ist gestorben und der neue, mit der neuen Proportion von Bewegung und Ruhe, zählt bei Spinoza als ein ganz anderer Körper. Kurzum: Nach Spinoza stellt der Tod eine Destabilisierung der bisherigen Proportion von Bewegung und Ruhe dar. Nicht jede Destabilisierung ist allerdings ein Tod, sondern nur diejenige, die zu einer völlig neuen Proportion von Bewegung und Ruhe, und damit zu einem Verhältnis der Bestandteile des Körpers führt, das mit dem alten Verhältnis dieser Bestandteile nichts Gemeinsames mehr

²⁸ »Mens humana« heißt bei Spinoza die Idee des Körpers (zum Beispiel in 2p13), der menschliche Geist beziehungsweise das menschliche Denken.

²⁹ Althusser [1992], S. 250.

hat. Dementsprechend ist eine Leiche ein völlig neues Verhältnis zwischen den Bestandteilen des Körpers. Dennoch kann eine Destabilisierung, die tatsächlich zu einem komplett neuen Gleichgewicht, zu einer neuen Proportion von Bewegung und Ruhe führt, auch während des Lebens eines Menschen – und nicht nur am Ende dieses Lebens – stattfinden. Also gibt es nach Spinoza »Tode, die nicht auf das Verwandeln des Körpers in eine Leiche warten«. ³⁰ Das Beispiel Spinozas ist einleuchtend: Im 4p39s erzählt er von einem spanischen Dichter, der von einer Krankheit befallen wurde und, obwohl er von dieser Krankheit genes, die Erinnerung an sein vergangenes Leben verloren hatte, und zwar dermaßen, dass er die Trauerspiele, die er selbst verfasst hatte, nicht für die seini-gen hielt. Spinoza hielt also diesen spanischen Dichter, der die Trauerspiele verfasst hatte, für tot. Der neue Mensch, der nach der Genesung von der Krankheit entstand, war definitiv kein Dichter mehr.

Aufgrund dieser Körpertheorie formuliert Spinoza einige moralische Urteile (zum Beispiel 4p38 und 4p39): Gut ist das, was einen Körper befähigt, gleichzeitig vieles zu tun. Gut ist das, was die Proportion von Bewegung und Ruhe zwischen den Bestandteilen des Körpers stabil hält. Böse ist dagegen das, was diese Proportion destabilisiert. Dementsprechend ist Spinozas *Ethik* auf das Leben orientiert, die Affirmation des Lebens ist sein einziges Kriterium für die Beurteilung des Handelns. Gut ist das, was den Körpern hilft, ihr natürliches und wesentliches Streben nach Selbsterhaltung zu erfüllen. Und dieses Streben ist nichts anderes als das berühmte *conatus*, diese innere Kraft der Körper, die sie zum Handeln und zur Selbsterhaltung zwingt.

Rekapitulation

Als Rekapitulation möchte ich auf zwei Punkte hinweisen. Erstens: Die spinozische Theorie über den menschlichen Körper beruht auf Spinozas ontologischer Grundthese, dass die Attribute der Ausdehnung und des Denkens bloß zwei von den unzähligen Sichtweisen auf die einzige Substanz, somit zwei von den unzähligen Ausdrucksformen dieser Substanz sind. Die Tatsache, dass die beiden Attribute dieselbe Substanz – und zwar im genau gleichen absoluten Maße – ausdrücken, bedeutet, dass Ausdehnung und Denken bei Spinoza ontologisch gleichwertig sind und keins von beidem auf das andere zu reduzieren ist. Spinoza widerlegt

³⁰ Deleuze 1981 [S. 54 der griechischen Ausgabe, siehe 26. Fußnote].

den traditionellen Dualismus, aber nicht indem er den dem Denken zugeschriebenen Vorsitz der Ausdehnung zuschreibt: Vielmehr hebt er den Gegensatz an sich zwischen Geist und Körper dadurch auf, dass er die beiden miteinander identifiziert und beiden den gleichen ontologischen Status zuschreibt. Folgt man dieser Denkweise, so zwingt Spinoza uns wohl, den Geist durch den Körper zu denken, aber ohne die geistigen auf körperliche Funktionen zu reduzieren. Diese Aufhebung des Gegensatzes an sich macht Spinoza zwar zum Materialisten, differenziert ihn allerdings zugleich von den aktuellen materialistischen Neurobiologen.³¹

Auf dieser Basis baut Spinoza seine Körpertheorie auf. Wenn der Körper dem Geist entspricht, dann – und das ist der zweite Punkt, auf den ich hinweisen möchte – ist das Subjekt sowohl geistig als auch körperlich. Die Rolle der Ideen für die Subjektivierung ist nämlich genau so wichtig wie die Rolle der verkörperten Erfahrung. Das Subjekt ist bei Spinoza grundsätzlich körperlich und wird durch seine körperlichen Begegnungen mit anderen Körpern strukturiert. Jede dieser Begegnungen wird in den Körper eingeschrieben, in sein Gedächtnis gespeichert: Ich bin bloß das Ergebnis der Akkumulation solcher Einschreibungen, die die Proportion von Bewegung und Ruhe in meinem Körper und das Verhältnis der Bestandteile zueinander andauernd gefährden. Allerdings hören diese Begegnungen und die entsprechenden Einschreibungen nie auf, da ich, solange ich lebe, anderen Körpern begegne. Eigentlich besteht darin mein Leben an sich, in dieser Interaktion mit anderen Körpern, und somit besteht letztendlich mein Überleben in der erfolgreichen Aufnahme und Integration dieser Einschreibungen, das heißt im Beibehalten des Gleichgewichts meines Körpers. Infolgedessen höre ich nie auf, mich immer neu zu organisieren, mich zu rekonstruieren, auch weil die jeweiligen neuen Einschreibungen den alten neuen Sinn verleihen. Insofern wir den Subjekt-Begriff mit Hilfe der spinozischen Theorie analysieren möchten, sind wir dazu verpflichtet, die Werkzeuge der Identität und der statischen Bestimmungen sowohl des Ursprungs wie auch des Endes, worauf unsere Entwicklungsziele, beiseitezulegen. Unser Sein ist bei Spinoza ein andauerndes Werden, es ist unsere unaufhörliche Begegnung mit anderen Körpern, die gleichzeitig auch Geist sind. Erstaunli-

³¹ Siehe hierzu Stuart Hampshire: A Kind of Materialism. In: American Philosophical Association (Hrsg.): Proceedings and Addresses of the American Philosophical Association, 1969 -1970, Band 43, S. 5-23.

cherweise erweist sich diese im 17. Jahrhundert formulierte Sichtweise auf die Subjektkonstruktion als sehr modern.³²

³² Aufgrund dieser Thesen über die Rolle des Körpers für den Subjektivierungsprozess wird Spinoza oft als Vorgänger der Psychoanalyse betrachtet. Seine Annahme, dass sich die psychischen Ereignisse in körperlichen Ereignissen widerspiegeln, erinnert zudem an die Rolle, die die Psychoanalyse mehr als zwei Jahrhunderte später dem Symptom zuschreiben wird. Dazu siehe beispielsweise Moreau [1975].

Antje Dieterich

Funktion und Funktionalisierung

Indigenität zwischen Rassismus und politischer Strategie

»Something strange is happening to the thing we call ›ethnicity«¹

In den letzten 25 Jahren ist Indigenität auf internationaler wie auch lokalen Ebenen mit einer Vielzahl von speziellen Rechten und dabei implizit auch mit einer Vielzahl von stereotypen Bildern und Hoffnungen verbunden worden. So finden sich auf globaler Ebene Organisationen, die sich ab den 1990er Jahren intensiv mit Rechten indigener Völker befassen, auf nationaler Ebene Staaten, die erneut ihre ›indigene Vergangenheit‹ betonen aber auch politisch aktive, lokale Gruppierungen, die sich bei der Repräsentation ihrer Forderungen auf indigen definierte Symboliken beziehen. Wie schon die Vielzahl der Akteur_innen vermuten lässt, liegen diesen Veränderungen unterschiedlichste Forderungen und politische Strategien zugrunde.

Im Rahmen dieses Aufsatzes werden einige Überlegungen angestellt, wie diese verschiedenen Akteur_innen interagieren. Beispielfhaft werden anhand der *Internationalen Arbeitsorganisation* (ILO) die Entwicklungen internationaler Diskurse sowie lokale Diskurse am Beispiel von *Tijuanarquía*, einer in Tijuana politisch aktiven Gruppe, betrachtet. Wie die Wahl der Akteur_innen zeigt, sind dabei nicht politische Vertretungen indigen definierter Menschen von Interesse, da ihr Einfluss auf Indigenität und deren strategischer Nutzung anderen Regeln unterliegen. Von Interesse sind für mich Gruppen, die sich politischen und sozialen Fragen zuwenden und diese mit Indigenität in Bezug setzen. Diese Differenz spiegelt sich sprachlich in der Verwendung des Begriffes Indigenität wider, über den Diskurse um und Repräsentationen von ›Indigen-Sein‹ im Zentrum stehen und eben nicht wie auch immer zu definierende ›indigene Lebensweisen‹ oder ›indigene Menschen‹.

Die Frage nach der Bedeutung von Indigenität entwickelte sich im Rahmen meiner Arbeit zu ›indigenen Räumen‹ in den Americas, wobei besonders die trans- und internationalen Diskurse im Zentrum standen. Anhand dieser Diskurse ließ sich beobachten, dass besonders ab den 1990er Jahren eine Aufwertung der Zuschreibung ›indigen‹ statt-

¹ John L. und Jean Comaroff: *Ethnicity, Inc.* Chicago 2009, S. 1.

gefunden hat. Wie ich im Weiteren darlegen werde, scheint diese Aufwertung mit einer neuen Bewertung von Zuschreibungen wie ›Natürlichkeit‹ oder ›Ursprünglichkeit‹ einherzugehen. Zeitlich parallel, doch räumlich sehr verschieden finden sich außerdem vermehrt Referenzen auf Indigenität in Räumen, die eben dieser vermeintlichen Natürlichkeit nicht entsprechen. Die von mir betrachteten Akteur_innen befinden sich in einem solchen Raum: Stellt Tijuana doch eines der bedeutendsten Industriezentren im Norden Mexikos dar, das weder historisch noch architektonisch oder eben ökonomisch mit Natürlichkeit oder Ursprünglichkeit in Verbindung zu bringen ist. Diese Beobachtung führt zu der Frage, wie eine (angenommene) Übertragung eines Diskurses in einen durch den Diskurs selbst ausgeschlossenen Raum stattfinden kann.

Indigenität: essenzialistisches ›Rasse‹-Konzept oder politische Idee?

Um sich dieser Frage annähern zu können, ist ein Überblick über die existierenden theoretischen Erklärungsansätze zur Bedeutung von Indigenität vonnöten. Bei der Analyse von einem Konzept wie Indigenität lassen sich grundsätzlich zwei verschiedene Perspektiven einnehmen, die in der Regel zu gegenläufigen Ergebnissen führen. Eine erste Perspektive konzentriert sich auf die konkrete Nutzung des Konzeptes und die in dieser Nutzung transportierten Bedeutungen. Diesem Ansatz sind zum Beispiel die Arbeiten von Andrew Canessa² und James Clifford³ zuzurechnen. Sie begeben sich auf die Suche nach der Bedeutung von Indigenität für Gruppen, die sich selbst als Indigene benennen (und auch so benannt werden). Anhand verschiedener Fallstudien in Bolivien machen sie deutlich, dass der Verweis auf eine lange Geschichte, als historisches Gewicht bezeichnet, ein zentrales Element in dieser Selbst- oder auch Fremd-Beschreibung ist. Entscheidend für dieses historische Gewicht ist ein ›davor‹, das heißt, indigen ist zeitlich vor nicht-indigen. Die

² Andrew Canessa: The past is not another country: Exploring indigenous histories in Bolivia. In: *History and Anthropology* Jg. 19, Nr. 4, Dezember 2008: S. 353-369; Andrew Canessa: Introduction: Making the Nation on the Margins. In: *Natives Making Nation: Gender, Indigeneity, and the State in the Andes*, Tucson, 2005, S. 3-31.

³ James Clifford: Varieties of Indigenous Experience: Diaspora, Homelands, Sovereignities. In: Orin Starn, Marisol De la Cadena (Hrsg.): *Indigenous Experience Today*. Oxford, New York 2007, S. 197-223.

Selbstzuschreibung wird so eine Art Argument für Raumeinnahmen sowie politische und soziale Ansprüche. Canessa paraphrasiert diese Argumentation zu: »My people were here before yours and are therefore legitimate occupiers of this land.«⁴ Der Verweis auf das ›historische Unrecht‹ von Besetzung und Vertreibung legitimiert also Forderungen dieser Gruppen, im Besonderen den Anspruch auf Land. Eine solche Nutzung enthält ein ›rassistisches‹⁵ im Sinne eines essentialistischen Elements. Die Idee, dass eine gegenwärtige Gruppe ›schon immer‹ da war, zeichnet ein statisches Bild von Gesellschaft, das die wechselhafte Geschichte seit der Kolonialisierung nicht einschließt. Bei der Nutzung von Indigenität lässt sich also eine Umkehrung der Bedeutung von ethnischen und biologischen Kategorisierungen beobachten. Das archaische, hier als ›davor‹ bezeichnet, diente den Kolonisatoren als Legitimation zur Unterdrückung. In der heutigen Argumentation erscheint gerade das historisch Konstante als wirkmächtiges Argument für Landeinnahmen, spezifische Rechte und den Kampf gegen bestehende (postkoloniale) Verhältnisse.

Eine zweite Perspektive befasst sich mit der *Erschaffung* von Indigenität – Rebecca Earle⁶ oder auch Wolfgang Gabbert⁷ verdeutlichen dabei, dass Begriffe wie ›indigen‹ oder ›Indianer‹ überhaupt erst über die Ankunft der europäischen Eroberer entstehen. Über das Konzept wurde im Rahmen der Besetzung der Kolonien eine neue ›Rasse‹ erschaffen, die sich dadurch auszeichnete, den europäischen Kolonialmächten unterlegen zu sein. Indigenität kann folglich nur in Relation zu Nicht-Indigenität existieren. Diese neue Hierarchisierung wurde zu unterschiedlichen Zeiten mehr oder weniger wissenschaftlich legitimiert, wobei erste Ansätze sich mit der Frage nach dem Wert der christlichen Seele befassten, gerade im späten 19. bis hin zum 20. Jahrhundert dominierten

⁴ Canessa 2008, S. 353.

⁵ Der Begriff ›Rasse‹ wird an dieser Stelle trotz einiger Schwierigkeiten genutzt. Diese Entscheidung basiert darauf, dass es sich bei der biologischen Kategorisierung von Gesellschaften explizit nicht um ethnische Zuschreibungen handelt, sondern um eben jene Kategorien, welche in der Kritik am Rasse-Begriff abgelehnt werden. Bei einer rassistischen Praktik von Ethnie zu sprechen, würde m.E. das Problem verschleiern.

⁶ Rebecca Earle: *The Return of the Native: Indians and Myth-Making in Spanish America, 1810-1930*, Durham [u.a.], 2007, S. 1.

⁷ Wolfgang Gabbert: *Ethnisierung von ›oben‹ und von ›unten‹: Staatliche Indianer Politik und indigene Bewegungen im postrevolutionären Mexiko*. In: Christian Büschges, Joanna Pfaff-Czarnecka (Hrsg.): *Die Ethnisierung der Politischen Identitätspolitik in Lateinamerika, Asien und den USA*. Frankfurt am Main, New York 2007, 142-165, hier S. 144.

dann biologische Argumente den Diskurs und heute werden indigene von nicht-indigenen Lebensweisen über die Abgrenzung zu nicht-indigenen Lebensweisen definiert. Wenngleich in jeder einzelnen Erklärung ein Essenzialismus zu erkennen ist, so zeigt sich in diesem Blick auf die Erschaffung von Indigenität seine hohe Flexibilität und Wandelbarkeit. In Abhängigkeit von dem Verständnis der Nicht-Indigenität, die als Abgrenzung dient, ist Indigenität nicht-christlich, biologisch unterlegen oder nicht-industrialisiert.

In Bezug auf diese Arbeit ist sowohl die Frage nach der Nutzung als auch die nach der Konstruktion von Bedeutung. Über die von mir betrachtete lokale Akteursgruppe rückt eine Gruppe in den Vordergrund, die geradezu exemplarisch für die Konstruiertheit von Indigenität steht. Die Akteur_innen entsprechen nicht den stereotypen Zuschreibungen wie einer ruralen Lebensweise in einem ›Stamm‹, noch sprechen sie eine indigene Sprache. Auch streben sie keine Einschreibung in eine ethnische oder ›rassische‹ Gruppe an. Sie definieren sich als gegenwärtig und urban, nutzen aber für die Repräsentation politischer Ideen Referenzen auf Indigenität. Am sichtbarsten sind Bezüge auf die EZLN aber auch die Unrechtmäßigkeit der Grenze USA/Mexiko wird bildlich oft mit Fotos von Native Americans unterlegt. Sie streben also nicht an, eine wie auch immer definierte indigene Identität oder gar ›indigenes Blut‹ zu haben, sondern öffnen das Konzept für ihre Ansprüche, indem sie sich bei bestimmten politischen Forderungen auf Indigenitätsdiskurse beziehen. Hierbei kann man jedoch davon ausgehen, dass das Konzept seine Wirkmacht weiterhin über die beschriebenen essenzialistischen Belegungen erlangt. Vereinfacht lässt sich sagen: Die Akteur_innen nehmen für sich in Anspruch partiell indigen werden zu können, um sich so das Argument »We where here before you«⁸ zunutze zu machen. Gerade dieser paradoxe Zugang über das statische ›schon immer‹ und das dynamische ›werden‹ bietet die Möglichkeit, das Verständnis von dem, was Indigenität ist, wie sie erschaffen wird, sowie ihre Instrumentalisierung in dieser Arbeit zu beleuchten. Die zentrale These ist dabei, dass die Funktionalisierung in lokalen Kontexten in einem engen Zusammenhang mit trans- und internationalen Diskursen steht, wobei diese nicht einfach reproduziert, sondern spezifisch und partiell angeeignet werden, sodass es zu Veränderungen und auch Umkehrungen der überregionalen Deutung kommt.

⁸ So verkürzt bei: Clifford 2007, S. 197.

Internationale Indigenitätsdiskurse am Beispiel der ILO

Die Funktion der internationalen Akteur_innen wird in diesem Zusammenhang besonders in ihren Möglichkeiten gesehen, Themen und Fragen in einem breiteren Kontext sichtbar zu machen. Indem die hier untersuchte ILO Indigene als eine besondere Gruppe definiert, beeinflusst sie nicht nur verschiedene Regierungen, sondern auch die Arbeit von verschiedenen Nichtregierungsorganisationen und somit überregional Diskurse auf verschiedenen Ebenen. Wegen dieser breiten Sichtbarkeit ist ihre Wirkung nicht auf Länder beschränkt, welche die jeweiligen Konventionen unterzeichnen, sondern geht darüber hinaus. Ein Beispiel dafür ist die noch heute geltende Konvention 169, die zum Beispiel von den USA zwar nicht unterzeichnet, dort aber viel diskutiert wurde.

Wenngleich mit der Gründung der *Vereinten Nationen* (UN) eine enge Interaktion zwischen diesen beiden Akteurinnen stattgefunden hat – bis hin zu der Einbindung der ILO in die UN –, so unterscheiden sie sich mit dem Blick auf Indigenität gerade in den frühen Jahren erheblich. Der augenscheinlichste Unterschied ist, dass die UN 1982 überhaupt erst begonnen haben, indigen definierten Gruppen spezifische Beachtung zu schenken. Die Möglichkeiten einer deutlichen Positionierung sind aber schon durch die Gründungscharta vom 26. Juni 1945 eingeschränkt, da die Vereinten Nationen sich explizit auf internationale Konflikte, also Konflikte zwischen zwei Nationalstaaten, konzentrieren.⁹ Indigen definierte Gruppen sind hingegen besonders in der Zeit der Unabhängigkeit (aber auch darüber hinaus) überwiegend als ein Problem für die homogenisierenden, eurozentristischen Nationalstaatskonzepte betrachtet worden. Wenngleich die UN gerade ab den 1990er Jahren vermehrt Einfluss nimmt, wird aufgrund der massiven Unterschiede der Entwicklung der Diskurse der beiden Organisationen an dieser Stelle lediglich die ILO einer genaueren Analyse unterzogen.

Die ILO hat bereits 1936 mit der Konvention »C050: Recruiting of Indigenous Workers« Indigenität eine Art Sonderrolle zugewiesen. Zielsetzung der Konvention 50 ist, indigen definierte Menschen vor Deportationen und Zwangsarbeit zu schützen. Auffällig ist, dass der Begriff »indigen« in keiner Weise hinterfragt oder auch nur gegen andere Bevölkerungsgruppen abgegrenzt wird. Die Definition ist eine Art Zirkelschluss, denn in Artikel 2b heißt es: »The term *indigenous workers*

⁹ Die Gründungscharta ist einzusehen unter: (<http://tinyurl.com/4pwt72>) 15.6.2013), un.org.

includes workers belonging to or assimilated to the indigenous populations.«¹⁰ Diese indigen definierte Bevölkerung wird implizit als minderwertig beschrieben, was sich unter anderem darin zeigt, dass die indigen definierten Gruppen von der Einschätzung der Folgen einer Anwerbung eines Teils der Gemeinde vollständig ausgeschlossen sind. Auch in Artikel 5 der Konvention 50, der sich mit der Anzahl der angeworbenen Arbeiter¹¹ befasst, wird diese Entmündigung deutlich, der sich mit den Aufgaben der Anwerber_innen als kompetenter Person befasst. Dort heißt es: »The possible effects of the withdrawal of adult males on the health, welfare and development of the population concerned, particularly in connection with the food supply.« Neben der Tatsache, dass die Angeworbenen auch hier von den Entscheidungen ausgeschlossen sind, wird über die Darstellungen in Artikel 5 ein Bild von »in der Natur« lebenden (vormodernen bis »wilden«) Gruppen gezeichnet, deren Gemeinschaft sich zur Sicherung grundlegender Bedürfnisse, wie der Versorgung mit Nahrung zusammenschließt.

Auch die 1939 folgende Konvention 64 »C064: Contracts of Employment (Indigenous Workers)«¹² folgt der Idee von Entmündigung aufgrund von Rückständigkeit. Die Entmündigung zeigt zum Beispiel in Artikel 15, der sich mit der Rückführung der Arbeitskräfte befasst. In dem Unterpunkt 3 heißt es: »When the workers have to make long journeys in groups they shall be convoyed by a responsible person.« Was in dieser Ausführung aber auch mitschwingt, ist, dass die indigen definierten Menschen sich eben nicht an dem Ort bzw. den Orten (industrieller) Entwicklung aufhalten.

Eine grundlegende Neuerung findet sich in der Konvention 107 »C107: Indigenous and Tribal Populations« von 1957, in der sich die ILO erstmalig um eine Definition dessen bemüht, was sie mit »indigenous populations« bezeichnet. Die Umschreibung bleibt vage mit den Worten: »[Populations] whose social and economic conditions are at a less advanced stage than the stage reached by the other sections of the national community, and whose status is regulated wholly or partially by their own customs or traditions or by special laws or regulations«.¹³ In-

¹⁰ C050: Recruiting of Indigenous Workers Convention, 1936 (No. 50): Convention concerning the Regulation of Certain Special Systems of Recruiting Workers. Hervorhebung im Original.

¹¹ Laut Konvention werden nur männliche Personen zur Arbeit eingezogen.

¹² Laut Angaben der ILO ist die Konvention von den USA und Mexiko nicht ratifiziert.

¹³ Artikel 1.1a.

digenität wird hier folglich mit Rückständigkeit gleichgesetzt, wobei in Artikel 2 der Konvention deutlich wird, dass diese Rückständigkeit überwunden werden kann. Die Idee einer Modernisierung der indigen definierten Bevölkerung als eine Art Fernziel zeigt sich zum Beispiel in Artikel 2.1: »Governments shall have the primary responsibility for developing co-ordinated and systematic action for the protection of the populations concerned and their progressive integration into the life of their respective countries.«

Die Umschreibung der indigen definierten Gruppen als »less advanced« impliziert, dass eine mögliche Modernisierung die Exklusion überwinden kann, was die Abkehr von festgeschriebener Biologie hin zu einer kulturellen und damit etwas flexibleren Abgrenzung zeigt. Ähnliches wird auch in dem Ausdruck »semi-tribal« deutlich, der wie folgt beschrieben wird: »[Semi-tribal people] are in the process of losing their tribal characteristics, are not yet integrated into the national community.« (Artikel 1.2) Die (theoretisch mögliche) Aufgabe der Stammeskultur sei ein Weg in die nationale Gesellschaft im Sinne einer Gleichwertigkeit. Die Gleichsetzung von Indigenität und Stammeskultur bestätigt hierbei die räumliche Trennung von nationaler Gesellschaft und Indigenität, die auch heute noch die Vorstellungen von Indigenität dominieren. Der Stamm lebt zeitlich in einer Vormoderne – gleichzeitig aber auch räumlich vor (oder eben außerhalb) von moderner Industrie, Staatsstruktur und Stadt.

Neben diesen abgrenzenden Ansätzen finden sich in der Konvention 107 aber auch schon erste Veränderungen, beeinflusst durch die »Declaration of Philadelphia« von 1944, in der die ILO in Artikel 2.a verbindlich festlegt, dass »all human beings, irrespective of race, creed or sex, have the right to pursue both their material well-being and their spiritual development in conditions of freedom and dignity, of economic security and equal opportunity«. ¹⁴ Diese Idee der Gleichwertigkeit spiegelt sich in ersten Ansätzen auch in der Konvention 107 wider, die in Artikel 2.3 festhält, dass »The primary objective of all such action shall be the fostering of individual dignity, and the advancement of individual usefulness and initiative.« Dem einzelnen Menschen wird hier eine Gleichwertigkeit zugestanden, die auch einen Ist-Zustand vor der Assimilation anerkennt. Allerdings gehe ich bei diesem Zugeständnis eben nicht davon aus, dass es sich um eine beginnende Aufwertung von Indigenität

¹⁴ Declaration of Philadelphia (10. Mai 1944) adopted at the 26th session of the ILO.

handelt – Indigenität wird in dieser individualisierten Perspektive von dem Menschen gelöst und bezieht sich als Konzept weiterhin auf eine Gemeinschaft der (räumlichen und zeitlichen) Vormoderne.

Die zentrale heute noch gültige ILO-Konvention ist die bereits genannte Konvention 169 »C169: Indigenous and Tribal Peoples Convention« aus dem Jahr 1989. Sie ist für verschiedene NGOs wie auch Organisation innerhalb der UN das zentrale Dokument in Debatten um Indigenität. In dieser Konvention löst sich die Definition explizit von ›Rasse‹-Konzepten, in dem die Selbstzuschreibung als zentraler Parameter genutzt wird. Die Selbstzuschreibung und der Fokus auf Lebensweisen als Abgrenzung zum nicht-indigen sind jetzt deutlich als ethnische Zuschreibung zu verstehen.

Außerdem wird die Idee der Assimilation abgelöst, durch den Anspruch indigen definierte Kultur zu bewahren. So heißt es zum Beispiel in Artikel 5: »In applying the provisions of this Convention: (a) the social, cultural, religious and spiritual values and practices of these peoples shall be recognised and protected [...]«. ¹⁵ Indigenität ist folglich noch immer außerhalb der nationalen Gesellschaft verortet, aber die Bewertung dieses ›Außens‹ hat sich verändert. Es ist anzunehmen, dass diese veränderte Perspektive zusammenhängt mit veränderten Einschätzungen von Industrialisierung und Modernität im Allgemeinen. Beginnend in den späten 1970er Jahren und dann sehr sichtbar ab den 1990er Jahren nehmen die Debatten um Ökologie und Umweltschutz in trans- und internationalen Organisationen und Netzwerken merklich zu. Damit einhergeht eine kritische Positionierung gegenüber den vormalig dominanten Diskursen um Modernisierung und eine Aufwertung von vermeintlich natürlichen oder ursprünglichen Lebensweisen.

Unter dem Einfluss dieser positiven Bewertung verändert sich auch die rechtliche Situation. Mit Blick auf die hier gestellte Frage ist besonders der zweite Abschnitt von Bedeutung, der sich mit der Umwelt und der Landnutzung befasst. Schon 1957 heißt es da: »The right of ownership, collective or individual, of the members of the populations concerned over the lands which these populations traditionally occupy shall be recognised.« ¹⁶ Diese Regelung wird 1989 um einen entscheidenden Punkt erweitert. In Artikel 14.3 wird festgeschrieben, dass »adequate

¹⁵ C169: Indigenous and Tribal Peoples Convention, 1989. Convention concerning Indigenous and Tribal Peoples in Independent Countries. Adoption: Geneva, 76th ILC session.

¹⁶ C107 (26. Juni 1957), Artikel 11.

procedures shall be established within the national legal system to resolve land claims by the peoples concerned«. ¹⁷ Damit wird erstmalig nicht nur davon ausgegangen, dass Indigenität spezifische Räume benötigt, sondern dass sie eine legitime *Forderung* nach Raum/Land beinhaltet. Diese Räume werden an verschiedenen Stellen als Agrarflächen dargestellt. Es finden sich implizite Verweise, indem der Anspruch auf Land mit der Sicherstellung der Nahrungsversorgung verknüpft wird, ¹⁸ als auch explizite wie in Artikel 19, der von landwirtschaftlicher Nutzung spricht.

Am Beispiel der Konvention 169 lassen sich zusammenfassend Veränderungen in den trans- und internationalen Diskursen feststellen, hin zu einem eher von Exotismus denn von Rassismus geprägten Bild von Indigenität. Im Gegensatz zu dem Bild des ›Edlen Wilden‹, das bereits in der Romantik Konjunktur hatte, werden aber mit der Indigenität des späten 20. Jahrhunderts explizit spezifische Rechte verbunden. Am deutlichsten zeichnet sich hier das Recht auf Land im Sinne von ruralen Gebieten ab, wobei diese Forderung über die angenommene ›Naturverbundenheit‹ begründet zu sein scheint.

Dass dieses Bild nicht von der ILO alleine gezeichnet wird, sondern auf einem breiten internationalen Konsens zu basieren scheint, zeigte sich besonders deutlich bei dem Weltgipfel für Nachhaltigkeit und Entwicklung, der 1992 in Rio de Janeiro stattfand. In zwei der fünf zentralen Abschlussdokumente der Konferenz findet Indigenität explizite Beachtung. In der Agenda 21 – der allgemeinen Abschlusserklärung – wird gefordert, »[to achieve] a better understanding of indigenous people's knowledge and management experience related to the environment, and applying this to contemporary development challenges«. ¹⁹ Diese Konferenz kann als ein Katalysator für die Verbreitung eines ›Öko-Indigener-Diskurses‹ gesehen werden.

Neben dem historischen Unrecht, das in der Legitimationsstrategie erhalten bleibt, entwickelt sich eine neue Argumentationslinie: Ab den 1990er Jahren werden Umweltschutzdiskurse mit Indigenitätsdiskursen verbunden. Es ist nicht mehr nur das ›Vorher-Dagewesen-Sein‹, sondern auch die mit Indigenität verknüpfte Idee des ›Besserbehandeln‹

¹⁷ C169 (27. Juni 1989).

¹⁸ Siehe ebd. zum Beispiel in den Artikeln 14.1 und 16.04.

¹⁹ Das vollständige Dokument ist im Internet einzusehen: ([<http://tinyurl.com/ca6734h>] 16.6.2013) un.org. In der Sektion 3 befasst sich der Punkt 26 mit der Stärkung der Rechte »indigener Menschen«.

von Natur. Das wachsende Interesse an Nachhaltigkeit und damit an Lebensweisen, die Ressourcen schonen, führt zu einer Neubewertung von nicht-industrialisierten Lebensweisen, die innerhalb dieses Diskurses mit Indigenität gleichgesetzt werden. Besonders bei dem genannten Weltgipfel in Rio zeigt sich, dass von zahlreichen NGOs wie auch internationalen Organisationen eine Gleichsetzung stattfindet, zwischen einer ursprünglich als biologischem ›Rasse‹-Begriff erschaffenen Zuschreibung und spezifischen Verhaltensweisen. Dieser exotistische Entwurf von Indigenität leistet den Referenzen auf indigen konnotierte Symboliken in verschiedensten Kontexten Vorschub.

Indigenität im urbanen Raum – das Beispiel Tijuana

Um die Diversität aber auch die Interaktionen zwischen den überregionalen und den lokalen Diskursen verstehen zu können, ist der konkrete Ort der lokalen Akteur_innen hilfreich. Daher folgt an dieser Stelle eine verkürzte Antwort auf die Frage »Was ist Tijuana?« Die Entwicklung der Struktur Tijuanas basiert auf einem *Boom* um die Jahrhundertwende, währenddessen sich die Entwicklung vom *Rancho* zur Stadt vollzieht. Dieser Boom ist befördert von den Reformen des von 1876-80 und erneut von 1884-1911 autoritär regierenden Generals und Präsidenten Porfirio Díaz. Seine Politik der offenen Tür öffnete die Grenze zu den USA für Waren, Geld und Menschen.²⁰ Schon im frühen 20. Jahrhundert zeigt sich die Orientierung der Stadt nach Norden in Form von Häusern, Straßen und der gesamten Stadtstruktur. Die zentralen Bezirke Zona Centro und Zona Norte (entstanden während des ersten Wachstumsschubes) liegen wie ein Halbkreis an der Grenze, wobei sie eine stilistische Mischung aus spanisch-kolonialen und nordamerikanischen Städten sind.²¹ Der als ein zentraler Marktplatz angelegte Platz (Plaza Cecilia, zwischen der 1. und 2. Straße und den Avenidas Revolución und Constitución gelegen) übernimmt aufgrund fehlender Infrastruktur in Form von Kirche und Verwaltung niemals die Funktion als Ort der Begegnung oder eine Art Freiraum, der für zahlreiche mexikanische Städte unter dem Begriff *Zócalo* so typisch ist.

²⁰ José Aguilar Nery: Entradas a una etnografía de las imágenes de Tijuana en los años noventa. In: Estudios Sociológicos, Jg. 17, Nr. 49, Jan.–Apr., 1999, S. 193-214, hier S. 195.

²¹ Aguilar Nery 1999, hier S. 195.

Der zweite Wachstumsschub der Stadt ist wohl die Grundlage für die überwiegende Zahl der überregional verbreiteten Images und Klischees, die über Tijuana zirkulieren. 1919-1929 führt die Alkoholprohibition in den USA zu einem rasanten Wachstum der Tourismus- und Vergnügungsindustrie und bescherte Tijuana »goldene Jahre«. ²² Die frühe finanzielle Abhängigkeit von den USA stellte schon damals ein Risiko dar und so trifft das Ende der Prohibition in Kombination mit wirtschaftlichen Problemen in den USA die Stadt in den 1930er Jahren besonders hart. ²³ Wirklich überwinden kann Tijuana diese Krise erst mit dem Eintritt der USA in den Zweiten Weltkrieg und der damit steigenden Nachfrage nach billigen Arbeitskräften in der US-Landwirtschaft.

Während der darauf folgenden staatlich gelenkten Arbeitsmigration entwickelt sich Tijuana vom Touristenort zur Großstadt – zwischen 1940 und 1950 steigt die Zahl der Einwohner_innen von knapp 22.000 auf über 65.000, also fast eine Verdreifachung der Bevölkerung. ²⁴ Neben den vielen strukturellen Problemen, die dieses Wachstum mit sich bringt, werden von den Stadtbewohner_innen selbst Vorteile gesehen – der Stolz darauf, eine Stadt zu sein und eben kein »Rancho«, wird in einer Vielzahl von Scherzen und Sprichworten wiedergegeben. In der (noch unveröffentlichten) Dissertation von Tabea Huth findet sich des Weiteren eine Reihe von Interviews, in denen deutlich wird, wie sehr die Größe der Stadt als Basis für Diversität und Toleranz gesehen wird. ²⁵ Im Gegensatz zu dem (homogenisierten) »Rest Mexikos« sei es in Tijuana möglich, auch im öffentlichen Raum der katholischen Moralvorstellung und dem Konservatismus zu entfliehen. Es ist eben dieses Bild des urbanen Raumes als Freiraum, als Vergnügungsort, als modernisierte Alternative zum katholischen Mexiko, das in einer Art Stadt-Land Dichotomie zum zentralen Element der Selbst- und Fremdzuschreibung wird. ²⁶

²² <http://tinyurl.com/Inpaqb4>, 5.11.2012, tijuana.org.mx.

²³ Aguilar Nery 1999, S. 196.

²⁴ <http://tinyurl.com/Inpaqb4>, 10.6.2013, tijuana.gob.mx/ciudad. Die US-Landwirtschaft litt massiv unter der fehlenden Arbeitskraft der Männer, die als Soldaten in den Krieg zogen. Um diese Lücke auszugleichen, entwickelten Mexiko und die USA das Bracero-Programm, das darauf abzielte, mexikanische Arbeiter für einen begrenzten Zeitraum für besonders körperlich schwere Arbeit in die USA zu senden.

²⁵ Tabea Huth: *Travesti Performance in the Mexican Border City of Tijuana*. Berlin (in Progress).

²⁶ Zu den Abgrenzungsprozessen und der Bedeutung dieser Stadt-Land-Gegensätze: Tobias Chilla: »Stadt-Naturen« in der Diskursanalyse. Konzeptionelle Hinter-

Wie eingangs gezeigt, erscheint eine urbane Lebensweise in den internationalen Diskursen mit Indigenität unvereinbar. Wurden in den 1950er und 60er Jahren noch die vormoderne Lebensweise ›der Indigenen‹ explizit genannt, so wird in den 1980er und 90er Jahren über das Zugeständnis von (Acker-)Land als Schutzraum für ›die indigene Kultur‹ (in einem essenzialistischen Sinne) ein ähnliches Bild über andere Worte erzeugt. Gerade Tijuana ist jedoch explizit nicht rural. Urban und industrialisiert zu sein sind zentral für diesen Raum, an mancher Stelle wird die Stadt gar als postmoderne Dystopie beschrieben,²⁷ was sie im internationalen Diskurs zu einem nicht-indigenen Raum macht.

Dieses Bild wird auch in Tijuana vor den 1990er Jahren wenig hinterfragt.²⁸ Soweit es sich nachverfolgen lässt, orientieren sich Indigenitätsdiskurse an den nationalen Erzählungen, die Indigenität als heroische Vergangenheit zeichnen. Innerhalb dieser Diskurse findet gegenwärtige Indigenität in den südlicheren Staaten wie Chiapas oder Oaxaca statt, erscheint durch stereotype Bilder von bunten Kleidern und ›glücklichen Dorfgemeinschaften‹ allerdings eher als eine folkloristische Repräsentation der eigenen Vergangenheit. Gegenwärtige Indigenität in Tijuana ist hingegen diskursiv mit Scheitern verknüpft. Während der Feldforschung in der Stadt wurde gerade in Gesprächen mit älteren Menschen eine Verknüpfung zwischen Indigenität und Betteln hergestellt, die zwischen Mitleid und Ablehnung schwankt. Häufig wird dieses Scheitern nicht den indigen definierten Menschen angelastet, sondern als ein staatliches Versagen gedeutet. Indigenität ist in dieser Perspektive passiv und hat mit dem Eintritt in den urbanen Raum (die Moderne) auch noch seine folkloristische Funktion verloren.

Dennoch finden sich in diesem lokalen Kontext in den letzten zwei Dekaden über verschiedene Symboliken diskursive Referenzen auf Indigenität. Beispielhaft werden hier die Referenzen der Gruppe Tijuanaarquía dargestellt. Die Gruppe trifft sich in einem linken Zentrum für Kultur- und Politik dem *Casa de la Cultura Obrera* und bietet dort verschiedene Veranstaltungen zur politischen Bildung und Selfempowerment an so-

gründe und empirische Möglichkeiten. In: Geographische Zeitschrift 93, Nr. 3, 1. Januar 2005, S. 183-196.

²⁷ Humberto Félix Berumen: Tijuana la horrible: entre la historia y el mito. Tijuana 2003, S. 18ff.

²⁸ An dieser Stelle muss einschränkend eingefügt werden, dass es mangels fundierter Daten zu dieser Fragestellung schwierig ist, eine Aussage über die Zeit vor 1990 zu treffen. Die Aussage basiert unter anderem darauf, dass keine gegenteiligen Belege zu finden sind.

wie Vorträge und Diskussionen zu aktuellen politischen Problemen und möglichen Protesten/Aktivismus.²⁹ Der häufigste Bezug auf Indigenität sind Referenzen auf die EZLN aus Chiapas. Zu den Ideen dieser sich als indigen definierenden Gruppe finden regelmäßig Lesezirkel statt, wobei die Übertragbarkeit auf Kontexte außerhalb von Chiapas diskutiert wird. Ein weiteres Themenfeld sind die Bezüge auf Flores Magón, auf den auch das von der EZLN als zentrale Forderung wiederholte »Tierra y Libertad« zurückgeht. Magón beschrieb Mexikos Gesellschaft als besonders geeignet für eine anarchistisch-sozialistische Ordnung und begründete diese Annahme über indigene Wurzeln bzw. »das Indigene« in der mexikanischen *Mestizaje*.³⁰

Die Forderung nach »Tierra« also Land/Erde als Basis für die Befreiung ist bei der EZLN wie bei Magón ein Ausdruck für rurale Lebensweisen als angenommenem Umfeld. Die hier betrachtete Gruppe verwendet diese Referenzen jedoch in Repräsentationen von Protest gegen die (gefälschte) Wahl des Präsidenten, gegen die mangelnde Qualität der Medien und damit der politischen Bildung oder gegen die Arbeitsbedingungen in den Maquilas, die zum Synonym neoliberaler Globalisierung geworden sind, kurz: Themen, die sich der ruralen Zuschreibung entziehen.

Es ist außerdem zu beobachten, dass Proteste gegen die Border-Patrol, oder gegen die US-amerikanisch-mexikanische Grenze selbst, mit Indigenität verbunden werden. Ein häufiges Symbol der Protestierenden sind hier Abbildungen von stereotypen »Indigenen« in Lederkleidung und mit Federschmuck, die als prä-nationale Bevölkerung die US-amerikanische Abschottung illegitimieren. Einer ähnlichen Strategie folgt die jetzt indigenisierte Parole: »We didn't cross the border, the border crossed us.« Ehemals auf den US-amerikanisch-mexikanischen Krieg von 1848 bezogen, wird dieser Ausspruch heute mit prä-nationaler Konnotation verwendet, indem auch hier stereotype Bilder von »Indigenen« oder Zapatistas verwendet werden. Er richtet sich gegen die Einschränkung der persönlichen Freiheit durch staatliche Kontrollen.

²⁹ Einen Überblick über Veranstaltungen und Projekte der Gruppe bietet ihr Facebook-Profil: <http://tinyurl.com/nn2l2wh>, 16.6.2013, facebook.com.

³⁰ Die nationale Erzählung basiert in Mexiko auf der Idee der Vermischung. »Der Mexikaner« sei eine Mischung aus der europäischen und der amerikanischen Rasse, wobei – (sozial-)darwinistisch – davon ausgegangen wird, dass sich nur das Beste der jeweiligen Rasse weitervererbe. Diese Vermischung wird als *Mestizaje* bezeichnet.

Schlussfolgerungen

Auffällig bei dieser urbanen Indigenität ist, dass der Widerstand gegen koloniales Unrecht bis in die postkoloniale Gegenwart besonders hervorgehoben wird. Hierbei wird aber weniger das Unrecht und das besondere Schutzbedürfnis betont, das ein expliziter Inhalt internationaler Debatten darstellt, sondern der Widerstand gegen die Unterdrückung. Möglicherweise ist es diese Verlagerung des Schwerpunktes durch Gruppen wie Tijuanaarquía, die eine Nutzung des Konzeptes in urbanen Räumen ermöglicht. Indigenität ist nicht mehr ausschließlich vormodern und damit als passives ›Außen‹ zu modernisieren oder zu schützen, sondern kann über den aktiven Widerstand auch aktiv zwischen Räumen wechseln.

Trotz dieses gravierenden Unterschiedes erscheint das ›Davor‹ noch immer als eine Legitimationsstrategie. Wie an dem Beispiel der Proteste gegen die Border-Patrol deutlich wird, ist das koloniale Unrecht bedeutsam. Das Bild der unrechten Zerstörung einer Kultur ist wiederum durch die internationalen Diskurse gestützt. Die betrachtete Veränderung des Indigenitätsdiskurses auf lokaler Ebene scheint folglich mit den Veränderungen der internationalen Diskurse zu interagieren. Eine mögliche Erklärung ist, dass die besonderen Rechte und die positive Verknüpfung von Indigenität und Nachhaltigkeit das Konzept zu einem wirkmächtigen politischen Werkzeug werden lassen. Über die Wandelbarkeit des Konzeptes ließe sich die Frage stellen, inwieweit dieses Werkzeug auch die in den letzten Jahren vermehrt aufkommenden Forderungen um ein ›Recht auf Stadt‹ stützen kann – gerade in postkolonialen Gesellschaften, wie der Mexikos.

Eine andere Möglichkeit ist aber auch, dass die Veränderungen – hin zu einem aktiveren Konzept von Indigenität – dieser auf internationaler Ebene Bedeutung verliehen haben. Was sich jedoch deutlich zeigt, ist, dass eine Politisierung des Konzeptes stattgefunden hat, die sich auf die verschiedenen Ebenen auswirkt und die Selbst- und Fremdzuschreibung von einem essentialistischen ›Rasse‹- oder Kulturbegriff gelöst haben. Die Gleichsetzung mit einer spezifischen Lebensweise spricht eher für eine ethnische Zuschreibung, die Verknüpfung mit Widerstand gegen postkoloniale Strukturen machen Indigenität selbst zu einem Symbol, das eher für eine politische Idee als eine spezifisch definierte Bevölkerungsgruppe steht.

Sascha Wölck

Con lai Mỹ

Über Marginalisierung amerikanischer
Besatzungskinder in Vietnam

Als am 30. April 1975 Panzer der *Vietnamesischen Volksarmee* das Tor zum Präsidentenpalast in Saigon durchbrachen, lieferten sie zwar ein Symbol dafür, dass nach 30 Jahren Krieg endlich Frieden in Vietnam einkehrte, das Ende alter Feindschaften läuteten sie allerdings nicht ein. Für viele Vietnames_innen, die mit dem kollabierten Regime im Süden und/oder den USA assoziiert wurden, brach eine Zeit an, die von politischer Verfolgung oder wenigstens einer Verschlechterung ihrer sozialen und ökonomischen Situation geprägt war.

Wohl niemandem aber war eine Verbindung zu den USA körperlich so eingeschrieben wie den *con lai Mỹ* – Kindern amerikanischer Soldaten und vietnamesischer Frauen. Nach dem Rückzug der USA und in der neuen Ordnung des unter kommunistischer Ägide wiedervereinigten Vietnams, wurden sie von Teilen der Gesellschaft mit Verletzungen rassistischer und sozialer Normen assoziiert und mit Partizipationsbeschränkungen sowie verbalen und körperlichen Übergriffen konfrontiert. Ihren Biografien, die vielförmig vietnamesische, aber auch vietnamesisch-US-amerikanische Befindlichkeiten reflektieren, geht mein Dissertationsprojekt nach.

Mein Forschungsinteresse gilt vietnamesischer Geschichte von Kolonisation, Imperialismus und Krieg im 20. Jahrhundert sowie deren sozialen, kulturellen und politischen Implikationen, die teils bis in die Gegenwart wirkungsmächtig sind. Im Mittelpunkt meiner Dissertation befinden sich individuell erfahrene Diskriminierungen von *con lai Mỹ*, welche mich im Kontext zu den politischen und sozialen Dynamiken Vietnams interessieren. Hinter der Forschungsidee steht zum einen die Überzeugung, dass bei allem, was uns zu Individuen macht, Gesellschaften maßgeblich dazu beitragen und Individuen *vice versa* Rückschlüsse über die sie umgebende Gesellschaft zulassen; zum anderen, dass soziale Normierungen gerade dort offenbar werden, wo gegen sie verstoßen wird, weshalb gesellschaftliche Peripherien facettenreiche Perspektiven auf (nationale) Identitätspolitik eröffnen.

Dieser Aufsatz will einen Eindruck von Theorie und Praxis meiner Forschung vermitteln. Eine noch un abgeschlossene Auswertung meines

Materials zeigt an, dass für viele con lai MỸ Erfahrungen von Rassismus eine wichtige Rolle spielen. Dieser Aspekt bildet in diesem Aufsatz den Schwerpunkt. Die historischen und gesellschaftlichen Zusammenhänge, die ich mit den Dynamiken der Erfahrungen von Rassismus in Verbindung bringe, sind primär die Wiedervereinigung Vietnams und die Prozesse der (wirtschaftlichen) Öffnung des Landes im Zuge der *Đổi mới* (Erneuerungs-)Politik. Der Titel des umgebenden Bandes *Work in Progress* ist wörtlich zu nehmen, da Texte immer offene Enden enthalten, vor allem aber, weil dies ein Bericht aus meiner noch in Arbeit befindlichen Promotion ist.

Entlang meiner Annäherung an das Thema ist dieser Bericht chronologisch organisiert. Eingangs umreißt ich eine kollektive Geschichte, wobei ich mich zweier Ressourcen bediene, die nicht in jedem Fall korrespondieren: der Ergebnisse meiner Feldforschung sowie meiner Literaturrecherche. Anschließend gehe ich auf Hypothesen und Fragestellungen ein. Darauf folgt ein Teil, in dem Methoden meiner Feldforschung im Vordergrund stehen. Schließlich stelle ich einige Ergebnisse vor, die sich auf individuelle Perspektiven stützen. Eine vorläufige Zwischenbilanz fasst die wesentlichen Punkte zusammen und gibt Ausblick auf meine Dissertation.

Kriegs- und Nachkriegszeit

Das amerikanische Engagement in Vietnam gewann unter dem demokratischen Präsidenten Johnson erheblich an Qualität und Quantität. Am 8. März 1965 ließ Johnson die ersten regulären amerikanischen Truppen am Strand von Đà Nẵng landen und vervielfachte das Truppenkontingent von 23.300 auf 184.000¹. Mit 536.100 Militärangehörigen erreichte 1968 die US-amerikanische Präsenz ihren Höhepunkt.² Auf die in vielerlei Hinsicht wirkungsmächtige *Tet-Offensive* der Kommunisten im gleichen Jahr und die erstarkende Friedensbewegung reagierte die Nixon-Regierung mit der *Vietnamisierung* des Krieges, in dessen Folge ab 1973 praktisch keine amerikanischen Streitkräfte mehr in Vietnam stationiert waren.

Nicht zuletzt der *Search and Destroy*-Taktik amerikanischer Militärs, die Hunderttausende Vietnames_innen zur Flucht aus den Provinzen in

¹ <http://tinyurl.com/nc7sd32>, 12.06.2013, americanwarlibrary.com.

² Ebenda.

die Städte zwang, war es geschuldet, dass weite Teile der Bevölkerung von amerikanischen Einrichtungen monetär abhängig waren. Das US-Militär war Arbeitgeber für Reinigungspersonal, Sekretär_innen, Handwerker_innen, Hilfskräfte, die Schützengräben aushoben, Sandsäcke schleppten und so weiter, während amerikanische Steuermittel den gewaltigen Militärapparat der *Republik Vietnams* aufrechterhielten. In ihrer Freizeit sorgten US-Militärangehörige für eine starke Nachfrage nach Bars, Drogen und Prostitution. In dem jüngst erschienenen *Kill Anything That Moves* beziffert Nick Turse die Zahl der Frauen, die in der Sexindustrie ihren Lebensunterhalt bestritten, auf 500.000.³ Darüber hinaus dokumentiert Turse eine massive sexuelle Gewalt, die US-amerikanische Männer auf vietnamesische Frauen ausübten. Während sich die US-amerikanische Geschichtsschreibung bis dato explizit am *Massaker von Mỹ Lai* als tragischen Einzelfall amerikanischer Kriegsverbrechen in Vietnam abgearbeitet hatte, macht er die Alltäglichkeit von Kriegsverbrechen wie Vergewaltigung offenbar.⁴ Sexuelle Kontakte kamen natürlich nicht ausschließlich durch Vergewaltigung und Prostitution zustande und es wurden eine ganze Reihe romantischer Verbindungen zwischen amerikanischen Soldaten und vietnamesischen Frauen dokumentiert. Während über Vietnam amerikanische Bomber eine in der Geschichte des 20. Jahrhunderts einmalige Bombenlast abwarfen, kamen zu Boden Zehntausende Kinder amerikanischer Soldaten auf die Welt.

In der öffentlichen Wahrnehmung haben diese Kinder ob der allgegenwärtigen Katastrophe praktisch keine Rolle gespielt. Das änderte sich in den USA am 3. April 1975, als der Präsident der Vereinigten Staaten Gerald Ford die *Operation Babylift* autorisierte. Ihr Ziel bestand darin, Kinder aus der im Kollaps befindlichen Republik Vietnam (medienwirksam) zu evakuieren. Das Augenmerk lag auf den con lai Mỹ, da sie als besonders gefährdet galten. Beispielsweise verbreiteten sich Gerüchte, dass die Kommunisten planten, sie bei lebendigem Leibe zu verbrennen.⁵ In den turbulenten letzten Tagen des Krieges unternahmen viele Mütter verzweifelte Versuche, ihre Kinder nach Saigon zu bringen, um dort wenigstens auf deren Evakuierung in die USA zu hoffen. Hatten sie Er-

³ Vgl. Nick Turse: *Kill Everything That Moves. The Real American War in Vietnam*, New York 2013, S. 147.

⁴ Ebenda, S. 125; 129-130, 164, 166-171.

⁵ Vgl. Dokumentation von Gail Dolgin, *Daughter from Danang*, 2002; Dana Sachs: *The life we were given. Operation Babylift, International Adoption, and the Children of War in Vietnam*, Boston 2010, S. 13ff.

folg, bedeutete dies, von wenigen Ausnahmen abgesehen, einen endgültigen Abschied von ihren Kindern.

Der Auftakt der Operation *Babylift* fiel mit ihrer größten Katastrophe zusammen, als die erste Maschine wegen eines technischen Defekts wenige Kilometer vom Saigoner Flughafen zu einer Notlandung gezwungen war: 155 Menschen, überwiegend Kinder, verloren dabei ihr Leben. Bereits am Folgetag wurde das Programm wieder aufgenommen, bis das Artilleriefeuer der *Việt Cong* Starts und Landungen in Saigon unmöglich machte. Bis dahin flog die *US-Airforce* rund 3.000 Kinder außer Landes.

Die befürchteten Blutbäder nach dem Fall oder – je nach politischer Lesart – der Befreiung Saigons am 30. April 1975 blieben aus. Doch insbesondere im Süden des Landes verhiß der Machtwechsel den Auftakt der »zehn verlorenen Jahre«⁶ – eine umfassende Rezession, ausgelöst durch die Verstaatlichung auch kleinster Betriebe, einem Stopp der Kredite aus der Sowjetunion und einem umfassenden Wirtschaftsembargo der USA. Es änderten sich jedoch nicht nur die ökonomischen Bedingungen. Gerade für con lai Mỹ wurde deutlich, dass sich analog zu den politischen und ökonomischen Umbrüchen auch soziale Positionen neu formierten. Während in der Republik Vietnam insbesondere Kinder Weißer Väter sogar als Prestigeobjekte galten,⁷ verkörperten sie jetzt in den Augen der Mehrheitsgesellschaft Verstöße gegen sexistische und rassistische Normen und wurden, so die Literatur, als Nachkommen von Imperialisten und Klassenfeinden deklariert. Selbst Armut und die Absenz der Väter wurden zum Stereotyp. Ungleich adressierte sich ihre (rassistische) Diskriminierung: Kinder Schwarzer Väter waren davon häufiger betroffen als die Weißer Väter.⁸

Ausgrenzung und Diskriminierung beschränkten sich indes nicht auf private Umgebungen. Viele Familien, die mit dem einstigen Regime im Süden oder den USA in Verbindung gebracht wurden, sahen sich von lokalen Behörden gezwungen, in so genannte *Khu vực kinh tế mới* (Neue Wirtschaftszonen) umzusiedeln, in denen sie vor dem sprichwörtlichen

⁶ Martin Großheim: Erinnerungsdebatten in Vietnam. In: (Hrsg.) Bundesamt für Politische Bildung APuZ Politik und Zeitgeschichte, Berlin 2008, S. 19-24, hier: S. 22.

⁷ Vgl. Trin Yarborough: *Surviving Twice. Amerasian Children of the Vietnam War*, Washington 2006, S. 25.

⁸ Vgl. Robert S. McKelvey: *The Dust of Life – America's Children Abandoned in Vietnam*, Seattle/London 1999, S. 23-27.

Nichts standen.⁹ Dass ihre Mütter nicht nur mit Armut, sondern auch den Stigmata als Prostituierte und Klassenfeindinnen zu kämpfen hatten, war eine Ursache dafür, dass viele con lai Mỹ nach ihrer Geburt vom Krankenhauspersonal Kinderheimen übergeben wurden¹⁰ oder auf der Straße aufwuchsen.

Ausgelöst durch erschütternde mediale Berichte über Armut der con lai Mỹ in Hồ Chí Minh City (ehemals Saigon) unternahm die USA Ende der 1980er Jahre einen neuen Anlauf zu ihrer Evakuierung. Die US-Kongresshäuser verabschiedeten 1987/89 den *Amerasian Homecoming Act* und das *U.S. Department of State* eröffnete in Hồ Chí Minh City ein *Amerasian Transit-Center*. Dokumente, die die Vaterschaft eines amerikanischen Soldaten bezeugen, waren für gewöhnlich nicht vorhanden beziehungsweise vor dem Einmarsch der *Việt Cong* vernichtet worden. Ausreisewillige con lai Mỹ wurden demnach primär dem Kriterium ihrer körperlichen Erscheinung unterzogen.¹¹ Hinzu kamen ökonomische Ausgrenzungen: Je schwächer die con lai Mỹ sozial aufgestellt waren, umso schwieriger gestaltete sich der Zugang zu diesem Programm, da sie größere Probleme bei den formalen Hindernissen hatten und finanzielle Mittel zur Beschaffung nötiger Dokumente und zum Transport fehlten.¹²

Ein massiver Missbrauch des *Amerasian Homecoming Acts* durch fingierte Angehörige diskreditierte das Programm, was zu dessen vorzeitigen Einstellung führte. Bis dahin wurde die Migration von ca. 30.000 con lai Mỹ und 80.000 Angehörigen in die USA realisiert.¹³ In der soweit umfangreichsten Veröffentlichung zum *Amerasian Homecoming Act* beziffert Trin Yarborough die Anzahl der in Vietnam verbliebenen con lai Mỹ zwischen 3.000 und 15.000.¹⁴

Theoretisch steht den con lai Mỹ bis heute die Migration in die USA offen und jährlich stellen mehr als Hundert Bewerber_innen dazu Anträge. Für gewöhnlich verlangt das US-Konsulat hierfür einen positiven Vaterschaftstest eines Amerikaners – etwas, das die Bewerber_innen nur in sel-

⁹ Vgl. N. L. Jamieson: *Understanding Vietnam*, Berkeley 1995, S. 123; Hoàng, Cơ Thụy: *Việt sử khảo luận*, Paris 2002; S. 287; 287; McKelvey 1999, S. 71-72; Trin Yarborough: *Surviving Twice – Amerasian Children of the Vietnam War*, Washington 2005, S. 49.

¹⁰ Vgl. Yarborough 2006, S. 12.

¹¹ Vgl. United States General Accounting Office: *Program Evaluation and Methodology Division*, New York 1992, S. 7.

¹² Ebenda; <http://tinyurl.com/o9hsuyb>, 25.02.2013, articles.latimes.com.

¹³ Vgl. Yarborough 2006, S. xi.

¹⁴ Ebenda.

tenen Ausnahmen erbringen können. Während sich dieser Tage US-Behörden an den in Vietnam verbliebenen con lai Mỹ nicht gerade interessiert zeigen, haben die in die USA ausgewanderten con lai Mỹ in den letzten Jahren verstärkt Versuche unternommen, Netzwerke wie die *Amerasian Fellowship Association* aufzubauen, um den in Vietnam lebenden con lai Mỹ bei bürokratischen und finanziellen Problemen zu helfen.

Der Vietnamkrieg war der längste Krieg des 20. Jahrhunderts, forderte Millionen von Leben, wirkt bis heute politisch und sozial nach und ist in Zehntausenden von Publikationen feinteilig erörtert. In diese historische Reflexion gehen die Biografien der con lai Mỹ kaum ein. Etwa ein knappes Dutzend wissenschaftlicher Veröffentlichungen befassen sich mehr oder weniger dezidiert mit diesem Thema. Ihr Fokus liegt auf den Erfahrungen von Migration in die USA und gibt kaum Hinweise auf ihre gegenwärtigen sozialen Realitäten in Vietnam.

Forschungsfragen und Methoden

Ein Forschungsstipendium des Deutschen Akademischen Austauschdienstes ermöglichte mir 2012 während eines einjährigen Forschungsaufenthalts Material in Vietnam zu erheben. Folgende Forschungsfragen standen dabei im Vordergrund:

- Wie haben con lai Mỹ unterschiedliche politische Phasen und soziale Transformationsprozesse erfahren?
- Wie artikuliert(en) sich Diskriminierung und Ausgrenzung unter unterschiedlichen sozio-politischen Vorzeichen?
- In welcher Relation stehen die Selbst- und Fremdzuschreibungen der con lai Mỹ zu der Konstruktion nationaler Identität?
- Wie stellen sich gegenwärtige Lebensrealitäten der con lai Mỹ dar?

Diesen Fragen habe ich mich überwiegend mit qualitativen, an die *Grounded Theorie* angelehnten Methoden, genähert. Dafür sprachen praktische und inhaltliche Argumente: Erstens erschien aufgrund des Forschungsstandes ein explorativer Charakter, die Möglichkeit zur Entwicklung von Theorie und Methode im Forschungsprozess, wichtig, zweitens bieten semistrukturierte Interviews ein adäquates Werkzeug, um Selbst- und Fremdkategorisierungen zu untersuchen und Unrecht und Stereotypisierungen zu reflektieren.¹⁵

¹⁵ Vgl. Marek Czyzewsky: Selbst- und Fremdbilder im Gespräch. Theoretische und methodologische Aspekte. In: (Hrsg.) Marek Czyzewsky et al. Nationale Selbst-

Im Zentrum meiner Forschung standen Interviews mit con lai Mỹ, ergänzend habe ich mit Angehörigen, Remigrant_innen, amerikanischen Vietnamkriegsveteranen und anderen Zeitzeug_innen gesprochen. Bisweilen habe ich Interviews allein realisiert, griff aber in der Regel auf Unterstützung lokaler Dolmetscherinnen zurück. Ergänzend gehen Gedächtnisprotokolle, amtliche Dokumente, Akten aus dem Staatsarchiv in Hanoi und in Vietnam erschienene Literatur in die Forschung ein. Regionale Schwerpunkte setzte ich auf die rund eintausend Kilometer entfernten Städte Đà Nẵng und Hồ Chí Minh City, da diese als die größten Städte der Republik Vietnams ebenfalls bedeutende US-amerikanische Stützpunkte waren, allerdings unterschiedlich vom Kriegsverlauf und seinen Konsequenzen gezeichnet sind. Während diverse Quellen allen Grund zur Annahme gaben, dass con lai Mỹ in Hồ Chí Minh City verblieben sind, war mir von Đà Nẵng zunächst nur bekannt, dass von dort in den letzten Wochen des Krieges Hunderte, vielleicht Tausende von ihnen geflohen waren.¹⁶

Aus den transkribierten und übersetzten Interviews extrahiere ich Aussagen über gegenwärtige soziale Realitäten, Erfahrungen von Diskriminierung und nationale Diskurse und in ihnen enthaltene Repräsentationen. Diese wissentliche Homogenisierung sehe ich als produktiven Moment, denn es lässt sich mit Stuart Hall »diese Vereinfachung tatsächlich dazu nutzen ..., etwas über den Diskurs auszusagen, denn Vereinfachung ist genau das, was ein Diskurs selbst tut«¹⁷ – man darf die komplexen sozialen Realitäten freilich nicht mit ihren diskursiven Repräsentationen verwechseln.

Praxis

Der Zugang ins Feld erschwerte sich zunächst durch ein Geflecht praktischer und bürokratischer Probleme, wie ein monatelanges Antragsprozedere für Interview-Genehmigungen. Als es schließlich gelang, erst in Hồ Chí Minh City und später in Đà Nẵng Kontakte herzustellen, wurde offenbar, dass die Communities heterogener sind als die Literatur im-

und Fremdbilder im Gespräch. Kommunikative Prozesse nach der Wiedervereinigung Deutschlands und dem Systemwandel in Ostmitteleuropa, Opladen 1995, S. 11-81, hier: S. 61ff.

¹⁶ Sachs 2010, S. 13.

¹⁷ Stuart Hall: Rassismus und kulturelle Identität, Hamburg 1994, S. 142.

pliziert: Neben den erwarteten prekären sozialen Verhältnissen traf ich auf con lai Mỹ, die sich nie diskriminiert fühlten und/oder ein erfülltes Leben führen und an dem wirtschaftlichen Aufschwung Vietnams partizipieren.

Als glücklich hatte sich die Entscheidung zu zwei Forschungsstützpunkten erwiesen: Der Vergleich zeigt, dass in Đà Nẵng und in Hồ Chí Minh City den con lai Mỹ mit gleichen Vorurteilen begegnet wird, aber in diesen Städten unterschiedliche Communities unter unterschiedlichen sozialen und finanziellen Konditionen leben. In Hồ Chí Minh City, der Stadt mit den merklich höheren Lebenshaltungskosten, liegt etwa das durchschnittliche Einkommen meiner Interviewpartner_innen tendenziell unter dem in Đà Nẵng. Dass sich mir Armut in Hồ Chí Minh City extremer darstellte als in Đà Nẵng, wäre jedoch nicht zutreffend, vielmehr fand ich in Đà Nẵng mehr con lai Mỹ, die ich einem sozialen Mittelstand zurechnen würde, beziehungsweise in Hồ Chí Minh City eine größere Gruppe, die ich als arm wahrgenommen hatte.

Im Hinblick auf eine erste Auswertung meines Materials scheint die weiter verbreitete Armut in Hồ Chí Minh City damit in Verbindung zu stehen, dass die dortigen con lai Mỹ sehr jung und vor allem von ihren Familien getrennt in die Stadt gekommen sind und insgesamt über schlechtere (soziale) Ausgangsbedingungen verfügten. Die wenigsten con lai Mỹ, mit denen ich dort sprach, sind in Hồ Chí Minh City geboren, viele sind aus den Neuen Wirtschaftszonen, Umerziehungslagern, vor Gewalt der (Stief-/Adoptiv-)Eltern oder der Armut in den Provinzen hierher geflohen. Neben einem Inkognito der Metropole hoff(t)en sie auf eine Rettung in die USA.

So überrascht es nicht, dass in Hồ Chí Minh City bis heute stärker an einer Migration in die USA als Zukunftsvision festgehalten wird und sei es nur in der Überzeugung, dort ihren Kindern bessere Perspektiven eröffnen zu können. In Đà Nẵng hingegen sind meine Gesprächspartner_innen insgesamt stärker verwurzelt und neigen meiner Wahrnehmung nach deshalb eher dazu, die Chancen, die ihnen das Leben in Vietnam bietet, zu ergreifen.

Für die Analyse scheint es produktiv, nicht nur nach gegenwärtigen Wohnsitzen in unterschiedliche Fallgruppen zu unterscheiden, sondern auch nach Hautfarbe der Väter. Dieser Tage setzen sich die con lai Mỹ-Communities aus Nachkommen Schwarzer¹⁸ und Weißer Väter schein-

¹⁸ Zur Abgrenzung von sozialen gegenüber naturalisierenden Kategorien notiere ich ›Schwarz‹ und ›Weiß‹ in Großbuchstaben.

bar gleichberechtigt zusammen, aber in der Erinnerung vieler Interviewpartner_innen waren diese Communities nach Hautfarbe gespalten. Noch entscheidender für diese Unterscheidung spricht, dass die Erfahrungen von Diskriminierung bei den Nachkommen Schwarzer Väter (*con lai Mỹ đen*; kurz: *Mỹ đen*) insgesamt gravierender ausfallen, während ein erheblicher Teil der Nachkommen Weißer Väter (*con lai Mỹ trắng*; kurz: *Mỹ trắng*) berichteten, kaum oder gar keine Diskriminierung erlebt zu haben. Betrachtet man noch einmal die Einkommensverhältnisse, zeigt sich, dass zwar der durchschnittliche Lebensstandard der con lai Mỹ in beiden Städten unter dem Niveau der (urbanen) Mehrheitsgesellschaft¹⁹ liegt, aber bei den Mỹ đen dieser Abstand größer ausfällt.

In Experteninterviews habe ich die Frage gestellt, wie groß die Gruppe der regional und überregional verbliebenen con lai Mỹ ist. Die Schätzungen fielen überraschend niedrig aus und bewegten sich für ganz Vietnam einhellig zwischen 200 und 300. Bisher gelang es mir, die Daten von 29 con lai Mỹ aufzunehmen. Davon sind 19 Mỹ trắng und 10 Mỹ đen. Augenscheinlich weicht diese Relation von dem der US-Truppen (in Vietnam) ab: Während des Krieges dienten nur zwölf Prozent Schwarze²⁰ und nicht rund 35 Prozent. Die Erhebung weiterer Daten wäre erstrebenswert, um eine Aussage über diese Relation weiter abzusichern. Bestätigt sich diese Tendenz, wäre eine mögliche Lesart, dass es Mỹ đen schwerer als Mỹ trắng fiel, in den *Amerasian Homecoming Act* aufgenommen zu werden, weil das soziale Ungleichgewicht bis in die Kindheit zurückreicht. Im Rückschluss hieße das, dass überproportional viele Mỹ trắng in die USA migriert sind.²¹

¹⁹ Aussagen über Armut und Durchschnittseinkommen in Vietnam können nur relational getroffen werden, da es hier ein drastisches Gefälle zwischen urbanen und ruralen Räumen gibt, das auch entlang ethnischer Grenzen verläuft – so sind etwa die nationalen Minderheiten, die gewöhnlich außerhalb der Städte leben, besonders benachteiligt.

²⁰ <http://tinyurl.com/opkspeg>, 17.03.2013, mrfa.org.

²¹ Bisher bin ich auf keine Daten der amerikanischen Behörden gestoßen, die über dieses Verhältnis eine Aussage machen.

Fallbeispiele

Nhung²² lebt mit ihren zwei Kindern in Đà Nẵng. Einige Versuche habe sie unternommen, in die USA zu gehen, bis sie sich von der Idee verabschiedet hat: »Ich bin hier aufgewachsen und habe hier Kinder, die ich zurücklassen müsste, das geht einfach nicht und meine Tochter braucht mich. Sie geht hier zur Schule und das ist, was zählt.« Nhungs Vater war ein afroamerikanischer Soldat, über den ihr nichts bekannt ist und an ihre leibliche Mutter hat sie nur eine vage Erinnerung. Ihre Adoptivmutter hatte erzählt, dass Nhungs leibliche Mutter für eine amerikanische Einrichtung gearbeitet hätte und in ihren Vater sehr verliebt gewesen sei. Sie gab den Adoptiveltern Geld, damit sie Nhung aufziehen und ist dann verschwunden. Eine Ungleichheit zwischen Mỹ trắng und Mỹ đen hat Nhung bereits als Kind deutlich wahrgenommen:

»Mỹ trắng konnten ungestört ihren Dingen nachgehen. Aber wenn sie [ältere Schulkinder] einen Mỹ đen sahen, warfen sie mit Steinen nach ihm. [...] Mỹ trắng lai hatten nie Probleme. Mit weißer Haut sah man eher so aus wie alle anderen. [...] Wenn ich zur Schule gegangen bin, warteten sie hinter dem Tor auf mich und haben gerufen, »Mỹ đen, geh zurück, wo du herkommst! Was hast du hier zu suchen? Hier sollen Vietnamesen lernen und nicht Leute wie du. Du bekommst eine eigene Lektion«.

Immerhin: Nhung hatte Glück, dass ihre Adoptiveltern sie liebevoll aufnahmen. Probleme aufgrund ihrer Herkunft hatte sie zuhause und in der unmittelbaren Nachbarschaft keine. Aber in einem weiteren Radius stellte sich für sie Öffentlichkeit als Bedrohung dar: Eine schwere Verletzung erlitt sie von einem Stein, der von einer Zille abgeschossen wurde. Die Angst vor den Übergriffen in der Schule führte dazu, dass sie sich – zunächst gegen den Wunsch ihrer Stiefeltern – weigerte, zur Schule zu gehen. So arbeitete sie in Kindheit und Jugend auf dem Reisfeld ihrer Stiefeltern, bis die Eigentümer das Land zurückverlangten. Scheinbar alternativlos begann sie auf einer Müllkippe Abfälle zu sortieren und an eine Weiterverwertung zu verkaufen. Bereits 27 Jahre lang sammelt sie dort auf, was der Ort hergibt: Plastiktüten, Scherben bis hin zu Rinderknochen. Ein durchschnittlicher Tag wirft für sie und ihre zwei Kinder umgerechnet rund drei Euro ab. In ihrem Haus, das sich unweit der Müllkippe befindet, lässt sie abends, weil sie Strom sparen will, kein Licht brennen. Alternativ wirft ein defekter Fernseher rotes Licht in den

²² Alle Namen sind geändert.

Raum. Die tropischen Regenfälle in der Region setzen ihr Haus regelmäßig unter Wasser, aber es ist kein Geld für eine Drainage vorhanden. Der Vater ihrer Kinder, ein ehemaliger Soldat der Vietnamesischen Volksarmee, arbeitete auf einem Steinbruch. Ihre gemeinsame Armut hielt er, so Nhung, nicht mehr aus. Kurz nach der Geburt des zweiten Kindes ging er kommentarlos zurück in seine Heimat und hinterließ Nhung und die Kinder in einer noch verschärften Situation.

Von den Erfahrungen der Diskriminierung in Kindheit und Jugend blieben ihr nicht nur körperliche Narben, sondern auch eine bleibende Verletzung ihres Selbstbewusstseins: »Man hat gesagt, Mỹ lai seien völlig wertlos. Nicht alle haben das verinnerlicht, aber ich kämpfe heute damit, dass ich mich minderwertig fühle.« Ihre vielleicht größte Unterstützung erfährt sie heute von Hiệp, den sie mit »bô« (Vater) anspricht. Hiệp ist Sohn eines Schwarzen französischen Soldaten. Seine Mutter war Việt Minh und lebte mit einem übergelaufenen japanischen Offizier zusammen. Dieser produzierte in der Nähe von Đà Nẵng Waffen für die Việt Minh, so erhielt Hiệp zuzeiten Hồ Chí Minhs das Privileg eines Studienplatzes in Hanoi. Als die Familie nach Japan auswanderte, ließen sie ihn jedoch zurück. Hiệp lebt heute von einer bescheidenen Pension als Eisenbahningenieur in Nhung's Nachbarschaft. Dort sah er viele con lai Mỹ aufwachsen, verfolgte ihr Leid und versucht bis heute, ihnen zu helfen. Wir lernten uns auf einer Obama-Wahlparty der con lai Mỹ in Đà Nẵng kennen. Er sprach mich direkt an und sein großer Bedarf an Austausch über Politik, Geschichte und Kultur war offenkundig. Am liebsten hätte er sich mit mir auf Französisch unterhalten, was jedoch an meinen mangelhaften Sprachkenntnissen scheiterte. Als ich ihn später auf eigene Erfahrungen von Diskriminierung ansprach, etwa als junger Mensch in der *Demokratischen Republik Vietnam*, hüllte sich ein offensichtlich bewegter Mann so lange in Schweigen, bis ich das Thema wechselte.

Nhung nimmt die Diskriminierung heutzutage als abgeschwächt wahr: »Jetzt wo wir älter sind, ist unser Ansehen zwar noch sehr schlecht, aber wir werden nicht mehr schlechter behandelt.« Meine Frage, wann die Diskriminierung nachgelassen hätte, beantwortete sie sehr vage, ihrer Erinnerung nach fand dies wohl in den 1990er Jahren statt. Diesen Eindruck bestätigen andere Interviewpartner_innen: Beispielsweise berichtete Minh, ein Mỹ đen in Hồ Chí Minh City's Gò Vấp Bezirk, dass er 2012 von einer Gruppe Männer auf der Straße wegen seiner Hautfarbe zusammengeschlagen wurde, gleichzeitig räumte er ein, dass körperliche Übergriffe heute eine Seltenheit sind. Phò ebenfalls Mỹ đen in Hồ Chí Minh City sagte, man ließe sie heute in Ruhe. Ein anhaltendes Pro-

blem sei jedoch, dass sie keine Arbeit bekäme. Gelegentlich arbeitet sie im Service einer Suppenküche, aber der Verdienst genügt nicht für sie und ihre zwei Kinder:

»Wenn ich sehe, dass ein Geschäft jemand zur Aushilfe sucht, dann ziehe ich mich gut an und stelle mich vor. Aber sie schauen nur auf meine Haare und meine Haut und geben mir nicht den Job. Sie sagen nicht warum, aber ich erkenne ihren Blick.«

Für die Weißen con lai Mỹ verhält es sich überwiegend moderater: Auch sie nehmen einen Rückgang der Diskriminierung seit den 1990er Jahren wahr, von einer anhaltenden Geringschätzung, wie sie etwa Nhung oder Phò beschreiben, spüren sie heute in der Regel nichts mehr. In meiner Forschung begegneten mir bestenfalls Details, wie bei Danh in Hồ Chí Minh City, der sich die blonden Haare dunkel färbt, damit er einen Job als Security bekommt.

Exkurs in gesellschaftliche Kontexte

Welches waren die gesellschaftlichen Bedingungen, als die unmittelbare, massive Diskriminierung nachließ? Die 1990er Jahre sind in Vietnam besonders von zwei Dynamiken geprägt, einer wirtschaftlichen Liberalisierung und einer neuen internationalen Bündnispolitik: Bereits 1986 hatte die *Kommunistische Partei Vietnams* auf ihren VI. Parteitag die wirtschaftliche Liberalisierung von *Đổi mới* konsolidiert. In der ersten Hälfte der 1990er Jahre begann diese zu greifen und trug zu einem ökonomischen Aufschwung bei, der zwar das soziale Gefälle vergrößerte, aber gleichzeitig auch für das Leben der ärmsten Bevölkerungsgruppen spürbare Verbesserungen mit sich brachte. So ist etwa die Zahl der Haushalte, die pro Kopf mit einem Dollar auskommen müssen, seitdem rapide rückläufig. Mit der Liberalisierung ging auch ein verstärkter Außenhandel mit den USA und Ländern Westeuropas einher und die Öffnung für den internationalen Tourismus, der sich zu einem wichtigen Wirtschaftsfaktor entwickelt hat. Diese Entwicklungen haben die Straßenszenen Vietnams erheblich verändert, geschäftiges Treiben drängt quasi aus jedem Hauseingang, und ganze Viertel der großen Städte sind mittlerweile von Touristen und Expatriates dominiert.

In dieselbe Epoche fällt ein bemerkenswerter Wandel vietnamesischer Bündnispolitik: Nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion suchte man in den USA einen neuen strategischen Verbündeten – nicht zuletzt gegen China, mit dem Vietnam seinen bisher letzten kriegerischen Kon-

flikt 1979 erlebt hatte und das man bis heute als militärische Bedrohung, etwa bei Territorialansprüchen im Südchinesischen Meer, wahrnimmt.

Nachdem man bis 1945 gemeinsam als Alliierte gegen Japan gekämpft hatte, erfüllte sich mit der postantagonistischen Ära posthum ein Traum Hồ Chí Minhs, der lange die politische Nähe zu den USA gesucht hatte. Während sich die Partei bisher dadurch legitimierte, die Befreierin vom amerikanischen Imperialismus zu sein, profilierte sie sich zunehmend als Garant und Macher des wirtschaftlichen Aufschwungs.²³ In dem Kontext der verblassenden Folgen des Krieges, den neuen politischen Allianzen und der Internationalisierung des Landes, ist es berechtigt, davon zu sprechen, dass sich Vietnam zu einer offeneren Gesellschaft entwickelt hat – was sich in den Erfahrungen der con lai Mỹ widerspiegelt.

Zurück in die Praxis

Ein Mitarbeiter einer NGO machte mich mit Đạo bekannt. Kaum fünf Minuten Fußweg vom ehemaligen Amerasian Transit Center lebt sie in einem dichten Komplex von Baracken, deren schmalen Zugang man von der Straße aus leicht übersieht. Mit ihrem Ehemann und drei Kindern wohnt sie heute auf insgesamt 20 fensterlosen Quadratmetern, daneben befindet sich eine Nasszelle für den ganzen Block. Sie ist die Tochter eines Schwarzen Amerikaners und wuchs bei ihrer Mutter auf, die während des Krieges als Bar Girl in Nha Trang gearbeitet hatte. Nachdem die Familie eine Neue Wirtschaftszone im Mekong Delta verlassen konnte, ging die Mutter nach Cần Thơ und Đạo nach Hồ Chí Minh City.

Đạos Ehemann ist Weißer con lai Mỹ und verkauft auf der Straße Bánh bao, Weizenmehlkloße, während sie als Putzfrau arbeitet. Jeden Morgen um drei steht sie auf, um die Bánh bao vorzubereiten. Auf mein Angebot, dass sie ein Thema für unser nächstes Gespräch vorschlagen könne, antwortete sie, dass sie sich nur über »Amerasians« unterhalten wolle, nur das und ihre Ausreise in die USA würde sie interessieren.

Die Frage, wann die Diskriminierung nachgelassen hätte, beantwortete sie nicht mit einer Zeitangabe sondern einem Ereignis, dem Amerasian Homecoming Act. Plötzlich seien die Leute positiv auf sie zugegangen, nicht zuletzt, weil sie in den con lai Mỹ ein Ticket in die USA erkannten. Viele con lai Mỹ haben damals hohe Zahlungen angenommen, damit wohlhabende Familien sie als Kinder oder Ehegatten in die

²³ Vgl. Großheim 2008, S. 22.

Familienbücher eintragen konnten. Auch Đạo nahm Geld und die Unterstützung einer solventen Familie an, aber beim Interview im *Amerasian Transit Center* wurde der Betrug offenbar. Bis heute ist in ihren Papieren ein falscher Name notiert, was ihre Chancen zur Ausreise noch verschlechtert. Ich traf niemanden, bei dem der Wunsch in die USA zu gehen, so dringlich war, wie bei ihr. Neben der Hoffnung, die Zukunftschancen ihrer Kinder zu verbessern, geht ihr Wunsch mit einem (Un-)Gerechtigkeitsempfinden einher, da ihrem Halbbruder die Auswanderung gelang. Bei einem unserer Treffen zeigte sie mir Bilder ihrer Familie, darunter eines, das ihren Bruder in den USA bei Erhalt der Einbürgerungs-urkunde zeigte. Das Bild ihrer Mutter löste Tränen bei ihr aus, diese sei sehr krank und mit ihrem Tod würde sie nicht nur ihre Mutter, sondern auch die letzte Zeugin ihrer Biografie und Herkunft verlieren.

Am Rande von Đà Nẵng wohnt Trùng, ein Schwarzer con lai Mỹ mit seiner Ehefrau und ihrer gemeinsamen elf Jahre alten Tochter. Hinter seinem Haus beginnen die Felder. Wie Nhung hatte auch er in der Landwirtschaft, im Betrieb seiner Stiefeltern gearbeitet. Seine Adoptivmutter sei allerdings verstorben und sein Rücken ließe auch die Arbeit auf dem Feld nicht zu, so sei er ohne Arbeit. Während seine Frau auf einem nahegelegenen Markt Obst verkauft, kümmert er sich um den Haushalt und die Tochter. Es zehrt an ihm, dass er weder lesen noch schreiben kann, dass er kein Geld verdient und dass er, wie er sagt, seiner Tochter damit kein gutes Vorbild liefert. Ähnlich wie bei Nhung hatte eine Mischung von Armut und Diskriminierung ihm Zugang zur (Aus-)Bildung unmöglich gemacht.

Über seine Nachbarschaft sagt Trùng, dass sie ihn heute kaum noch aufgrund seiner Hautfarbe diskriminieren, aber heute schaut man auf seine Familie herab, weil seine Familie noch immer unter der Armut leide, aus der sich die Nachbarn in den letzten Jahren lösen konnten. In seiner Wahrnehmung hat sich also nicht nur die Intensität der Ausgrenzung verändert, sondern eben auch der Inhalt, der früher vor allem rassistisch war und heute primär ein ökonomisches Denken reflektiert.

Neben den Biografien, bei denen die ökonomischen Verbesserungen nur sehr schwach ausfallen, gibt es doch Personen, die ihre Situation verbessern konnten. Am eindrücklichsten habe ich das bei Be, einer Weißen con lai Mỹ in Hồ Chí Minh City erlebt: Ihre leibliche Mutter saß wegen Drogenhandels und vielleicht auch Prostitution bei Bes Geburt in einem Gefängnis bei Nha Trang. Als eine andere Inhaftierte aus dem Gefängnis entlassen wurde, nahm diese Be auf Anraten eines Hellsehers mit sich. Be wuchs im Haus dieser Familie auf. Dort ließ man ihr kaum

Kindheit, sie musste schwer arbeiten und erfuhr Gewalt und sexuellen Missbrauch. Ihre Geschwister verlangten, dass sie ›nach Hause‹ gehe. Als ihre Mutter krank wurde, erkannten sie in ihr die Schuldige, nahmen ihr sämtliche Kleidung ab und warfen sie mit zwölf Jahren vor die Tür. Die Nachbarn gaben ihr einen Pyjama und etwas Geld. Per Anhalter reiste sie nach Hồ Chí Minh City und lebte dort über Jahre in Obdachlosigkeit und von Hunger und Krankheit gezeichnet. Als erwachsene Frau gelang es ihr, sich aus diesem Umfeld und der Armut zu lösen. Morgens verkauft sie auf der Straße Lotterielose, auf Anruf betreibt sie ein Mofa-Taxi für Frauen aus der Nachbarschaft, hilft in einem Lokal aus und hat einen eigenen Lebensmittelladen eröffnet. An den geschäftlichen Bereich schließen ihre privaten Räume an, darin drei Kinder, Ehemann und Hund. Ihr Ehemann ist ein ruhiger, sanftmütiger Mann, der den Verkauf in ihrem Laden betreibt, und die Kinder gehen in eine gute Schule. Auf ihre Außenwahrnehmung angesprochen, sagt sie lachend: »Früher haben mir die Leute Mỹ lai, Mỹ lai hinterhergerufen. Aber heute finden viele meine Haut hübsch.«

Zwischenbilanz

Während für die Mehrheit der con lai Mỹ die 1970er und 1980er Jahre von Zugangsbeschränkungen zu Bildung und qualifizierten Jobs gezeichnet waren, eröffnete sich im folgenden Jahrzehnt, das geprägt war von einem wirtschaftlichen Aufschwung und einer Öffnung zum Westen allgemein und zu den USA im Besonderen, vielen die Möglichkeit zur Verbesserung ihrer sozialen Lage. Unter meinen Interviewpartner_innen ist das mehr Weißen als Schwarzen con lai Mỹ gelungen.

Im 21. Jahrhundert scheint ihre soziale Mobilität wieder erschwert. Verantwortlich sind weniger äußere gesellschaftliche Faktoren, sondern familiäre Bedingungen. Alle con lai Mỹ, mit denen ich gesprochen habe, haben eigene Familien gegründet. Danh, der Security in Hồ Chí Minh City, ist sogar Großvater. Die damit verbundenen Verpflichtungen lassen kaum Raum zur Veränderung des Lebenserwerbs. Dies gilt in besonderen Maßen für die sozial schwachen Haushalte, nimmt doch hier die Grundversicherung ihrer Mitglieder schon alle Kraft und Zeit in Anspruch.

Fast ausnahmslos sind meine Interviewpartner_innen in arme Familien geboren worden. Schon deshalb wäre eine monokausale Erklärung gegenwärtiger Armut über den con lai Mỹ-Hintergrund nicht haltbar. Als ein Ergebnis meiner Forschung kann man jedoch gelten lassen, dass

es die Diskriminierung bisweilen unmöglich machte, der Armut zu entkommen und in fast allen Fällen eine soziale Mobilität für die Betroffenen merklich behinderte. Ein anderes Ergebnis ist, dass sich die Gesellschaft heute toleranter zeigt, als in den ersten 15 Jahren nach dem Krieg. Dass die Diskriminierung heute seltener offen zutage tritt, hat jedoch wenige Implikationen auf die jetzigen sozialen Bedingungen dieser Menschen.

Hier habe ich mich auf Erfahrung von Rassismus im Alltag und im öffentlichen Raum konzentriert. Vernachlässigt habe ich andere soziale Stigmatisierungen sowie Verfolgung durch staatliche Einrichtungen. Was ich ganz grundsätzlich nicht leisten kann, ist eine allgemeingültige Aussage über Funktionsweisen von Rassismus. Im Gegenteil möchte ich mit Hall dafür plädieren, Rassismus per se in einem Kontext sozialer und historischer Bedingungen zu interpretieren.²⁴ So kann es in meinem Forschungszusammenhang nur um die spezifischen Ausformungen des Rassismus im Vietnam gehen. Natürlich fällt auf, dass sich hier der Rassismus, zumindest in Teilen, auf der globalen, unspezifischen Matrix verhält, innerhalb derer Schwarze in der rassistischen Hierarchie ganz unten stehen – während man im Hinblick auf die Biografien der Weißen con lai Mỹ fragen kann, ob die Diskriminierung, die sie erfahren, sich unter dem Mantel von Rassismus korrekt erfassen lässt.

Anders als die Sekundärquellen vermuten ließen, verlief die Diskriminierung weniger transsektional: Auf die Frage, welche vermeidlich inhärenten Eigenschaften ihnen zum Vorwurf gemacht wurden, nannte man mir überwiegend äußere Merkmale. Vergleichsweise wenig zielte die Diskriminierung unmittelbar auf die politische oder soziale Klasse. Einige erinnerten sich, dass sie als »vaterlos« oder als Kinder von Prostituierten beschimpft wurden. Ob die äußeren Merkmale als eine Art Signifikanten für eine falsche politische oder soziale Zugehörigkeit gelesen wurden, kann ich aus meiner Forschungsperspektive nicht eindeutig beantworten. Eine Aussage von Trùng mag diese interpretative Grauzone veranschaulichen: Die Eltern der Kinder aus seiner Nachbarschaft ließen ihn nicht ins Haus, weil er keinen Vater hätte. Hinter dieser Aussage könnten sich mehr oder weniger subtil alle negativen Identifikationen verbergen, die erstens über den Vater funktionieren, der Schwarz ist und amerikanischer Soldat; zweitens über die Mutter, der ein »unmoralisches Leben« nachgesagt wird, sich womöglich prostituiert hat oder vergewaltigt wurde (und Trùng markiert ihre oder nationale Erniedri-

²⁴ Vgl. Hall 1994, S. 127.

gung) und drittens über die Familie, deren Struktur einem traditionellen (konfuzianischen oder christlichen) Lebensentwurf widerspricht.

Ein Konflikt, der in den Biografien eine größere Rolle spielte als erwartet, verläuft familienintern: In vielen Fällen sind meine Gesprächspartner_innen mit einem Stiefvater und nicht selten bei Adoptiveltern aufgewachsen und in diesen Familien gegenüber den leiblichen Kindern benachteiligt worden. Den leiblichen Vater nicht zu kennen, empfinden viele überdies als schmerzhaft, was oft mit dem Wunsch in Verbindung steht, in die USA zu gehen.

Zu Forschungsbeginn lag mein Fokus auf Erfahrungen der con lai Mỹ in Öffentlichkeit und Alltag sowie mit staatlichen Instanzen. Im Verlauf der Forschung bekam ich eine Ahnung davon, dass die Biografien der con lai Mỹ eben auch Aussagen über familiäre Strukturen in Vietnam zulassen.

EMANZIPATION UND UTOPIE

Melanie Babenhauserheide

The Twofold Happy Ending of J.K. Rowling's »Harry Potter« Series

Utopian and Affirmative Aspects¹

The Harry Potter Series is one of the most read bestsellers of our time.² The seven books, published from 1997 to 2007,³ cross the barrier between children's and adults' literature. »No coming-of-age story has been more popular in the last several years than that of Harry Potter. A whole group of children who came first to Harry at the age of eleven in 1997 have watched him grow, and have matured along with him.«⁴ The novels contain a lot of political issues, for instance the tenuous position of freedom of press or the criticism of law enforcement. Therefore, it is relevant to look into the way the novels' image of society, politics, and subjectivity relates to ideologies in the real world. Discrimination, prejudice, intolerance, oppression and persecution are important topics tackled by the Harry Potter Series. The novels picture those problems on a fictional level, using metaphors and allegories. These kinds of alienation potentially bring out the historical contingency of stereotypes and prejudice. Several academic publications in the field of Potter Studies argue

¹ This article is based on a conference paper presented at the interdisciplinary conference »A Brand of Fictional Magic: Reading Harry Potter as Literature« hosted by the University of St Andrews in May 2012. I would like to thank all those who helped to translate my thoughts, especially Jan Düker, Andrew Barlow, and Alun Kenealy.

² It is impossible to say exactly how many books have been bought, for the number increases faster than one can count. To give a rough idea: In 2008 400 million copies were sold already. Cf. Dedria Bryfonski: Introduction. In: Dedria Bryfonski (Ed.): Political Issues in J.K. Rowling's Harry Potter Series. Farmington Hills 2009, p. 11.

³ 1. Harry Potter and the Philosopher's Stone (1997), 2. Harry Potter and the Chamber of Secrets (1998), 3. Harry Potter and the Prisoner of Azkaban (1999), 4. Harry Potter and the Goblet of Fire (2000), 5. Harry Potter and the Order of the Phoenix (2003), 6. Harry Potter and the Half-Blood Prince (2005), 7. Harry Potter and the Deathly Hallows (2007).

⁴ Nathaniel Rivers: The Harry Potter Books Reflect an Increasingly Dangerous World. In: Dedria Bryfonski (Ed.): Political Issues in J.K. Rowling's Harry Potter Series. Farmington Hills 2009, p.104.

that Rowling's novels dealt critically with these subjects.⁵ Others state the contrary.⁶ These differing positions hint at the fact that the Harry Potter Series does both: Criticising and affirming prejudice and stereotypes. In the following, I want to roughly answer the questions: How do the implied critical and affirmative aspects merge? Which aspect has the final say? First, I will therefore point out some of the contradictions of the tale. Secondly, I will analyse the last chapter and the epilogue of the seventh book: The first and the second happy ending.

A first glance at prejudice and discrimination

At first glance, the moral of the story follows a clear path: Good must fight prejudice and support those discriminated against. For example, Harry's close friend Hermione stands up for the liberation of the enslaved house-elves. The protagonist battles with the discrimination against his friend Hagrid for being a half-giant, and against Hermione for being a ›mudblood‹. Mudblood is an offensive term for a witch or a wizard who is born into a non-magical family, whose parents are ›Muggles‹.⁷ It is linked to the ideology that old wizard families had ›pure blood‹.

In contrast, the evil characters⁸ allude more and more to 20th-century fascist and especially national socialist movements: The villain, Lord Voldemort, and his followers, who call themselves the Death Eaters, are not only organized in an authoritarian hierarchy led by a Fuehrer, they are aiming for world domination and believe in a pure-blood ideology. They force students and citizens to prove their ›blood-status‹; Muggle-borns get registered, arrested, persecuted, and killed. The announced aim is to ›root out such usurpers of magic‹.⁹ Even Voldemort's terminology resembles Hitler's jargon which referred to Jews in terms of disease:

⁵ For instance Susan Howard: ›Slaves no more‹: The Harry Potter Series as Post-colonial Slave Narrative. In: Diana Patterson (Ed.): Harry Potter's World Wide Influence. Newcastle upon Tyne 2009, p.35-47.

⁶ For example Giselle Liza Anatol: The Replication of Victorian Racial Ideology in Harry Potter. In: Giselle Liza Anatol: Reading Harry Potter Again. New Critical Essays. Santa Barbara, California 2009, p. 109-126.

⁷ Muggles are people who are incapable of magic.

⁸ Cf. Terry Eagleton: On Evil. New Haven/London 2010.

⁹ J.K. Rowling: Harry Potter and the Deathly Hallows. London 2007, p.172.

»Many of our oldest family trees become a little diseased over time [...] You must prune yours, must you not, to keep it healthy? Cut away those parts that threaten the health of the rest. [...] And in your family, so in the world... we shall cut away the canker that infects us until only those of the true blood remain.«¹⁰

The new regime teaches children at school that »Muggles are like animals, stupid, and dirty, and how they drove wizards into hiding by being vicious towards them, and how the natural order is being re-established«.¹¹

Although there are resemblances, it does not mean I want to equate Voldemort's regime to National Socialism. For example, Voldemort does not get elected. He takes over by putsch. The Death Eaters are only a few people – no comparison to the cheering crowds of Nazi-Germany. Thus, a mixture of allusions to and aberrations from real world fascism is presented. On the one hand, it may provide critical insight into certain aspects of fascist ideas; on the other hand, it is tenuous because it can also tend to trivialize fascism, for »Harry Potter fans identify parallels between Germany in the lead-up to the Second World War and the wizarding world in the progression towards a second wizarding war«.¹²

It has been Rowling's intention to create a similarity between her villain Lord Voldemort and Hitler:¹³ »Voldemort is of course a sort of Hitler.«¹⁴ As Friedländer argues, the images of the NS are often used to identify absolute evil. That is because Auschwitz set a new benchmark.¹⁵ As the rationally planned and executed annihilation of human beings for a completely irrational objective, the Shoah reflects how dispensable individuals are for the functioning of society. Rowling does not use the

¹⁰ Ibidem, pp. 16.

¹¹ Ibidem, p. 462.

¹² Aida Patient, Kori Street: Holocaust History Amongst The Hallows – Understanding Evil in Harry Potter. In: Diana Patterson: Harry Potter's World Wide Influence. Newcastle upon Tyne 2009, p. 205.

¹³ Rowling has confirmed to be conscious of the similarities in several interviews. For example, »Like Hitler! See!« Rowling states in an interview when questioned about Voldemort. Lizo Mzimba: Transcript of interview with J.K. Rowling, BBC Newsround, Fall 2000. (<http://tinyurl.com/nb3qyrt>, 15.4.2013) Why should we care about what Rowling thinks? Because the fans do. It is a rare phenomenon that an author influences the perception of a novel so strongly.

¹⁴ <http://tinyurl.com/ypazb4>, 14.7.2013, www.the-leaky-cauldron.org.

¹⁵ Cf. Saul Friedländer: Kitsch und Tod. Der Widerschein des Nazismus. Frankfurt am Main 2007, p. 9.

label fascist to characterize Voldemort as the bad guy at the beginning, but she brings it in as a deferred dimension of depth:

»I think it's the case that the biggest bully takes their own defects and they put them on someone else, and they try to destroy them. And that's what he –Voldemort – does. That was very conscious – I wanted to create a villain where you could understand the workings of his mind, not just have a 2-D baddie, dressed up in black, and I wanted to explore that and see where that came from.«¹⁶

She develops his biography, which mainly deals with the topics of death and loss. Voldemort, who grew up as an orphan, splits off parts of his soul by committing murder in order to bind them in horcruxes – for the sake of immortality:

»A horcrux is the word used for an object in which a person has concealed part of their soul [...] Then, even if one's body is attacked or destroyed, one cannot die, for part of the soul remains earthbound and undamaged. [...] Killing rips the soul apart.«¹⁷

Thus, the story deals with a core element of fascist thinking. The fascist way to deal with mortality may look like fascists were merely allured by death. Their fascination is symbolised in slogans like »Viva la muerte!« or the heroic death of the protagonist in the NS-propaganda movie »Hitlerjunge Quex« (Hitler Youth Quex), underlined by the verses of the song of the Hitler Youth »Und die Fahne führt uns in die Ewigkeit! Ja, die Fahne ist mehr als der Tod!« (And the flag will lead us into eternity! Yes, the flag is more than death!) This ardour is mirrored in their willingness to destroy and murder. Death appears as the absolute purity, steadiness, and clearness. Yet, the fascist attitude towards death is ambiguous:

»It is terrified of non-being, of the sheer sprawling gratuitousness of the material world, and wants to seal the fissure in this ramshackle structure with a stuffing of first principles, fixed meaning and self-evident truths. The world's contingency, its improvised air, reminds it intolerably of the fact that it could easily not exist. Fundamentalism is fearful of nihilism, having failed to notice that nihilism is only the mirror-image of its own absolutism. [...] It is possible to see this simultaneous love and hatred of non-being in the narrative of Nazism.«¹⁸

¹⁶ Lizo Mzimba: Transcript of interview with J.K. Rowling, BBC Newsround, Fall 2000. (<http://tinyurl.com/nb3qyrt>, 15.4.2013).

¹⁷ J.K. Rowling: *Harry Potter and The Half-Blood Prince*. London 2005, pp. 464.

¹⁸ Terry Eagleton: *After Theory*. London 2004, pp. 213.

Their fear of death is aligned with fear of strangers. As Eagleton points out: »A society which is shy of death is also likely to be rattled by foreigners. Both mark out the limits of our own lives.«¹⁹ Voldemort shows his condemning of these limits when he murders his muggle-father, disposes of his father's name, begins with his narcissistic immortalisation, and despises everyone he deems to be an inferior being. As Harry's headmaster Dumbledore puts it: »There he showed his contempt for anything that tied him to other people [...].«²⁰

In *Harry Potter and the Deathly Hallows*, Voldemort and his followers begin to round up and register muggle-born witches and wizards. Here, the former project their ambition to usurp onto the latter and say they deserve to be punished. The story hints at the fact that killing them is approved. The muggles are represented by the statue in the Ministry of Magic as »hundreds and hundreds of naked bodies, men, women and children, all with rather stupid, ugly faces, twisted and pressed together to support the weight of the handsomely robed wizards.«²¹ The statue was deliberately changed by the new regime to symbolize the new ideologies. Later, it becomes quite clear that »Muggle slaughter is becoming little more than a recreational sport under the new regime.«²²

Unlike Tolkien's *Lord of the Rings*, where good and evil are separated by race, the Harry Potter Series identifies those who classify people by their ancestry as being evil. At the beginning, both sides are separated very clearly into good and evil. During the development of the tale, characters become more ambivalent and prejudices are illustrated as common even in the middle of the magical society. In this way, it reflects the process of coming of age and, therefore, discerning more shades of difference.

A second look at prejudice and discrimination

Notwithstanding, it would be misleading to read the Harry Potter Series only as a request for tolerance. The tale also reproduces stereotypical thinking within its own parameters.

¹⁹ Terry Eagleton: *After Theory*. London 2004, p. 212.

²⁰ Rowling 2005, p.259.

²¹ J.K. Rowling: *Harry Potter and the Deathly Hallows*. London 2007, p. 199.

²² *Ibidem*, p. 356.

The only two relevant squibs, magical parents' children without magical abilities, the caretaker of Hogwarts School of Witchcraft and Wizardry, and Harry's neighbour, are described as bizarre and incapable laughing-stocks. Both do not know what is respectable: Mrs Figg appears in court wearing house slippers and hits her companion with a bag full of cat food cans. Mr Filch is a choleric lout, who lusts after corporal punishment to be inflicted on the students. Moreover, there is a cynical demarcation between the magical and non-magical population: The main job of the Ministry of Magic is to hide the existence of witches and wizards, because, as Hagrid explicates, »everyone'd be wantin' magic solutions to their problems. Nah, we're best left alone.«²³ This introduction in wizards' politics can only mean: no pity for the others. The Harry Potter Series even reproduces nationalism. Clichéd national teams compete in sports – for the most part this is never questioned. Furthermore, the banker goblins with their long fingers and their special conception of ownership are connectable with anti-Semitic stereotypes, especially since the movies show them with hooknoses – although the wizard bank does not even yield interest.²⁴ The concept of good and bad blood, family trees and pride of one's ancestry are criticized when it comes to the opinions of Harry's non-magical Aunt Marge, the statements of his rival Draco Malfoy at school, the beliefs of Mrs Black, the horrible mother of Harry's godfather, the politics of Voldemort and the Death Eaters, but the remedy against the evil families like Voldemort's seems to be the good pedigree of the Weasleys²⁵, whereas the villain is descended from a rotten family. For example, Voldemort's uncle Morfin and his grandfather are described as animal-like, violent and bedraggled:

»The man standing before them had thick hair so matted with dirt it could have been any colour. Several of his teeth were missing. His eyes were small and dark and stared in opposite directions [...] This man was shorter than the first, and oddly proportioned; his shoul-

²³ J.K. Rowling: *Harry Potter and the Philosopher's Stone*. London 1997, p. 51.

²⁴ This may seem far-fetched, but traditional myths and anti-Semitic ideas have often been affiliated with each other. For example, it is not a mere coincidence that Tolkien's language of the Dwarves bears resemblance to the Hebrew language.

²⁵ Ron Weasley is Harry's best friend and ends up being the significant other of Hermione and the father of their children. His sister Ginny becomes Harry's girlfriend and mother of his children. Molly Weasley is like a mother for the protagonist. All in all the Weasleys are Harry's favourite family. They have a pure-blood ancestry but are considered ›blood-traitors‹ by the evil characters for socializing with muggles and muggle-born people.

ders were very broad and his arms overlong, which, with bright brown eyes, short scrubby hair, and wrinkled face, gave him the look of a powerful, aged monkey«. Dumbledore explains: »Marvolo, his son, Morfin, and his daughter, Merope, were the last of the Gaunts, a very ancient wizarding family noted for a vein of instability and violence that flourished through the generations due to their habit of marrying their own cousins.«²⁶

The degenerated state of Voldemort's relatives is caused by inbreeding. Magical abilities are also inborn. Thus, even the logic of heredity and the importance of one's descent are unintentionally confirmed.²⁷

The twofold happy ending

How does the tale resolve this ambivalence – is it an affirmation of hierarchy, discrimination, and prejudice or is it critical of this? The principle of »deferred action«²⁸ (Freud) is of significant importance not only for the content of Rowling's tale but also for the structure of the tale itself – as the reader experiences a reconstruction of the plot at every new turning point. This narrative principle becomes most explosive when the story seems to have come to a close. The series' last volume ends with not one but two happy endings. The last chapter is concerned with the final fight of Voldemort and Harry. During the fight, Voldemort refuses to regret his past murders. This would be his only opportunity to reunite his soul again, but in a very painful way. Then, Voldemort accidentally kills himself by trying to murder Harry, this leads to the first happy ending. The epilogue, the second happy ending, allows the rea-

²⁶ J.K. Rowling: *Harry Potter and the Half-Blood Prince*, London 2005, pp. 191 and pp. 200.

²⁷ Cf. Melanie Babenhauserheide: *Blut, Abstammung und Familie in J.K. Rowlings Harry Potter-Reihe*. In: *interjuli. Internationale Kinder- und Jugendliteraturforschung*. 02/2012.

²⁸ Deferred action (or afterwardness, *Nachträglichkeit*) is the psychoanalytic term for a special concept of temporality: »Experiences, impressions, and memory-traces may be revised at a later date to fit in with fresh experiences or with the attainment of a new stage of development. They may in that event be endowed not only with a new meaning, but also with psychical effectiveness.« Jean Laplanche, Jean-Bertrand Pontalis: *The Language of Psychoanalysis*. London 1988, p. 111. In some respects, this principle also applies to language. For instance, the last words can alter the meaning of a sentence: »I am flattered about your proposal, but I do not love you.«

der to glimpse into a future family idyll: 19 years later, the protagonists' children are starting school. Below, I will show how this second happy ending undermines the first by changing the meaning of the whole tale concerning two topics: mourning and reconciliation.

Mourning in the first happy ending

The blitheness and the relief of the first happy ending are charged with grief for the people who died in the battle against evil:

»Harry was an indispensable part of the mingled outpourings of jubilation and mourning, of grief and celebration [...] Happiness would come, Harry thought, but at the moment it was muffled by exhaustion, and the pain of losing Fred and Lupin and Tonks pierced him like a physical wound every few steps.«²⁹

The ability to feel sadness at the death of a loved one is one of the aspects separating good characters from evil ones in the Harry Potter Series. Voldemort's incapability for grieving and to incur libidinous liaisons is a characteristic attribute even for fascist thinking and also for the character, which is linked to Voldemort's (and the typical fascist's) inability to accept death.

»He cannot accept contingency. His life anticipates death, but in all the wrong ways. Far from the reality of death loosening his neurotic grip on life, it tightens it to a white-knuckled intensity. The fundamentalist tries to outwit death by the crafty strategy of projecting its absolutism on to life, thus making life eternal and imperishable.«³⁰

Fascists fight against anything alive and also against the non-being they cannot escape – they persecute both in their victims, and both stand for uncontrolled impurity. »Above all, they cannot acknowledge desire, since desire is to lack. Instead of holding fast to their desire, they stuff it full of fetishes.«³¹ Voldemort's horcruxes illustrate what it means to plug the gap of inner emptiness with dogma and to control the contingency and the mushrooming milling mass of human life by reification, which ends up in his murdering everyone who reminds him of his own failings.

²⁹ Rowling 2007, pp. 596.

³⁰ Eagleton 2004, p. 213.

³¹ Ibidem, p. 217.

This does not mean that the thought of abolishing death is always fascist. According to Adorno, it is impossible to think of utopia without this wish, for denying that death is abolishable means sanctifying life, how it currently is and ends. At the same time, utopia also means to think about death as a barrier because it would be impossible to envision what it would be like after the annulment of death.³² In fact, death is not always the same. Its form has been historically evolved. Talking about utopia and death means to talk about the special conditions of the latter in this society. The way we live and die shapes the meaning of death:

»The citizen, who knows that all starving is unnecessary, comes to know the meaning of death through the heaps of corpses in Ethiopia and Uganda, of Auschwitz and Bergen-Belsen: death means falling through the grid of domination and wasting away as human rubbish. Being afraid of death doesn't mean fearing only death, but rather the fact that death marks the finishing line after an un-lived life, that languishing hooked up to a life support machine is only the last link in the chain of dependency and powerlessness, and also that one could vanish without a trace like the nameless victims of the death camps, unmourned and unmissed.«³³

Utopias, that want to be serious about shaping a world in which individuals are important, cannot, therefore, leave death untouched.

But that is different to the fascist way of battling death. Voldemort unflinching insists on being himself and staying like this as a fixed state. This is a way of reification. His eternal life is indistinguishable from being dead without risking death. In contrast, mourning chooses a different path: remembrance. »Isn't memory inseparable from the love, which wants to preserve what nevertheless passes away?«³⁴ asks Adorno, criticising reifying concepts of memory: »Memories cannot be preserved in drawers and file cabinets, but rather in them is indissolubly interwo-

³² Cf. Theodor W. Adorno; Ernst Bloch: *Etwas fehlt ... Über die Widersprüche der utopischen Sehnsucht*. Ein Gespräch mit Theodor W. Adorno 1964 In: Rainer Traub; Harald Wieser (Ed.): *Gespräche mit Ernst Bloch*. Frankfurt am Main 1975, 58-77, p. 68.

³³ Lars Quadfasel: *Gottes Spektakel. Zur Metakritik von Religion und Religionskritik*. 2. Teil: *Liquidation Gottes, Rettung der Theologie*. Extrablatt. Aus *Gründen gegen fast Alles*. (<http://tinyurl.com/oqzkg2e> 15.4.2013), www.extrablatt-online.net, p. 7. Translation mine.

³⁴ Theodor Adorno: *Minima Moralia*. (<http://tinyurl.com/8a9h579>, 24.4.2013), www.marxists.org.

ven what is past with what is present.«³⁵ Grief about the deceased in the last chapter of *Harry Potter and the Deathly Hallows* opens up a lively future – contrary to fascistic reification.

Reconciliation of differences in the first happy ending

In the first happy ending, there are also solutions to barriers, hierarchies and cases of discrimination:

»[...] nobody was sitting according to house any more: all were jumbled together, teachers and pupils, ghosts and parents, centaurs and house-elves, and Firenze³⁶ lay recovering in a corner, and Grawp³⁷ peered in through a smashed window, and people were throwing food into his laughing mouth.«³⁸

Hierarchical barriers are shattered like this pane of glass. Magical creatures, which had been excluded or subordinated before, as well as teachers and pupils are now apparently able to share a table as equals. There are also no passwords, no limitations as regards freedom of movement:

»Since he had last seen it, the gargoyle guarding the entrance to the Headmaster's study had been knocked aside; it stood lopsided, looking a little punch-drunk, and Harry wondered whether it would be able to distinguish passwords anymore. ›Can we go up?‹ he asked the gargoyle. ›Feel free‹, groaned the statue.«³⁹

Here, the utopia of a »reconciliation of differences«⁴⁰ throws light on a condition in which, as Adorno writes, »one could be different without fear«,⁴¹ even if all concerned initially only stuck together in the face of a common enemy. This happy ending reveals a foreshadow of a condition

³⁵ Ibidem.

³⁶ Firenze is a centaur who was banished by his herd for teaching at Hogwarts, because the others saw it as dishonourable and submissive for a centaur to work for humans. Centaurs are often dismissed and insulted by humans. In the end, the other centaurs decided to join the battle alongside Firenze.

³⁷ Grawp is a giant. Due to the common stereotype of giants as dangerous, violent, and barbarian, they were excluded from the magical society of wizards and witches.

³⁸ Rowling 2007, p. 605.

³⁹ Ibidem, p. 598.

⁴⁰ Theodor Adorno: *Minima Moralia*. (<http://tinyurl.com/8a9h579>, 24.4.2013), www.marxists.org.

⁴¹ Ibidem.

which is beyond competition and fear. If the books came to a conclusion here, it would be conceivable that the magical world could achieve an unknown state of salvation – by which the historical continuity of oppression would be broken and thereby the victims would not be delivered into the claws of death, for happiness would no longer be negated by its transience and suffering would not have the very last say.

The second happy ending

This last chapter, however, does not bring the books to an end. Thereafter, the readers are confronted with the epilogue, the second happy ending. The protagonist's future, »Nineteen years later«, disappoints all hope raised by the redemptive and gloomy last chapter: nothing much has changed. Competition is still important: »»So, that's little Scorpius,«⁴² said Ron under his breath. »Make sure you beat him in every test, Rosie.«⁴³ The pure-blood category obviously remains influential: »Granddad Weasley would never forgive you if you married a pure-blood«⁴⁴ is Ron's second jokey advice. The school's hierarchy seems to be restored:

»»Don't forget to give Neville⁴⁵ our love!« Ginny told James⁴⁶ as she hugged him. »Mum! I can't give a Professor *love*!« »But you know Neville –« James rolled his eyes. »Outside, yeah, but at school he's Professor Longbottom, isn't he? I can't walk into Herbology and give him *love* ...«⁴⁷

The school houses are separated again – and therewith all the competition and rivalry is restored. Harry's son is afraid he could be sorted to Slytherin. Slytherin House obviously remains although its founder accepted only pure-blood students. There are no giants or house-elves waiting for the Hogwarts-Express. All things considered, the living conditions have not changed compared to the time before Voldemort's putsch. Like in the real world, the preconditions for the rise of fascism remain. Thus, the epilogue reneges on the last chapter's promises. The

⁴² Scorpius is the son of Harry's former nemesis Draco Malfoy.

⁴³ Rowling 2007, p. 605.

⁴⁴ Ibidem.

⁴⁵ Neville Longbottom is a friend of the protagonists.

⁴⁶ James is Harry's and Ginny's son. He is named after Harry's father.

⁴⁷ Rowling 2007, p.606.

family idyll and the book's last sentence, »All was well«,⁴⁸ are hokey, for they negate the ache of the preceding victory and deny the danger within the banality of continuance. This future outlook seems to be hollow. Accordingly, some fans express their disappointment on the internet (while other fans like the end).⁴⁹ This disappointment could initiate critical thought, but as a happy ending the epilogue directs towards affirmation, for saying »all was well« appeals more positively than the sad, exhausted victory which overrides the hierarchical levels. To go back to the bad old days seems as a matter of course. Thereby, the Harry Potter Series confirms the order it had criticized before. This is not the only utopian aspect of the first happy ending undermined by the epilogue: The protagonists are happy in private because their new families are good families: Everyone chooses someone who is familiar and not someone foreign like the Bulgarian Victor Krum, who had been in love with Hermione in the fourth volume. The offspring resembles their parents: Ron's and Hermione's daughter has inherited her mother's brains, Harry's son has inherited Harry's mother's eyes, and »Scorpius resembled Draco as much as Albus resembled Harry«. ⁵⁰ The children are a kind of extension of their parents' body and personality.⁵¹ Thereby, they represent the good bloodline, and they guarantee that some part of their parents will live on after death. Hence, Voldemort's ideologies of pure-blood genetics and living after death at the expense of others return through the backdoor. Furthermore, Harry's children have inherited the names of the dead, and represent, through his parents' names, the family Harry never had. They have to fill the great names with new life. The first happy ending offered other possibilities of saving the dead from disappearing

⁴⁸ Ibidem, p. 607.

⁴⁹ Two random examples for fans discussing the epilogue: <http://tinyurl.com/pdo2ndk>, <http://tinyurl.com/pjtt963>, 15.7.2013, www.potterforum.com. There is also a modification of the ending in many fan fiction artefacts.

⁵⁰ Ibidem, p. 605.

⁵¹ This aspect does also discomfit some readers. For example, the Harry Potter slashfiction author »the wickednix« expresses a rather elaborate criticism: »I hate the ending. [...] what is the deal with Rowling's need to create two generations that are copies of each other? With Harry marrying Ginny, his family portrait now bears an eerie resemblance to the senior Potter's. It also disgusts me that not only does he name his children after his dead parents, but the children are also exact copies of their namesakes in both looks and personalities. [...] I just can't comprehend how someone who has written six so wonderful books can go and blow it all in the last twenty pages.« <http://tinyurl.com/q59jw6n>, 10.9.2013, <http://thewickednix.livejournal.com>.

completely, other than imposing on the children the duty of maintaining the bloodline, or performing some hocus-pocus to bring about a thousand-year Reich in which one perpetuates oneself by murder.

Daniel Göcht

Geschichtsphilosophie der Kunst

Georg Lukács' »Die Eigenart des Ästhetischen«

Um Georg Lukács ist es seit einigen Jahren recht still geworden. Das gilt vor allem für das Spätwerk¹ dieses ehemals einflussreichen Philosophen, das allerdings auch in der Zeit vor dem Untergang der sozialistischen Staaten nur wenige Anhänger gewinnen konnte. Während die frühen Schriften, insbesondere die *Theorie des Romans* (1916) sowie die Aufsatzsammlungen *Die Seele und die Formen* (1911) und *Geschichte und Klassenbewußtsein* (1923), auch heute noch Leser finden und gelegentlich akademische Würdigung erfahren, gilt vor allem das mittlere Werk nicht Wenigen als anachronistisch oder gar reaktionär. Das wohl prominenteste Beispiel einer solchen Auffassung ist Theodor W. Adornos im Jahr 1958 in der Zeitschrift *Der Monat* erschienener Aufsatz *Erpreßte Versöhnung*, der einiges zu Lukács' schlechtem Ruf² beigetragen haben dürfte, der sich auch auf das Spätwerk ausgewirkt hat. Georg Bollnbeck fasst dies folgendermaßen zusammen: »Der »marxo-hegelianische« Besserwisser, der Literaturkritiker und Literaturhistoriker gilt als Traditionalist, der befangen in seiner dogmatischen Realismustheorie mit der Kunst der Moderne nichts anzufangen weiß; als jemand, dessen Ästhetik des großen Kunstwerks in den Kunstvorstellungen des 19. Jahrhun-

¹ Die »späte Ästhetik ist, von wenigen verdienstvollen Ausnahmen [...] abgesehen, ein nicht rezipiertes Werk«. – Ein ungelesenes Meisterwerk des 20. Jahrhunderts. Gespräch mit Thomas Metscher (Bremen): In: R. Dannemann (Hrsg.): Georg Lukács und 1968. Eine Spurensuche, Bielefeld 2009, S. 149-156, hier: S. 153. Zu den Ausnahmen gehören die Jahrbücher der Georg-Lukács-Gesellschaft, die vom Gesellschaftswissenschaftlichen Institut Bochum (GIB) herausgegebenen Sammelbände und die Arbeiten einiger weniger Autoren (z.B. Werner Jung, Guido Oldrini, Nicolas Tertulian). Vgl. auch den jüngst erschienenen Sammelband: Pierre Rusch (Hrsg.): L'actualité de Georg Lukács. Actes du Colloque organisé les 28 et 29 octobre 2010 à Budapest, Paris 2013.

² Theodor W. Adorno: *Erpreßte Versöhnung* [1958]. In: *Gesammelte Schriften*, Bd. 11, hrsg. von R. Tiedemann, Frankfurt am Main 2003, S. 251-280. Diese Polemik fällt in eine Zeit, in der Lukács in den sozialistischen Staaten nach den Ereignissen um den Aufstand im Oktober 1956 in Ungarn scharf angegriffen wurde und weitgehend isoliert war. Bereits 1949 wurde in Ungarn eine Kampagne gegen Lukács' ästhetische und politische Anschauungen geführt, die vor allem auf seine Geringschätzung der zeitgenössischen sozialistischen Literatur zielte.

derts befangen bleibt.«³ Heute provozieren ästhetische Entwürfe, die Kategorien wie »Totalität«, »Werk«, »Widerspiegelung« und »Genie« bemühen und dabei auf ein systematisches Verständnis der Kunst zielen, in der Regel Abwehrreaktionen. Dabei wirft insbesondere Lukács' Spätwerk Fragen auf, die allemal eine Beschäftigung wert sind, und gibt Antworten, die mindestens bedenkenswert sind, auch wenn sie zur Kritik herausfordern.

In seiner späten Ästhetik⁴ untersucht Georg Lukács die Entstehung der Kunst, ihren gesellschaftlichen Zweck, ihren kategorialen Aufbau und ihre historische Entwicklung im Rahmen eines geschichtsphilosophischen Entwurfs, der beansprucht, die wirkliche Geschichte der Kunst in ihrer Gesetzmäßigkeit und die Prinzipien des »Ästhetischen«⁵ zu erfassen. Zum einen sollen dadurch Kriterien zur Bestimmung dessen, was Kunst ist, gewonnen werden. Zum anderen wird die Kunst von Lukács in eine Perspektive der Befreiung der Menschen gestellt, wobei die Aufhebung der Entfremdung eine wichtige Rolle spielt. Im Folgenden sollen die Hauptzüge der geschichtsphilosophischen Grundlagen der *Eigenart des Ästhetischen* skizziert werden. Im Vordergrund stehen dabei Lukács' Überlegungen zur Arbeit als Entwicklungsprinzip der menschlichen Gesellschaft und ihrer Geschichte. Die Rolle, die Lukács der Kunst für die Befreiung der Menschen zuschreibt und ihre Stellung in seinem geschichtsphilosophischen Entwurf können hier nur angedeutet werden.

Geschichtsphilosophische Bestimmungen der Kunst

In der *Eigenart des Ästhetischen* geht es Lukács um »die philosophische Begründung der ästhetischen Setzungsart, die Ableitung der spezifischen Kategorie der Ästhetik [und] ihre Abgrenzung von anderen Gebieten.«⁶

³ Georg Bollenbeck: Notate zu einer Ästhetik, die mehr Aufhebens verdient hat. In: I. Hermann, A.-M. Jäger-Gogol (Hrsg.): Durchquerungen. Für Ralf Schnell zum 65. Geburtstag, Heidelberg 2008, S. 45-54, hier: S. 47.

⁴ Georg Lukács: Die Eigenart des Ästhetischen [1963], 2 Bde., 2. Aufl. Berlin, Weimar 1987.

⁵ Lukács beschränkt den Begriff des Ästhetischen auf den Bereich der Kunst, beziehungsweise betrachtet die Kunst als die einzig adäquate Form des Ästhetischen. Er gebraucht entsprechend die Begriffe »Kunst« und »das Ästhetische« nahezu synonym, was einige Probleme mit sich bringt.

⁶ Lukács 1963/1, S. 8 (Klammer i. Orig.). Vgl. auch Georg Bollenbecks Bestimmung von Lukács' Perspektive in *Die Eigenart des Ästhetischen*: »Seine Fragestellung zielt auf das ästhetische Verhalten innerhalb der Totalität menschlicher Ak-

Er betont, dass es dafür unerlässlich sei, »sich klarzuwerden über die Stelle des ästhetischen Verhaltens in der Totalität der menschlichen Aktivitäten, der menschlichen Reaktionen auf die Außenwelt, über das Verhältnis der daraus entstehenden ästhetischen Gebilde, das ihres kategorialen Aufbaus [...] zu anderen Reaktionsweisen auf die objektive Wirklichkeit«. ⁷ Anders als in seinen frühen Arbeiten ⁸ begreift Lukács in der *Eigenart des Ästhetischen* die Kunst »als eine eigenartige Erscheinungsweise der Widerspiegelung der Wirklichkeit«, »die ihrerseits nur eine Unterart der universellen, sie widerspiegelnden Beziehungen des Menschen zur Wirklichkeit ist«. ⁹ Die ästhetische Widerspiegelung bestimmt Lukács näher durch den Begriff der ästhetischen Mimesis, den er im Anschluss an Aristoteles und unter Rückgriff auf Ergebnisse der Anthropologie und Ethnologie, entwickelt. ¹⁰ Mimesis übersetzt er, gemäß dem traditionellen Verständnis des Wortes, als »Nachahmung«. Nach Lukács ist Nachahmung eine »Grundtatsache« des Verhaltens von Menschen (und höher entwickelter Tierarten), die als eine aktive Weise der

tivitäten, auf dessen gattungsgeschichtliche Grundlagen und sozio-historische Bedingungen, [...] um in einem totalisierenden Konzept Logisches und Historisches miteinander verbindend den wirklichen Prozeß der Herausbildung und Differenzierung des ästhetischen Verhaltens in seinen historisch-systematischen Bestimmungen zu erfassen.« Ders.: Eine Ästhetik, die mehr Aufheben verdient hat. In: G. Pasternack (Hrsg.): Zur späten Ästhetik von Georg Lukács, Frankfurt am Main 1990, S. 41-48, hier: S. 44.

⁷ Lukács 1963/I, S. 8.

⁸ Vgl. besonders Georg Lukács: Werke Bd. 16. Frühe Schriften zur Ästhetik I. Heidelberger Philosophie der Kunst (1912-1914), hrsg. von G. Márkus, F. Benseler. Darmstadt, Neuwied 1974; Ders.: Werke Bd. 17. Frühe Schriften zur Ästhetik II. Heidelberger Ästhetik (1916-1918), hrsg. von G. Márkus, F. Benseler. Darmstadt, Neuwied 1974; Ders.: Die Theorie des Romans. Ein geschichtsphilosophischer Versuch über die Formen der großen Epik [1916], 3. Aufl. Neuwied, Berlin 1963.

⁹ Lukács 1963/I, S. 16. Lukács betont die Wichtigkeit eines Bruchs mit der Vorstellung einer »mechanischen, photographischen Widerspiegelung« (ebd.). Zum Widerspiegelungskonzept vgl. Klaus Peters: Sehen wir im Spiegel das Ding selbst? Anmerkungen zu einem Spiegelvergleich bei Josef König. In: H. H. Holz (Hrsg.): Formbestimmtheiten von Denken und Sein. Aspekte einer dialektischen Logik bei Josef König, Köln 1982, S. 41-53; Hans Heinz Holz: Dialektik und Widerspiegelung, Köln 1983; Ders., Thomas Metscher: Art. »Widerspiegelung/Spiegel/Abbild«. In: K. Barck, M. Fontius u.a. (Hrsg.): Ästhetische Grundbegriffe (ÄGB). Historisches Wörterbuch in sieben Bänden, Bd. 6, Stuttgart, Weimar 2005, S. 617-669.

¹⁰ Zum Mimesiskonzept vgl. Daniel Göcht: Widerspiegelung und Mimesis in Georg Lukács' *Die Eigenart des Ästhetischen*. In: Christoph J. Bauer, Britta Caspers, Werner Jung (Hrsg.): Georg Lukács: Totalität, Utopien und Ontologie, Duisburg 2012, S. 71-91; Thomas Metscher: Mimesis, 2. Aufl., Bielefeld 2004.

Aneignung der äußeren Wirklichkeit, in unterschiedlichen Bereichen, vom Erlernen der grundlegendsten Fähigkeiten über den Spracherwerb bis hin zur Herstellung von Werkzeugen zur Geltung kommt. Die ästhetische Mimesis ist eine besondere Art dieser allgemeinen Verhaltensweise und konstituiert auf der Grundlage dieser natürlichen Voraussetzungen im Laufe der Geschichte eine eigenständige Sphäre mit eigenen Gesetzmäßigkeiten.

Weil die Kunst selber historisch entstanden ist und immer eingebettet war in eine bestimmte gesellschaftliche Praxis, kann sie auch nicht isoliert von ihrem Entstehungszusammenhang und ihrer Entwicklung begriffen werden. So lässt sich die Kunst nicht aus einem ewigen Wesen des Menschen oder einem ursprünglichen Vermögen ableiten, sondern sie muss, als gesellschaftliches Phänomen, in ihrer historischen Entwicklung untersucht werden. Lukács schreibt: »Die wahre kategoriale Struktur eines jeden derartigen Phänomens hängt [...] aufs innigste mit seiner Genesis zusammen; das Aufzeigen der kategorialen Struktur ist vollständig und in richtiger Proportionalität nur dann möglich, wenn die sachliche Zergliederung mit dem Erhellten der Genesis organisch verknüpft wird.«¹¹ Die Bedingungen der Entstehung eines Gegenstandes und sein Zusammenhang mit anderen Gegenständen müssen, als wesentliche Momente seiner Bestimmtheit, auch in seinen Begriff eingehen. Lukács geht es darum, einen Begriff der Kunst zu gewinnen, der weder eine apriorische Konstruktion, noch induktiv aus der Geschichte der Kunst gewonnen ist. Der zu gewinnende Begriff der Kunst soll einerseits keine bloß normativen, äußerlichen Kriterien an die Kunstwerke anlegen. Andererseits soll die Bestimmung von Kunst nicht tautologisch sein, indem einfach das als Kunst gilt, was Künstler_innen tun. Der Maßstab, der damit gewonnen würde, wäre der Kunst gegenüber ähnlich äußerlich wie im ersten Fall, da das Kriterium auch hier nicht nach der Maßgabe des Gegenstands der Untersuchung bestimmt würde. Die Kunst wird von Lukács vielmehr aus ihren gesellschaftlichen Grundlagen abgeleitet, die als Bedingungen ihrer Eigengesetzlichkeit ausgewiesen werden.¹² Lukács untersucht in dieser Schrift vornehmlich die Prinzipien der Kunst und ihrer Entstehung, die sie, in Abhängigkeit von der

¹¹ Lukács 1963/I, S. 19.

¹² Die Eigengesetzlichkeit der Kunst bedeutet demnach keine Unabhängigkeit von der gesellschaftlichen Wirklichkeit. Die Eigengesetzlichkeit wiederum befähigt die Kunst, ihren »sozialen Auftrag« zu erfüllen. So schreibt Lukács, »daß, je organischer die immanente ästhetische Vollendung eines Kunstwerks ist, es desto besser den sozialen Auftrag, der es ins Leben rief, zu erfüllen imstande ist.« Damit rich-

realen Geschichte, als innere Gesetzmäßigkeit bestimmen. Lukács bestimmt diese allgemeinen Bestimmungen in einer Rekonstruktion, die nach der gesellschaftlichen Bedeutung der Kunst und ihrer Genese fragt. Dabei geht er vom höchstentwickelten Zustand des Ästhetischen aus, um von diesem auf dessen Anfänge zu schließen, da diese selbst nicht überliefert sind.¹³ Lukács sucht hierbei nach einem Verhalten, das sich durch Nachahmung der Wirklichkeit auszeichnet und bereits die Anlage zur Herausbildung des Ästhetischen enthält. So führt Lukács die Entstehung des Ästhetischen auf magische Praktiken zurück, die der Auffassung folgen, die äußere Wirklichkeit könne per Nachahmung nach dem Willen der Nachahmenden beeinflusst werden. Im Laufe der Entwicklung bilden sich nach Lukács in der magischen Mimesis, die sich durch Evokation und intensivierte, konzentrierte Darstellung eines Vorgangs auszeichnet, spontan Momente heraus, die die Entstehung des Ästhetischen ermöglichen, ohne dass die handelnden Individuen dies beabsichtigten. An die dabei entstehenden Gebilde¹⁴ können bestimmte neu entstehende gesellschaftliche Bedürfnisse und Inhalte anknüpfen und die Kunst kann sich als selbständige Sphäre herausbilden. Statt also die Alternative von empirischer Kunstgeschichte und »rein« begrifflicher Konstruktion zu akzeptieren, entwirft Lukács seine Ästhetik in geschichtsphilosophischer Perspektive, die von den Bedingungen der Entstehung der Kunst und ihrer gesellschaftlichen Bedeutung ausgeht. Insgesamt bleibt, obwohl er sich von den idealistischen Ästhetiken abgrenzt, die Ästhetik Hegels Vorbild seiner Konzeption.¹⁵ Es bleibe »der philosophische Universalismus ihrer Konzeption, ihre historisch-system-

tet er sich gegen den »Praktizismus« und die »ebenso abstrakte und letzten Endes kunstfeindliche Theorie des L'art pour l'art«. Lukács 1963/II, S. 649.

¹³ Lukács beruft sich dabei auf Marx' Diktum, wonach die Anatomie des Menschen den Schlüssel zur Anatomie des Affen liefere (Lukács 1963/I, S. 31). Vgl. Karl Marx: Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie. (Rohentwurf) 1857 – 1858, 2. Aufl., Berlin 1974, S. 26.

¹⁴ Hier zeigen sich einige Probleme von Lukács' Einengung des »Ästhetischen« auf die Kunst. Denn die Phänomene, von denen hier die Rede ist, lassen sich mit gutem Recht als »ästhetisch« bezeichnen. Es handelt sich zum Beispiel um bestimmte Formen des Tanzes, Schmuck etc. Anstatt aber diese Phänomene als Vorformen der Kunst zu bestimmen, schließt Lukács sie aus der Sphäre des *Ästhetischen* aus.

¹⁵ Vgl.: »Lukács »Späte Ästhetik« ist eine Antwort auf Hegels Ästhetik aus marxistischer Sicht.« Milan Damjanovic: Die Welthaftigkeit der Kunst als ästhetisches Kriterium. In: Pasternack 1990, S. 90-94, hier: S. 91.

matische Art der Synthese auf Dauer beispielgebend für den Entwurf einer jeden Ästhetik«. ¹⁶

Arbeit als Entwicklungsprinzip

Lukács lehnt die Anlage der Ästhetik Hegels (wie seiner Philosophie im Ganzen) ab, auch wenn die *Eigenart des Ästhetischen* erkennbar von Hegels Ästhetik – in ihrem Aufbau, ¹⁷ in vielen Detailfragen etc. – beeinflusst ist. Er zielt in Abgrenzung zu Hegels Idealismus auf eine materialistische Fundierung der Ästhetik ab. So betrachtet er in Übereinstimmung mit Marx die menschliche Arbeit als Bedingung der Gesellschaft und ihrer Geschichte, mithin auch der Kunst. »Die Entstehung, Ausbildung und Entfaltung der menschlichen Tätigkeiten kann nur in Wechselbeziehung mit der Entwicklung der Arbeit, mit der Eroberung der Umwelt des Menschen, mit der Umgestaltung des Menschen selbst durch sie verstanden werden.« ¹⁸ Für Lukács sind hierbei mehrere Aspekte von Bedeutung: Er betont immer wieder die ›Selbsterschaffung‹ der Menschen durch ihre eigene Arbeit, das Herausarbeiten aus dem unmittelbaren Naturzusammenhang, ferner damit zusammenhängend die Arbeit als Prinzip der menschlichen Entwicklung, von Geschichte und Fortschritt. Für die Entstehung der Kunst ist die Arbeit nach Lukács bedeutsam, da sich durch sie sowohl die spezifisch menschliche Sinnlichkeit herausbildet und differenziert, als auch im Zusammenhang mit ihr sich das ästhetische Bedürfnis historisch herausbildet.

Lukács orientiert sich an Marx' Arbeitsbegriff, für den das reflexive Moment, das heißt die Veränderung der Tätigkeit selbst und gleichzeitig die Selbstveränderung der Menschen in ihrer Arbeit und durch sie, die entscheidende Rolle spielt. Lukács betont allerdings besonders ein Moment der Arbeit, während die anderen Momente bei ihm in den Hintergrund treten, wodurch er, ohne dies zu beabsichtigen, von Marx' Begriff abweicht. So begreift er die menschliche Arbeit als »teleologische Setzung«, das »Wesenszeichen der menschlichen Arbeit« ist nach seiner Auffassung das »teleologische Prinzip«. ¹⁹ Für diese Auffassung be-

¹⁶ Lukács 1963/I, S. 9.

¹⁷ Vgl. Werner Jung: Georg Lukács, Stuttgart 1989, S. 23.

¹⁸ Lukács 1963/I, S. 209.

¹⁹ Lukács 1963/I, S. 33. Lukács entwickelt diesen Arbeitsbegriff ausführlich in seiner *Ontologie*, allerdings findet er sich seiner grundlegenden Struktur nach bereits in der Schrift *Der junge Hegel* von 1937.

ruft Lukács sich auf einen berühmten Passus aus dem ersten Band des *Kapital*:

»Eine Spinne verrichtet Operationen, die denen des Webers ähneln, und eine Biene beschämt durch den Bau ihrer Wachszellen manchen menschlichen Baumeister. Was aber von vornherein den schlechtesten Baumeister vor der besten Biene auszeichnet, ist, daß er die Zelle in seinem Kopf gebaut hat, bevor er sie in Wachs baut. Am Ende des Arbeitsprozesses kommt ein Resultat heraus, das beim Beginn desselben schon in der Vorstellung des Arbeiters, also schon ideell vorhanden war. Nicht daß er nur eine Formveränderung des Natürlichen bewirkt; er verwirklicht im Natürlichen zugleich seinen Zweck, den er weiß, der die Art und Weise seines Tuns als Gesetz bestimmt und dem er seinen Willen unterordnen muß.«²⁰

Die Arbeit wird hier von Marx in ihrer spezifisch menschlichen Form vorausgesetzt, es handelt sich hier um einen Zustand, der selber das Resultat einer langen Entwicklung ist; die Trennung von den Tieren ist bereits vollzogen. Wenn man diesen Passus isoliert betrachtet, könnte es so scheinen, als sei das Bewusstsein das wesentliche Unterscheidungskriterium von Mensch und Tier, gleichzeitig Voraussetzung der spezifisch menschlichen Tätigkeit. Es müssen aber die Voraussetzungen des Denkens selbst, die den Unterschied erst hervorbringen, bestimmt werden. Nach Marx beginnen die Menschen sich von den Tieren zu unterscheiden, sobald sie mit der Produktion ihrer Lebensmittel beginnen.²¹ Die Arbeit, so führt Marx unmittelbar vor der zitierten Stelle aus, ist ein Verhältnis zwischen Mensch und Natur. Durch die Arbeit vermitteln die Menschen ihren »Stoffwechsel«, was nichts anderes heißt als ihr Leben, mit der Natur. Während ihrer Tätigkeit müssen die arbeitenden Men-

²⁰ Karl Marx, *Das Kapital. Kritik der Politischen Ökonomie. Erster Band* [1867]. MEW 23, S. 193.

²¹ Diesen Arbeitsbegriff entwickeln Marx und Engels in der *Deutschen Ideologie*: »Man kann die Menschen durch das Bewußtsein, durch die Religion, durch was man sonst will, von den Tieren unterscheiden. Sie selbst fangen an, sich von den Tieren zu unterscheiden, sobald sie anfangen, ihre Lebensmittel zu produzieren, ein Schritt der durch ihre körperliche Organisation bedingt ist.« Karl Marx, Friedrich Engels: *Die Deutsche Ideologie. Kritik der neuesten Philosophie in ihren Repräsentanten Feuerbach, B. Bauer und Stirner, und des deutschen Sozialismus in seinen verschiedenen Propheten* [1845/46]. In: MEW 3, S. 21. Marx und Engels unterscheiden hier zwischen einer theoretischen, äußerlichen Unterscheidung (»man kann«) und einer praktischen, wirklichen Unterscheidung (»sie selbst«), die theoretisch begriffen werden muss. – Die Überlegungen zum Begriff der Produktion verdanke ich Stephan Siemens.

schen sich mit den wirklichen Voraussetzungen ihrer Arbeit auseinandersetzen. Bei dieser Auseinandersetzung bearbeiten sie gleichzeitig mit dem Arbeitsgegenstand ihre Art zu arbeiten. Indem die Menschen verändern, was sie tun, verändern sie zugleich sich selbst. Arbeit ist damit eine selbstbezügliche Tätigkeit, da die tätigen Individuen in der Arbeit zugleich deren Voraussetzungen, ihre Tätigkeit und sich selbst verändern. Die Menschen treten im Unterschied zu den Tieren durch ihre eigene Tätigkeit in einen Prozess der Entwicklung, der (Selbst-)Veränderung ein, sie haben eine Geschichte. Auch die Tätigkeit der übrigen Lebewesen ist selbstbezüglich, indem sie ihre eigenen Voraussetzungen immer wieder hervorbringt, aber nicht in einer Weise, in der die Tätigkeit selber verändert wird. Im Prozess der Selbstveränderung entsteht auch das menschliche Bewusstsein, das nicht die Voraussetzung der praktischen Auseinandersetzung der Menschen mit der Natur, sondern vielmehr ihr Resultat ist. Die praktische Reflexivität ist der Reflexivität des Denkens vorausgesetzt. Bei Lukács erscheint das Bedingungsverhältnis von Arbeit und Bewusstsein allerdings häufig umgekehrt.²² Das bringt spezifische Probleme für eine Theorie der menschlichen Entwicklung mit sich, über die Lukács sich aber nicht bewusst zu sein scheint. Denn dass die menschliche Geschichte sich gerade nicht im Denken erschöpft beziehungsweise auf diesem beruht, sondern die Arbeit zur Grundlage und Voraussetzung hat, betont Lukács immer wieder. Dadurch aber, dass Lukács die Arbeit als »teleologische Setzung« bestimmt und ihren reflexiven Charakter nicht ausreichend berücksichtigt beziehungsweise ins Bewusstsein verlegt, fehlt ihm das materialistische Entwicklungsprinzip, das die Arbeit eigentlich sein soll. Ein zweiter Punkt, der sowohl die Voraussetzungen als auch das Resultat der Arbeit betrifft und bei der Bestimmung der Arbeit als teleologische Setzung vernachlässigt wird, ist dass die einzelne Handlung in einen universellen Wirkungszusammenhang eingebettet ist. Der Zweck ist die allgemeine Seite²³ der Tätigkeit, die in ihrer Wirklichkeit nur in einer Einheit mit dem jeweils einzelnen Gegenstand, der seinerseits in einem universellen Zusammenhang steht, existiert. So bringen Menschen in ihrer Tätigkeit mehr und anderes her-

²² Damit wird auch der vorausgesetzte Zusammenhang von Subjekt und Objekt in der Arbeit auseinandergerissen und muss nachträglich durch einen teleologischen Akt des Subjekts wieder zusammengefügt werden.

²³ Dieses Problem betonen vor allem Camilla Warnke und Peter Ruben in ihrem Aufsatz: Arbeit – Telosrealisation oder Selbsterzeugung der menschlichen Gattung? Bemerkungen zu G. Lukács' Konzept der »Ontologie des gesellschaftlichen Seins«. In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie, Jg. 27 (1979), H. 1, S. 20-30, hier: S. 23.

vor, als sie ursprünglich bezweckt haben. Insofern beschreibt die Bestimmung der Arbeit als teleologische Setzung nur eine Seite der Arbeit. Das bedeutet nicht, dass das Setzen von Zwecken keine Bedeutung für die menschliche Arbeit hat, schließlich kommt es letztlich darauf an, ein Resultat zu erzielen, das möglichst dem ideell gesetzten Zweck entspricht. Es kommt aber gerade auf die Einsicht an, dass eine Handlung ein Resultat hat, das über den gewollten Zweck hinausgeht, wenn das Resultat dem Zweck möglichst entsprechen soll. Klammert man dies aus, bleibt auch das eigene Handeln unbeherrscht, verselbstständigt sich und wird den Handelnden gegenüber zur fremden Macht. Das gilt sowohl für den natürlichen als auch den gesellschaftlichen Zusammenhang. So ist für zweckbestimmtes Handeln die Einsicht in ihr Gegenteil und ein ihr gemäßes Handeln notwendig. Diesen Zusammenhang verstellt die Bestimmung der Arbeit als ›teleologische Setzung‹.

Auch wenn die Bestimmung des Entwicklungsprinzips in seiner Theorie problematisch ist, bleibt für Lukács der historische Charakter der Menschheit und ihrer Produkte wesentlich. Dabei denkt er die menschliche Geschichte insgesamt als einen Befreiungsprozess, bei dem das Herausarbeiten der Menschen aus dem unmittelbaren Naturzusammenhang im Zentrum steht. Befreiung bedeutet für Lukács in erster Linie Beherrschung der Natur durch die menschliche Tätigkeit, die »Zurückdrängung der Naturschranke«, aber auch die Beherrschung des eigenen gesellschaftlichen Handelns. Hierin liegt letztlich auch das Ziel dieser Befreiung, das Heraustreten aus einem Zustand, in dem die Menschen den Resultaten ihres eigenen Handelns als einer fremden Macht gegenüberstehen und durch sie beherrscht werden.

Kunst und Befreiung

Auch die Kunst ist bei Lukács in diesen Prozess der Befreiung eingefasst, wobei er die Herausbildung des Ästhetischen als Ausdruck des Selbstbewusstseins der menschlichen Gattung rekonstruiert.²⁴ Die Kunst ist nach Lukács eines von mehreren Widerspiegelungssystemen, die sich im Laufe der Geschichte durch die praktische Auseinandersetzung der

²⁴ Die folgenden Ausführungen müssen an dieser Stelle thetisch bleiben, da es sich hierbei um eine Zusammenfassung einiger Kerngedanken der *Eigenart des Ästhetischen* handelt, deren wirkliche Begründung entsprechend einer Darstellung nahezu des gesamten Argumentationsgangs dieser Schrift bedürfte.

Menschen mit der Natur herausbilden.²⁵ Wichtig für die Entstehung der Kunst als eigenständiger Widerspiegelungsart ist das Bedürfnis, das durch die Bearbeitung der Natur »praktisch und geistig Erworbene zu sich selbst in Beziehung zu setzen«.²⁶ Kunst leistet nach Lukács in sinnlicher Weise diesen Rückbezug, als Ausdruck des Selbstbewusstseins der menschlichen Gattung.²⁷ Die Kunstwerke bilden einen bestimmten historischen Moment, ein bestimmtes ›*Hic et nunc*‹, auf eine Weise ab, in der das Wesentliche des Moments, eingebettet in die allgemeine historische Bewegung der Menschheit, deutlich wird. Eine Schwierigkeit hierbei besteht nach Lukács darin, dass das gattungsmäßige Bewusstsein »subjektiv-unmittelbar überhaupt nicht oder höchstens vorwegnehmend utopisch gegeben«²⁸ ist. Die Einheit der Gattung könne »erst im Zustand einer sozialistisch geeinten Menschheit zum unmittelbaren Erlebnis des Alltags werden«.²⁹ Sie werde aber mit der gesellschaftlichen

²⁵ Lukács geht von unterschiedlichen Widerspiegelungssystemen aus, die sich in jeweils unterschiedlicher Weise auf eine einheitliche Wirklichkeit beziehen. Grundlegend ist die Widerspiegelung im Alltagsleben, das Alltagsdenken, das nach Lukács »die fruchtbare Mitte« von Wissenschaft und Kunst bildet, den beiden wichtigsten Widerspiegelungsarten, die sich aufgrund bestimmter im Alltagsleben entstehender Probleme und Bedürfnisse herausbilden und wieder in das Alltagsleben einmünden (vgl. Lukács 1963/I, S. 29).

²⁶ Karin Brenner: Theorie der Literaturgeschichte und Ästhetik bei Georg Lukács, Frankfurt am Main, Bern u.a. 1990, S. 221. Vgl. auch: »Gegenstand der Kunst ist das gesellschaftliche Subjekt im Verhältnis zu sich selbst, zur Geschichte, zur Natur.« Thomas Metscher: Mimesis und künstlerische Wahrheit. In: Pasternack 1990, S. 121-137, hier: S. 127.

²⁷ Lukács gebraucht *Selbstbewusstsein* in einem zweifachen Sinn: Selbstbewusstsein bedeutet erstens »das sichere Auf-den-Füßen-Stehen des Menschen innerhalb seiner konkreten Umwelt«, zweitens »das Erhellen eines Bewußtseins (und des ihm zugrunde liegenden Seins) durch die auf es gerichtete eigene Geisteskraft«. Lukács 1963/I, S. 223. – Die Reflexivität der Kunst ist bereits dadurch vorausgesetzt, dass sie als Widerspiegelung beziehungsweise Mimesis bestimmt ist, worin der Bezug auf das widerspiegelnde oder nachahmende Subjekt bereits enthalten ist. Der hier angesprochene Rückbezug bezieht sich allerdings auch auf den Inhalt der Widerspiegelung.

²⁸ Lukács 1963/I, S. 552. Obwohl Kunst also einen über das unmittelbar Gegebene hinausweisenden Aspekt hat, betont Lukács ihren nicht-utopischen Charakter: »Kein Kunstwerk ist utopisch, denn es kann mit seinen Mitteln nur das Seiende widerspiegeln, das Noch-nicht-Seiende, das Kommende, das zu Verwirklichende erscheint darin nur, soweit es im Sein selbst vorhanden ist, als kapillarische Vorarbeit des Zukünftigen, als Vorläufertum, als Wunsch und Sehnsucht, als Ablehnung des gerade Vorhandenen, als Perspektive etc.« Lukács 1963/II, S. 222f.

²⁹ Lukács 1963/I, S. 553.

Entwicklung immer mehr zur wahrnehmbaren Wirklichkeit. Die Beziehung zur Gattung stellt sich in der Wirklichkeit her durch die Vermittlung der einzelnen Handlungen der Individuen mit der Gesamtheit der menschlichen Tätigkeiten und Beziehungen auf einer gegebenen gesellschaftlichen Stufe. Die Einheit wird hergestellt durch die Kontinuität der Entwicklung des Stoffwechsels der Menschen mit der Natur. In diesem ist implizit »die Beziehung eines jeden Individuums zur Menschengattung und zu ihrer Entwicklung enthalten«,³⁰ die Kunst macht diese Beziehung nach Lukács explizit. Zwar ist die Kunst nicht unmittelbar auf den Arbeitsprozess bezogen, dennoch erscheint die gesellschaftliche Basis, wie vermittelt auch immer, in den Kunstwerken. Unmittelbar ist die Kunst immer bezogen auf Individuen und ihre Beziehungen, aber nicht in ihrer bloßen Partikularität, sondern auf eine Weise verallgemeinert, die ihre Individualität nicht zerstört, sondern sogar auf einem höheren Niveau zur Geltung bringt.³¹ Nicht als bloße Repräsentanten ihrer Zeit, sondern als konkrete Individuen bringen sie einen bestimmten historischen Augenblick zum Ausdruck. Das Selbstbewusstsein der Gattung, das die Kunst ausdrückt, ist nach Lukács auch aufzufassen als »Er-Innerung«,³² im Sinne einer Aneignung der eigenen Geschichte durch die Menschen. Er schreibt: »Die ›Er-Innerung‹ ist wirklich jene Form der Verinnerlichung, in welcher und durch welche der einzelne Mensch – und in ihm die Menschheit – Vergangenheit und Gegenwart als eigenes Werk, als ihm zukommendes Schicksal sich zu eigen machen kann.«³³

Als Möglichkeit zur Aneignung der eigenen Geschichte kommt der Kunst ihre Bedeutung für die Selbstbefreiung der Menschen zu, indem sie dazu beiträgt, der Entfremdung³⁴ entgegenzuwirken. Lukács erwar-

³⁰ Ebd., S. 218.

³¹ Lukács verwendet für diese Art der Gestaltung die Hegelsche Kategorie »Besonderheit« und den Terminus »Typus«. Besonderheit lässt sich als bestimmte Einzelheit oder als konkrete Allgemeinheit kennzeichnen; der Typusbegriff bezeichnet nicht einfach einen Mittelwert sondern vielmehr eine konkrete Ausgestaltung, die aber nicht beim zufälligen Einzelfall stehen bleibt und zugleich die Verallgemeinerung nicht bis zur Abstraktheit führt.

³² Lukács 1963/I, S. 563.

³³ Ebd.

³⁴ Lukács' Begriff der Entfremdung kann hier nicht dargestellt werden. Allerdings lässt sich feststellen, dass der Begriff bei Lukács relativ unterbestimmt bleibt. Er betont in erster Linie eine Seite der Entfremdung, nämlich die Subsumtion der Individuen unter die Arbeitsteilung, die die Möglichkeiten der Entfaltung ihrer Persönlichkeit beschneidet. Lukács orientiert sich vor allem an Marx' *Ökonomisch-philosophischen Manuskripten*, die seit den 1930er Jahren sein Denken bestimmen.

tet von der Kunst nicht die Aufhebung der Entfremdung in der Wirklichkeit. Das kann nur die gesellschaftliche Praxis leisten, die auf die Umwälzung der Verhältnisse zielt, in denen den Menschen ihr eigenes Produkt als eine fremde Macht entgegentritt. Wohl aber kann sie nach Lukács als Ausdruck des Selbstbewusstseins der Menschheit punktuell und individuell dazu beitragen. Im Kunstwerk tritt den Individuen ein Augenblick der menschlichen Geschichte gegenüber, der im Kunstwerk in intensiver Totalität gestaltet wird. Es schließt die rezipierenden Individuen mit ihrer Geschichte zusammen und evoziert in ihnen das Gefühl des ›*tua res agitur*‹, der eigenen Betroffenheit von dem Dargestellten. Die Fremdheit soll so (wenigstens für den Moment) überwunden werden, indem durch das Werk ›sinnfällig‹ wird, dass die Menschen ihre Geschichte selbst machen, indem sie ihre Lebensbedingungen und sich selber durch ihre eigene Tätigkeit hervorbringen und verändern. Nicht zuletzt deswegen legt Lukács besonderen Wert auf die prinzipielle Diesseitigkeit der Kunst, die ein wesentliches Merkmal des Realismus eines jeden Kunstwerks ist.³⁵

Das letzte Kapitel der *Eigenart des Ästhetischen* handelt vom *Befreiungskampf der Kunst*, wobei Lukács zum einen die Befreiung der Kunst von der Religion im Blick hat, zum anderen die Befreiung von einem unter den Bedingungen des Kapitalismus entstehenden neuen religiösen Bedürfnis, auf das er den allegorischen Charakter der modernen Kunst und ihren Nihilismus zurückführt.³⁶ Die Diesseitigkeit des menschlichen

³⁵ Realismus ist hier in einem weiten Sinne zu verstehen, als etwas Systematisches und nicht als ein bestimmter Stil oder eine Epoche. Vgl. Werner Jung: Georg Lukács und der Realismus. Überprüfung eines Paradigmas. In: Ders.: Von der Utopie zur Ontologie. Zehn Studien zu Georg Lukács, Bielefeld 2001, S. 158-170, hier: S. 158. Nach Lukács ist »im allgemeinsten Sinn jede Kunst realistisch«, wobei eine unendliche Variation von Mitteln des Ausdrucks möglich ist (Lukács 1963/II, 804). Lukács wechselt allerdings mitunter die Ebenen der Argumentation und nutzt den systematischen Realismusbegriff, wonach jedes (wirkliche) Kunstwerk realistisch ist, als Kriterium zur (stilistischen oder technischen) Beurteilung konkreter Kunstwerke.

³⁶ Religiös ist das Bedürfnis der hier angesprochenen Künstler_innen insofern zu nennen, als sie nicht in der Lage sind, die Bedingungen der Überwindung des von ihnen abgelehnten Zustands der Wirklichkeit in dieser Wirklichkeit selbst zu bestimmen. Die ›Erlösung‹ muss von außen kommen, da ihnen die Wirklichkeit als sinnlos, absurd und zerbrochen erscheint. Lukács führt allerdings oftmals theoretische oder private Äußerungen von Künstler_innen an, um das religiöse Bedürfnis zu belegen, obwohl er viele Male betont, dass von der Weltanschauung von Künstler_innen nicht auf deren Werke geschlossen werden dürfe, höchstens umgekehrt. Für die ältere Kunst legt Lukács dar, dass auch die Werke von Künstler_innen mit

Lebens muss sich nach Lukács auch formal, als Abgeschlossenheit in sich und Immanenz des Sinnes, an den Kunstwerken zeigen, was allegorische Kunst nach seiner Auffassung nicht leisten kann. Es geht ihm dabei darum zu zeigen, dass die Kunst ihre gesellschaftliche Rolle nur ausfüllen und überhaupt wirklich Kunst sein kann, wenn sie diesseitig und an den wirklichen gesellschaftlichen Auseinandersetzungen orientiert ist. Die Grundlagen der Durchsetzung wirklicher Diesseitigkeit und damit der endgültigen Überwindung des religiösen Bedürfnisses schafft nach Lukács allerdings nur die »sozialistische Gesellschaftsordnung«.³⁷

religiösen Intentionen aufgrund der besonderen Gesetzmäßigkeiten der Kunst zu (diesseitigen) Widerspiegelungen der ›Welt des Menschen‹ werden.

³⁷ Lukács 1963/II, S. 835.

Doreen Pöschl

Von der Freiheit, Kunst zu schaffen

Künstlerische Autonomie in der DDR

Die Diskussion über Freiheiten des Kunschtschaffens in der DDR kann zweifellos aus unterschiedlichen Perspektiven geführt werden. In meinem Promotionsprojekt hat es sich als wenig aufschlussreich erwiesen, anhand starrer Begrifflichkeiten das Kunschtschaffen in der DDR zu betrachten. Der Begriff der Kunstfreiheit ist ein Beispiel dafür. War die Freiheit von »Kunst, [...] Wissenschaft und ihre[r] Lehre« in der Verfassung der DDR seit 1949 festgeschrieben,¹ so wurde diese 1968 aus der Verfassung der DDR gestrichen. »Die Förderung der Künste, der künstlerischen Interessen und Fähigkeiten aller Werktätigen und die Verbreitung künstlerischer Werke und Leistungen« sollten seither »Obliegenheiten des Staates und aller gesellschaftlichen Kräfte« in der DDR sein.² Die Verfassungsänderung von 1968, die die Kunstfreiheit aus verfassungsrechtlicher Sicht in der DDR faktisch negiert, kann als Beleg für die Einschränkung der künstlerischen Freiheit angeführt werden. Allerdings beengt diese Lesart die Betrachtung von Kunst und Freiheit in der DDR, da sie die innerdeutsche Perspektive ausschließt.

Die Freiheit von Kunst in der DDR wurde in der Forschung allzu oft aus der Sicht der Regierung, der Politik und der Gesetzeslage diskutiert. Kritik an den Forschungsstrategien zur DDR-Geschichte übte in den 1990er Jahren bereits der Soziologe Wolfgang Engler:

»Wer eine Gesellschaft von innen verstehen will, muß sich hüten, Maßstäbe und Urteile an sie heranzutragen, die von außen genommen sind. Er muß auf starre begriffliche Masken, auf ideologisch aufgeladene Symbole verzichten, allen Denk- und Sprachmitteln misstrauen, die etwas beweisen wollen, was schon vorher feststeht. (...) Was ist damit gewonnen, wenn man herausgefunden hat, daß die DDR keine bürgerliche Demokratie und keine Wettbewerbsgesellschaft war? Das wusste man doch schon vorher.«³

¹ Verfassung der DDR, 1949, Art. 34.

² Verfassung der DDR, 1968, Abs. 1, Art. 18.

³ Wolfgang Engler: Die Ostdeutschen. Kunde von einem verlorenen Land, Berlin 1999, S. 9.

Aus der Sicht Englers lassen beurteilende Bezeichnungen wie »Unrechtsstaat« und »Diktatur« kaum Raum den »ostdeutsche[n] Erfahrung[en]« ohne Vorurteile gegenüber zu treten und sie ohne Relativierung zu diskutieren.⁴

Einem ähnlichen Ansatz unterliegt der immanenten Kritik nach Karl Marx. Diese vertritt den Anspruch, die »soziale Realität, wie sie ist, ernst [zu] nehmen.« Das heißt, aus »bestehenden sozialen und philosophischen Verhältnissen« sollen »kritische Prinzipien« entwickelt werden, die bereits darin angelegt sind, jedoch bisher nicht herausgearbeitet wurden. Anhand der »Aufklärung der sozialen Realität über sich selbst« können neue Sichtweisen und daraus neue Regeln für die bestehenden sozialen Verhältnisse formuliert werden.⁵ Nicht nur in der Gegenwart auch in der zeithistorischen Forschung ist diese Kritik fruchtbar. Die individuellen Erfahrungen der Zeitzeug_innen dürfen nicht vernachlässigt werden. Sie müssen in die Forschung einbezogen und ernst genommen werden, um einen vielseitigen Eindruck von den gesellschaftlichen Verhältnissen in der DDR gewinnen zu können. Fragen an die Gesellschaft der damaligen DDR werden aus dieser Perspektive neu formuliert. Daraus ergeben sich zwangsläufig neue Erkenntnisse und Sichtweisen.

Meine Arbeit versucht, das Kunstschaffen in der DDR aus einer innerostdeutschen Perspektive zu betrachten. Bezeichnungen wie »Unrechtsstaat« und »Diktatur« führen zu pauschalen Urteilen und werden daher von mir in der Arbeit nicht verwendet. Die Untersuchung der individuellen Realitäten und der Wahrnehmung von Spielräumen der Kunstschaffenden in der DDR ist nur mit Verzicht auf diese einschränkenden, voreingenommenen und bewertenden Begrifflichkeiten sinnvoll. Mit dem Blick der immanenten Kritik ist nach individuellen künstlerischen Wegen durch das politische System der DDR zu fragen. Daraus entwickelt sich die Frage nach der künstlerischen Autonomie in der DDR. Dieser Fragestellung nimmt sich mein Promotionsprojekt aus kunsthistorischem Blickwinkel an. Jenseits der großen Kunstzentren Berlin und Leipzig werde ich mich auf den Künstler Bernd Göbel (*1942) und dessen Studien- und Wirkungsort, die damalige Hochschule für industrielle Formgestaltung Burg Giebichenstein in Halle – die so genannte Burg –,

⁴ Ebd..

⁵ Titus Stahl: Immanente Kritik. Elemente einer Theorie sozialer Praktiken, Frankfurt 2013, S. 9-10.

konzentrieren.⁶ Der Bildhauer und Medailleur Göbel wurde bisher in der Forschung zur Kunst in der DDR kaum beachtet, obwohl er einen großen Einfluss auf die Entwicklung und den Erhalt der figürlichen Bildhauerei und Medaillenkunst in Halle hatte. Da Göbels Wirken und Schaffen untrennbar mit der Burg verbunden sind, lässt sich mit der Konzentration auf diesen einzelnen Künstler und dessen Wirkungsort der Rahmen für das Promotionsprojekt klar umreißen. Aussagen zur künstlerischen Autonomie freischaffender Künstler_innen in der DDR sind aufgrund der Wahl des Fallbeispiels ausgeklammert.

Meine Theorie und Methode basieren auf zwei zentralen Vorüberlegungen. Einerseits kann Kunst sich nicht ohne den Einfluss der Umwelt entwickeln. »Kunstwerke und ihre Erfahrung existieren nicht unabhängig von der Gesellschaft, in der sie ihren Ort haben«,⁷ somit reflektieren und interpretieren Künstler_innen in ihren Werken die Welt und die Personen, die sie umgeben. Andererseits sind Künstler_innen stetig bemüht, ihre Autonomie zu wahren und sich und ihre Kunst nicht von der Gesellschaft vereinnahmen zu lassen.⁸

Von diesem Gefüge und Abhängigkeitsverhältnis ausgehend laufen im Promotionsprojekt mehrere Forschungsstränge zusammen. Ins Zentrum stelle ich die kunstwissenschaftliche Analyse zum Werk des Bildhauers und Medailleurs Bernd Göbel. Darin lege ich einen Fokus auf die Entstehungs- und Entwicklungsbedingungen seiner Kunstwerke, da die vorherrschenden Verhältnisse einen entscheidenden Einfluss auf die Ausführung, Ausdrucks- und Gestaltungsprinzipien der Kunstwerke haben. Um die Entstehungs- und Entwicklungsbedingungen rekonstruieren zu können, beziehe ich die berufliche und künstlerische Biografie Göbels sowie dessen künstlerischen und beruflichen Entwicklungsraum in die Analyse ein. Die künstlerische Autonomie in der DDR wurde in der Verknüpfung der Arbeitsfelder der kunstwissenschaftlichen Werkanalyse, der Biografieforschung und Institutionengeschichte bisher nicht betrachtet. Die Verknüpfung der Arbeitsfelder bewirkt, dass die kunstwissenschaftliche Analyse nicht losgelöst vom Entstehungskontext der

⁶ Göbel begann 1963 sein Studium der Bildhauerei in Halle. Nach Abschluss des Studiums 1969 erhielt er eine Aspirantur-, wenig später eine Assistenten- bzw. Oberassistentenstelle an der Kunsthochschule Burg Giebichenstein. Dort wirkte er ab 1982 bis zu seiner Emeritierung 2008 auch als Professur für Plastik.

⁷ Juliane Rebentisch: *Ästhetik der Installation*, Frankfurt am Main 2003, S. 280.

⁸ Anna-Lena Wenzel: *Grenzüberschreitungen in der Gegenwartskunst. Ästhetische und philosophische Positionen*, Bielefeld 2011, S. 142.

Kunstwerke geschieht. Unter Zuhilfenahme der sozialwissenschaftlichen Theorien und Methoden der Biografieforchung habe ich zusätzlich Interviews mit Zeitzeug_innen geführt und damit die Einbeziehung der innerostdeutschen Perspektive sichergestellt.

In diesem Artikel greife ich einen zentralen Aspekt meines Promotionsprojektes heraus: die Definition und Verwendung meines Leitbegriffes der künstlerischen Autonomie. Die Problematisierung des Begriffs wurde trotz der Verwendung in der Forschung zur Kunst in der DDR bisher vernachlässigt.

Forschungsstand

Die Forschungsbeiträge zur Geschichte der DDR und im Speziellen zur bildenden Kunst in der DDR haben sich in den letzten drei Jahrzehnten angehäuft. Seit den 1990er Jahren haben sich die Darstellungen und die wissenschaftliche Forschung zur Kunst in der DDR vor allen Dingen auf die Wechselwirkungen von Kunst und Kulturpolitik konzentriert.⁹ Wissenschaftler_innen aus den unterschiedlichsten Fachgebieten diskutierten das ambivalente Zusammenspiel von politischen Funktionären, der Partei, der Regierung und dem Kunstsystem. Allgegenwärtig ist der analytische Anspruch, das ›totalitäre Unrechtssystem der DDR‹ im Detail und allen Facetten zu charakterisieren. Im Schatten dieser Analysen stehen die Kunstwerke. Eine Auseinandersetzung mit ihren Entstehungsbedingungen und Gestaltungsprinzipien wird nicht selten auf die Einordnung in ›Auftragskunst‹ oder in ›offizielle‹ und ›inoffizielle‹ Kunst beschränkt.¹⁰ Die wenigen differenzierenden Analysen wie von Eckerhart Gillen und Rainer Haarmann wurden in den 1990er Jahren kaum beachtet, geschweige denn rezipiert. Gillen und Haarmann diskutierten

⁹ Z.B. Ausst.-Kat. Auftrag: Kunst, 1949-1990, bildende Künstler in der DDR zwischen Ästhetik und Politik, hrsg. von Monika Flacke, Berlin 1996; Ausst.-Kat. Boheme und Diktatur in der DDR. Gruppen, Konflikte, Quartiere, 1970-1989, hrsg. von Paul Kaiser und Claudia Petzold, Berlin 1997; Paul Kaiser; Karl-Siegbert Rehberg (Hrsg.): Enge und Vielfalt. Auftragskunst und Kunstförderung in der DDR. Analysen und Meinungen, Hamburg 1999; Hannelore Offner; Klaus Schroeder (Hrsg.): Eingegrenzt – Ausgegrenzt. Bildende Kunst und Parteiherrschaft in der DDR, Berlin 2000.

¹⁰ Achim Preiß: Offiziell/Inoffiziell – Die Kunst der DDR. In: Rolf Bothe; Thomas Föhl (Hrsg.): Aufstieg und Fall der Moderne, Ostfildern-Ruit 1999, S. 450-472; Kaiser/ Rehberg 1999.

bereits in den 1990er Jahren abseits der so genannten Staatskunst die Vielseitigkeit der Kunst in der DDR.¹¹

Seit wenigen Jahren ist ein Aufbruch spürbar. Pauschale Einordnungen sind zunehmend differenzierenden Betrachtungen gewichen. So wird nachdrücklich betont, dass gerade im Bereich der bildenden Künste der Sozialistische Realismus ein ideologisches Konzept war, welches einerseits thematisch Grenzen und inhaltliche Präferenzen setzte, andererseits sehr unspezifische und widersprüchliche, stilistische Gestaltungsprinzipien und Erwartungen an die Kunst formulierte.¹² Im Ergebnis findet sich ein Facettenreichtum in der Kunst der DDR vor, der vor allen Dingen in den letzten Jahren in der Malerei und Grafik aus der DDR vertiefend analysiert wurde.¹³ Für künstlerische Bereiche wie die Bildhauerei und Medaillenkunst gab es vor 40 Jahren wie heute nur wenige vertiefende Untersuchungen, die sich mit der Vielschichtigkeit dieser Kunstbereiche auseinandersetzen.¹⁴

Begriffsbestimmung der künstlerischen Autonomie

Der Terminus der Autonomie wird in Beiträgen zur Kunst in der DDR oftmals als Leitbegriff gesetzt, ohne dass eine kritische Auseinandersetzung mit dessen immanenter Bedeutung erfolgt.¹⁵ Aus einer kunst-

¹¹ Eckhart Gillen; Rainer Haarmann: Vorwort. In: Dies. (Hrsg.): Kunst in der DDR [Künstler, Galerien, Museen, Kulturpolitik, Adressen], Köln 1990, S. 13-17, hier S. 16.

¹² Karl-Siegbert Rehberg; Wolfgang Holler, Paul Kaiser: Vorwort der Herausgeber. In: Kat. Abschied vom Ikarus. Bildwelten in der DDR – neu gesehen, begleitend zur Ausstellung im Neuen Museum Weimar, 19. Oktober 2012 – 3. Februar 2013, dies. (Hrsg.), Köln 2012, S. 12 - 13, hier S. 13.

¹³ Vgl. dazu Kat. Abschied vom Ikarus 2012.

¹⁴ Bereits in der DDR gab es die Forderung durch Kunstwissenschaftler_innen wie Peter Feist und Karl-Heinz Appelt, die Thematik aufzuarbeiten. Vgl. Peter Feist: Die Plastik der DDR und die bildnerischen Erfindungen des 20. Jahrhunderts. In: Bildende Kunst, Nr. 8, 1975, S. 366-370, hier S. 366; Karl-Heinz Appelt: Bestandsaufnahme. Diskussionsbeitrag zu Problemen der Plastik auf dem VIII. Kongreß des VBK-DDR. In: BK, Nr. 4, 1979, S. 172-175, hier S. 172. Noch heute gibt es wenige Beispiele, die sich eine Monografie zur Bildhauerei bzw. eines Bildhauers in der DDR annehmen. Vgl. Gerd Brüne: Pathos und Sozialismus. Studien zum plastischen Werk Fritz Cremers. 1906-1993, Weimar 2005. Zu den Medailleuren in der DDR ist bisher keine Monografie erschienen.

¹⁵ Beispielhaft für die Verwendung des Leitbegriffes ohne dessen Problematisierung sind: Simone Simpson: Zwischen Kulturauftrag und künstlerischer Autono-

wissenschaftlichen Perspektive schlage ich daher eine geeignete Definition meines Leitbegriffs der künstlerischen Autonomie vor. Beiträge zur Autonomie in Literatur und Musik werden in die Diskussion des Begriffs nicht einfließen. Diese kunstwissenschaftliche und zugleich limitierende Sichtweise eröffnet mir die Möglichkeit, den Begriff der Autonomie für die bildende Kunst des 20. Jahrhunderts auf die wesentlichen Merkmale zu fokussieren. Somit ist ein sinnvoller und ergebnisorientierter Umgang mit dem Begriff gegeben, der hilfreich ist, die künstlerische Autonomie in der DDR zu untersuchen.

Zugleich gibt Eduard Beaucamp gerade in Bezug auf die Untersuchung zur Kunst in der DDR mittels des Begriffs der Autonomie zu bedenken:

»Bei der Wiederannäherung und schließlichen Wiedervereinigung der beiden deutschen Staaten wurden die Künstler der DDR mit drastischen Beschimpfungen seitens ihrer westdeutschen Kollegen empfangen. Freiheit und Autonomie wurden zu absoluten Maßstäben für die Bewertung moderner Kunst erhoben, und dabei ist kaum bedacht worden, daß solche Freiheit nur unter günstigen gesellschaftlichen Verfassungen [...] gegeben war.«¹⁶

Beaucamp kritisiert, dass ›westdeutsche Kollegen‹ anhand des politischen und gesellschaftlichen Kontexts, in dem Kunst entsteht und rezipiert wird, die Qualität von Kunst bewerten. Aus Sicht Beaucamps ist es hingegen nicht angemessen, Freiheit und Autonomie als Maßstab für die Bewertung von Kunst heranzuziehen. Ich halte es für nahezu unmöglich, ein gesellschaftliches System zu finden, das den Künstler_innen uneingeschränkte Autonomie und Freiheit bietet. In einem modernen Staat sind Politik, Gesellschaft und nicht zuletzt Ökonomie bestimmende Größen. Deren individuelle Befindlichkeiten, Sichtweisen, Zeitgeschmack und letztlich gesetzliche Vorgaben bestimmen den ›Wert‹ von Kunst. Dieser ›Markt‹ zeigt den Künstler_innen ihre Grenzen, aber auch Spielräume in der jeweiligen Gesellschaft auf. Realistisch betrachtet ist die Möglichkeit des Erlangens von uneingeschränkter Freiheit und Autonomie – egal in welchem gesellschaftlichen oder politischen System – illusorisch. Zudem wird gerade der Kunst in unserer heutigen Gesellschaft wichtige Aufgaben abverlangt. Sie soll aus einer individuellen Perspek-

mie. Dresdner Plastik der 1950er und 1960er Jahre, Diss., Köln 2008; Olaf Lippke: Kunst im Auftrag kultureller Abgrenzung – Zwischen Herrschaftsprinzip und Autonomieanspruch, in: Offner/ Schroeder 2000, S. 473-556.

¹⁶ Eduard Beaucamp: Thesen zur DDR-Kunst. In: Thomas Strauss (Hrsg.): Westkunst – Ostkunst. Absonderung oder Integration? Materialien zu einer neuen Standortbestimmung, München 1991, S. 147-157, hier S. 147.

tive »gesellschaftliche Zustände sichtbar machen und verändern, sich aber nicht vereinnahmen lassen. [...] Kunst soll politisch und kritisch sein, aber ohne die Logiken des kritisierten Systems zu übernehmen.«¹⁷ Eine vollständige Abgrenzung gegenüber der Umwelt scheint bei dieser gesellschaftlichen Erwartungshaltung kaum möglich.

Aber dennoch: Um diese künstlerischen und zugleich gesellschaftlichen Aufgaben zu erfüllen, benötigen Künstler_innen Sphären und Räume von künstlerischer Autonomie. Diese Räume können unterschiedlich groß oder beschränkt sein. Sie sollten trotz der politischen Gegebenheit auch in der Betrachtung von Systemen wie dem der DDR nicht von vornherein negiert werden. Für die Untersuchung der Autonomie von Künstler_innen aus der DDR ist es nicht angemessen, den Begriff der Autonomie beschränkt zu verwenden. Es sollte eine möglichst offene Definition genutzt werden.

Arbeitsbegriff der künstlerischen Autonomie

Gegenwärtig umschreiben Begriffsdefinitionen wie die des Kunsthistorikers Wolfgang Ullrich die Autonomie der Kunst als »Unabhängigkeit von externen Referenzen«. Allerdings wird die Autonomie darüber hinaus beeinträchtigt durch Faktoren wie »Publikumsgeschmack, ökonomische Bedingungen, vorgängige oder auch nachträgliche Instrumentalisierungen«.¹⁸ Auch aus Sicht des Soziologen Niklas Luhmann kann die Autonomie der Kunst innerhalb eines gesellschaftlichen Systems nicht als absolut, sondern lediglich als relativ gelten, da Kunst letztendlich nicht unabhängig von der sozialen Umwelt geschaffen wird. So schließt die relative Autonomie die vollständige Abhängigkeit und zugleich die vollständige Freiheit aus.¹⁹ Nichtsdestotrotz kann Kunst als autonom angesehen werden, wenn sich Kunstschaffende auf ihr Werk konzentrieren und sich das Kunstwerk aus sich heraus entwickelt. Kunst ist somit dann wirksam und eigenständig, wenn sich die Kunstschaffenden

¹⁷ Wenzel 2011, S. 141.

¹⁸ Wolfgang Ullrich: Vorsicht mit Blankoschecks! Wie die Autonomie der Kunst zum Verhängnis wurde. In: Neue Rundschau, Jg. 116, Nr. 1, 2005, S. 9- 29, hier S. 9.

¹⁹ Niklas Luhmann: Ausdifferenzierung der Kunst, in: Institut für soziale Gegenwartsfragen Freiburg i. Br./Kunstraum Wien (Hrsg.): Art & Language & Luhmann, Wien 1997, S. 133-146, hier S. 142.

nicht durch externe Erwartungshorizonte und Funktionszwänge einschränken lassen.²⁰

Im gegenwärtigen Kunstschaffen ist die Autonomie der Kunst zur Proklamation geworden. Es wird erwartet, dass Künstler_innen ihre künstlerische Freiheit leben bis hin zur Abgrenzung oder zu radikalen Äußerungen gegenüber Politik und Gesellschaft. Sind Künstler_innen jedoch offensichtlich um die Gunst des Publikums bemüht und arbeiten in der Gefälligkeit von Politik und Gesellschaft, droht ihnen »der Ausschluss aus der Welt der Kunst«.²¹

Angelehnt an die Überlegungen von Ullrich und Luhmann wird in meiner Arbeit die Autonomie der Kunst als unbeeinflussbare Größe von Externa verstanden, die innerhalb einer Gesellschaft als relativ anzusehen ist. Übertrage ich die Definition der Autonomie der Kunst auf die ausführende Person – die/den Künstler_in –, so ist künstlerische Autonomie als persönliche und künstlerische Ungebundenheit von externen Erwartungen und Zwängen zu verstehen, wobei die/der Künstler_in von den Einflüssen seiner Lebenswelt nicht völlig frei ist. Diese Einflüsse beschränken sie/ihn jedoch nicht zwangsläufig in der Eigenlogik des Kunstschaffens bzw. darin, sich künstlerisch frei zu äußern.

Ich verwende in meiner Arbeit künstlerische Autonomie nicht als Maßstab für die Bewertung von Kunst. Ich sehe darin ein begriffliches Hilfsmittel, das allerdings nicht ausreicht, um Kunst zu analysieren und zu beurteilen. Der Begriff soll vielmehr darin unterstützend wirken, zu untersuchen, welche individuellen künstlerischen Wege einer/einem Künstler_in in einem gesellschaftlichen System des 20. Jahrhunderts – hier exemplarisch an der DDR behandelt – geboten und wie diese Möglichkeiten im künstlerischen Werk umgesetzt wurden.

Künstlerische Autonomie als bürgerliche Kategorie?

Autonomie wird nicht selten rückführend auf ihre historisch-semantische Entstehung im 18. Jahrhundert als »bürgerliche Kategorie« angenommen.²² Das Streben nach Autonomie ist ohne Frage charakteristisch für die Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft in 18. und

²⁰ Ullrich 2005, S. 11f.

²¹ Ebd., S. 17-20.

²² Michael Müller et al. (Hrsg.): Autonomie der Kunst. Zur Genese und Kritik einer bürgerlichen Kategorie, Frankfurt/ Main 1974.

19. Jahrhundert. Innerhalb dieser Entwicklung befreiten sich die Künstler_innen »von den Vorgaben ihrer Auftraggeber« und schrieben ihre künstlerischen Freiheiten in Gesetzen fest. Mit der »Abkehr vom Gesellschaftlichem« wandelte sich der Anspruch an Autonomie zugleich in die »Funktionslosigkeit« von Kunst und die »Ausklammerung des gesellschaftlichen Zusammenhangs«. ²³ Für Anna-Lena Wenzel sind diese Merkmale kennzeichnend für die »Autonomie bürgerlicher Kunst« des 18. und 19. Jahrhunderts. ²⁴ Dagegen strebte die historische Avantgardebewegung zu Beginn des 20. Jahrhunderts an, diese Funktionslosigkeit der Kunst zu überwinden. Künstler_innen war nun mehr darauf bedacht, »nicht nur die Aktualität ihrer Kunst unter Beweis zu stellen, sondern ebenso die Geschicke der Gesellschaft in die Hand zu nehmen«. ²⁵ Das Streben nach einer Funktion innerhalb der Gesellschaft führt nicht zwingend zum Verzicht auf den individuellen, autonomen Handlungsspielraum. Wie bereits bei der Heranführung an den Terminus dargestellt wurde, hat Autonomie in einer Gesellschaft einen relativen Charakter. Die individuelle Befreiung von Erwartungen und Funktionszwängen schließt die Auseinandersetzung mit der Gesellschaft nicht aus. Es kann trotzdem eine freie und wirksame Kunst entstehen.

Die Betrachtung von Autonomie als bürgerliche Kategorie ist also dann sinnvoll, wenn die gesellschaftlichen Entwicklungen des 18. und 19. Jahrhunderts in den Blick genommen werden. Autonomie ist ein gesellschaftliches, individuelles Streben, deren Bedeutung und Inhalt sich mit Entwicklung der Gesellschaft im 20. und 21. Jahrhundert verändert hat. Im 20. und 21. Jahrhundert ist Autonomie als relative Größe zu betrachten, die den Künstler_innen die Grundlage bietet, das politische und gesellschaftliche System sowie die soziale Umgebung kritisch nach innen und außen zu reflektieren, in denen sie sich bewegen.

²³ Wenzel 2011, S. 143.

²⁴ Ebd.

²⁵ Kai-Uwe Hemken: Die kategorische Interaktion. Von Sehnsüchten der Teilhabe und Mythen der Interessellosigkeit. In: Ders. (Hrsg.): Bilder in Bewegung. Traditionen digitaler Ästhetik, Köln 2000, S. 53-76, hier S. 56-57.

Rahmenbedingungen der künstlerischen Autonomie in der DDR

Der Kunst in der DDR wurde einerseits »von Anbeginn eine strategische Sonderrolle zugewiesen«. ²⁶ Sie sollte als Erziehungsmittel in der sozialistischen Gesellschaft der DDR wirken. ²⁷ Andererseits wollte die DDR-Regierung die Kunstschaffenden nicht durch eine autonome Sonderstellung hervorgehoben wissen. ²⁸ Der »Nimbus der ›Sonderstellung des Künstlers‹« sollte auch »unter den Genossen zerstört« werden. ²⁹ Diese widersprüchlichen Anforderungen an die Kunstschaffenden in der DDR fanden ihren Höhepunkt in der Formalismusdebatte der 1950er Jahre. Darin wurde diskutiert, welche Inhalte und Gestaltungsprinzipien in der Kunst der DDR aus kunstpolitischer Sicht legitim waren. Die Ergebnisse der Diskussion und Richtlinien wurden im Konzept des *Bitterfelder Weges* festgeschrieben. Dieses Konzept hatte den Anspruch, sich auf die Gestaltungsforderungen des Sozialistischen Realismus zu berufen und beschränkte die künstlerische Autonomie empfindlich. ³⁰ Dieser formulierte Anspruch fand wenig Anklang unter den Künstler_innen. Das Konzept wurde kaum stringent umgesetzt. Die DDR-Regierung musste den Bitterfelder Weg schnell als gescheitert ansehen und agierte dementsprechend rigoros, um dennoch ihre Ansprüche durchzusetzen. Das 11. Plenum des Zentralkomitees der SED 1965 gilt heute als ›Kahlschlag‹. Es war »der rigoroseste und folgenreichste Eingriff der SED-Führung in Kunstprozesse und Intellektuellendebatten«. In »Literatur, Dramatik und bildende[r] Kunst setzten erhebliche Restriktionen ein« bis hin zu Ver-

²⁶ Paul Kaiser: Treibjagd im Kulturschutzgebiet. Privates Kunstsammeln in der DDR zwischen repressiver Marginalisierung und staatlicher Kunsthandelspolitik. In: Barbara Marx, Karl-Siegbart Rehberg (Hrsg.): *Sammeln als Institution. Von der fürstlichen Wunderkammer zum Mäzenatentum des Staates*, Berlin 2006, S. 293-302, hier S. 293.

²⁷ Ebd.

²⁸ Walter Ulbricht: Über Fragen der sozialistischen Bewusstseinsbildung, Rede auf dem Diskussionsabend des Deutschen Kulturbundes in Halle am 21. April 1958, in: *Neues Deutschland*, Sonderbeilage, S. 1-20, hier S. 15-16.

²⁹ Partei und Künstler. In: *Freiheit*, Halle (Saale), 26. November 1957, S. 2.

³⁰ Otto Grotewohl: Die Kunst im Kampf für Deutschlands Zukunft. In: *Neues Deutschland* vom 2.9.1951, S. 3; Wilhelm Girnus: Wo stehen die Feinde der deutschen Kunst? Bemerkungen zur Frage des Formalismus und des Kosmopolitismus (I). In: *Neues Deutschland* vom 13.2.1951, S. 3; Zur Formalismusdebatte auch: Gilen 2005.

boten von Filmen und Veröffentlichungen von Publikationen.³¹ In der Umsetzung ihrer Programmatik begann die DDR-Regierung bereits in den 1950er Jahren, den Kunsthandel zu kontrollieren. In Institutionen wie den Kunsthochschulen wurden SED-Sekretäre und -Grundorganisationen installiert. An die Staatssicherheit sollte durch die unterschiedlichen Formen der Mitarbeit regelmäßig Bericht erstattet werden. Begrifflichkeiten wie »Autonomie der Kunst« oder »Kunsthochschule« wurden in offiziellen Verlautbarungen vermieden.

Mit dem Amtsantritt von Erich Honecker 1971 bemühte sich die Regierung der DDR um einen kulturpolitischen Kurswechsel. Die kulturpolitische Proklamation von »Weite und Vielfalt« versprach den Kunstschaaffenden eine Rückgewinnung der Autonomie in »Fragen der inhaltlichen Gestaltung als auch des Stils« mit dem notwendigen Bezug zum Sozialismus.³²

Das Fallbeispiel Bernd Göbel an der halleschen Kunsthochschule

Die Künstler_innen der DDR nahmen diese kultur- und kunstpolitischen Bestrebungen der Regierung wahr. Die unterschiedlichen politischen Maßnahmen, die sich von Jahr zu Jahr veränderten, hatten auf die individuelle Biografie teilweise erheblichen Einfluss. Sie schlugen sich auch in der individuellen Wahrnehmung der Notwendigkeit von künstlerischer Autonomie nieder.

Bernd Göbel formulierte bereits als Assistent an der Burg sein persönliches Bedürfnis nach Autonomie. In der Zeitschrift *Bildende Kunst*, welche monatlich in der DDR herausgegeben wurde, unterstrich er 1975 in einem Artikel zur Bildhauerei die Notwendigkeit von »Spielräumen«. »Dies ist entscheidend«, schreibt er, »für einen jungen Bildhauer – Spielraum zu haben, und lobenswert der Meister, der die Anlagen seiner Schüler erkennt und ihnen jenen Spielraum gibt.«³³

Fast 40 Jahre später wird im Rahmen des narrativ-biographischen Interviews deutlich, welche Spielräume die Burg in Studium, Lehre und

³¹ Günter Agde: Vorbemerkung. In: Ders. (Hrsg.): Kahlschlag. Das 11. Plenum des ZK der SED 1965. Studien und Dokumente, Berlin 1991, S. 9-14, hier S. 9.

³² Gillen 2005, S. 139.

³³ Bernd Göbel: Bildhauerei ohne Zufall und Effekt, in: BK, Heft 8, 1975, S. 378-385, hier S. 380.

Kunstschaffen in Göbels Wahrnehmung geboten hatte. Diese individuelle Autonomie beschreibt Göbel in unterschiedlichen Kontexten. Es wird deutlich, dass zur Schaffung und Erhaltung einer solchen Atmosphäre das Vorhandensein der notwendigen Strukturen und toleranten Persönlichkeiten ausschlaggebend war.

Die arbeitsintensive Zeit mit seinem Lehrer und Meister Gerhard Lichtenfeld (1921-1978) prägten nicht nur Göbels bildhauerische Vorstellungen, sondern auch dessen Auffassung zur künstlerischen Arbeit. Göbel fühlte sich rückblickend »geformt« durch seinen Lehrer.³⁴ Trotz der Lehre an der Hochschule, der Lichtenfeld viel Zeit widmete, nahm sich der Professor einerseits den Freiraum, seine eigenen »Sachen« zu machen.³⁵ Andererseits gewährte er seinen Student_innen ebenfalls die notwendigen Freiheiten für deren eigene Entwicklung von Gestaltungsprinzipien und Ideenwelten. Lichtenfeld forderte seine Schüler zum freien Arbeiten auf. Göbel erinnert sich daran, dass Lichtenfeld »dann auch mal gesagt [hat] (verstellte Stimme): *Das Modell brauchen Sie jetzt nicht mehr. Machen Sie es mal aus'm Hut.*«³⁶ Aus Göbels Sicht wurde ihm an der Burg der Beruf des Künstlers »vorbildhaft vorgelebt.«³⁷ Diese Vorbilder waren entscheidend für seine individuelle Entwicklung und seine Wahrnehmung der gesellschaftlichen Realität.

Neben den zentralen Lehrerpersönlichkeiten fanden die Studierenden und Künstler_innen an der Burg den spezifischen Raum, indem man bemüht war, Funktions- und Erwartungszwänge zugunsten des individuellen Kunstschaffens zu reduzieren. Die Mauern des historischen Standortes der Burg, wo die Fachbereiche der bildenden und angewandten Künste ihre Werkstätten hatten, wurden sinnbildlich für die Angehörigen der Kunsthochschule zu einer Art Schutzwall gegenüber der Außenwelt. Göbel beschreibt im Interview »eine Brücke [...], die manchmal im Geiste hoch geklappt war und dann wurde da drinne das [...] Eigene getan.«³⁸

Diese Wahrnehmung der Abgrenzung war für die Angehörigen der Burg und ihre individuellen Wege des Kunstschaffens wichtig. Da die Burg eine staatsnahe Institution war, konnte sie sich staatlichen Anordnungen nicht entziehen. Allerdings wurde sie offensichtlich als ein Raum

³⁴ Ebd., Z. 83-89.

³⁵ Ebd.

³⁶ Ebd., Z. 71-72.

³⁷ Ebd., Z. 55.

³⁸ Ebd., Z. 196-197.

wahrgenommen, der relative Autonomie zuließ und damit die Entwicklung von individuellen künstlerischen Tendenzen ermöglichte.

Gerade das Beispiel der Burg als Kunsthochschule zeigt, wie sich die Programmatik der Kunstpolitik auf die Entwicklungsmöglichkeiten der bildenden Künste und die individuellen Biografien der Kunstschaffenden auswirkte. Die Burg blieb von den Auswirkungen der Formalismusdebatte in den 1950er Jahren nicht verschont.³⁹ Neben dem Fortgang bedeutender Lehrer wurde der Burg mit der Übertragung des Hochschulstatus 1958 ein neues Ausbildungsprofil auferlegt. Die Burg sollte zum Zentrum der Formgestaltung in der akademischen Ausbildung in der DDR stilisiert werden. Die Fachbereiche für Grafik, Malerei und Bildhauerei wurden durch die Degradierung zu kleinen Lehrstühlen in ihrer Entwicklung gehemmt. Die Immatrikulationszahlen und damit Studierendenzahl dieser Lehrstühle wurden in den 1960er Jahren niedrig gehalten. Die Leitung der Burg stand zusätzlich unter dem Rechtfertigungsdruck, die bildenden Künste im Lehrprogramm zu behalten.⁴⁰ Mit dem Kurswechsel in der Kulturpolitik fand in den 1970er Jahren eine erneute Umstrukturierung an der Burg statt. Die bildenden und angewandten Künste erhielten eine eigene Sektion. Die Immatrikulationen stiegen in den 1970ern sprunghaft an und stagnierten in den 1980er Jahren (Tabelle 1).

Tabelle 1: Immatrikulationen an der Burg, 1960-1989

Zeitraum	Insgesamt	Lehrstühle/Fachbereiche Malerei, Grafik und Plastik	
		Absolut	Anteil in %
1960-69	392	7	1,79
1970-79	597	42	7,04
1980-89	756	44	5,82

Eigene Darstellung, Immatrikulationszahlen an der Burg⁴¹

³⁹ Ausführlich dazu: Angela Dolgner: »Fauler Abfalls des Kurfürstendammes«. Repressalien an der Kunsthochschule Burg Giebichenstein in Halle (Saale). In: Benjamin Schröder, Jochen Staadt (Hrsg.): Unter Hammer und Zirkel. Repression, Opposition und Widerstand an den Hochschulen der SBZ/DDR, Frankfurt/ Main 2011, S. 141-156.

⁴⁰ BArch DF 7 159.

⁴¹ Burg-Archiv, Rep. 20, Immatrikulationsbuch.

In der Biografie von Bernd Göbel waren die 1960er Jahre eine entscheidende Zeit. Nach seiner Holzbildhauerlehre wurde er 1963 im Lehrstuhl der Plastik als einziger Student immatrikuliert.⁴² Im Interview erinnert er sich an ein »Ausbildungsverbot«, welches die Immatrikulationen von neuen Studierenden für die bildenden Künste kaum zuließ. Eine Entspannung der Situation sei erst in den 1970er Jahren spürbar gewesen.⁴³ Dieser persönliche Eindruck kann mittels der Zahlen des Immatrikulationsbuches belegt werden (Tabelle 1). Allerdings war diese Entspannung trügerisch, da laut Akten der BStU unter den Lehrkörpern neun interne Mitarbeiter_innen für die Staatssicherheit und bei den Studierenden etwa zehn aktiv waren.⁴⁴

Göbel war einer der wenigen Studierenden, die von Lichtenfeld im Fachbereich Plastik betreut wurden. Aus der Lehrer-Schüler-Konstellation entwickelte sich ein Vater-Sohn-Verhältnis, das Göbel stark beeinflusste. Der Einfluss von Lichtenfeld und dessen Bedürfnis, seinen Schüler_innen die notwendigen Spielräume zu bieten, spielte für Göbel in seiner künstlerischen und persönlichen Entwicklung eine wichtige Rolle. Aber erst durch die Burg, die als autonomer Entwicklungsraum wahrgenommen wurde, war eine künstlerische Ausbildung mit Spielräumen innerhalb des institutionellen und politischen Gefüges möglich. Inwieweit der Künstler die gebotenen Spielräume auch in seinem Schaffen nutzen konnte, ist die zentrale Frage meiner kunstwissenschaftlichen Analyse.

⁴² Ebd.

⁴³ Göbel (2012), Z. 36-42 und Z. 88.

⁴⁴ BStU, MfS BV Halle, Sachakten Nr. 2040, Bl. 9.

AUTOR_INNEN & HERAUSGEBER_INNEN

Melanie Babenhauserheide

ist Diplom-Sozialpädagogin und promoviert am Fachbereich Erziehungswissenschaften der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main zur Ideologie in J.K. Rowlings »Harry Potter«-Reihe. Sie arbeitet als Lehrkraft für besondere Aufgaben an der Fakultät für Erziehungswissenschaft der Universität Bielefeld.

Kontakt: melanie.babenhauserheide@uni-bielefeld.de

Sandra Beyer

studierte englische und japanische Literatur- und Kulturwissenschaften an der Humboldt-Universität Berlin, und schreibt derzeit ihre Dissertation über japanische Reiseliteratur an der Goethe-Universität Frankfurt am Main. Sie konzentriert sich dabei auf die Thematisierung von Geschlecht und Krieg in modernen autobiografischen Erzählungen von Frauen.

Kontakt: sandra-beyer@cyl.de

Antje Dieterich

studierte Geschichte und Lateinamerika-Studien an der Freien Universität Berlin und promoviert zu der Erschaffung und Bedeutung von Indigenität in globalen und lokalen Kontexten. Lokale politische Bewegungen in Mexiko stehen hierbei im Fokus der Forschung.

Kontakt: antjedia@zedat.fu-berlin.de

Axel Gehring

studierte Politikwissenschaft, Soziologie, Friedens- und Konfliktforschung sowie Internationale Beziehungen in Marburg und Izmir und promoviert zur politischen Ökonomie der Türkei-EU-Beziehungen in Marburg.

Kontakt: gehring.axel@gmail.com

Daniel Göcht

hat Philosophie und Germanistik an der Universität Siegen studiert und promoviert zurzeit an der Fakultät für Geisteswissenschaften der Universität Duisburg-Essen im Fach Germanistik. In seiner Dissertation vergleicht er die späten Ästhetiken von Georg Lukács und Theodor W. Adorno.

Kontakt: daniel.goecht@gmx.de

Marcus Hawel

studierte Soziologie, Sozialpsychologie und Deutsche Literaturwissenschaft in Hannover und promovierte über »Die normalisierte Nation. Vergangenheitsbewältigung und Außenpolitik in Deutschland.« Er ist Referent für Bildungspolitik im Studienwerk der Rosa-Luxemburg-Stiftung.

Kontakt: hawel@rosalux.de

Lena Hofer

studierte Logik und Wissenschaftstheorie mit den Nebenfächern Philosophie und Ethnologie. In ihrer Dissertation befasst sie sich mit dem Thema »(Re-)Produktion empirischer Szenarien«. Das Promotionsstudium an der Ludwig-Maximilians-Universität München ist nunmehr im Fach Philosophie angesiedelt.

Kontakt: lena.hofer@gmx.net

Cristof Judenau

studierte Philosophie, Soziologie und Germanistik/Sprachwissenschaften an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf. Von 2004-2008 war er Mitarbeiter der Max-Weber-Gesamtausgabe, seit 2007 ist er Lehrbeauftragter an der Fachhochschule Düsseldorf. Promotion an der HHU Düsseldorf im Fachbereich Philosophie zu Hintergrund und Geschichte des so genannten Wertfreiheitsproblems bzw. einschlägiger Methodendebatten in den Sozialwissenschaften.

Kontakt: judenau@phil-fak.uni-duesseldorf.de

Maren Kellermann

studierte Sozialpsychologie, Geschichte und Soziologie in Hannover. Sie promoviert im Fachbereich Sozialpsychologie an der Leibniz Universität Hannover über »Das emanzipatorische Potenzial psychosomatischer Medizin«.

Kontakt: marenkellermann@gmx.de

Sofia Kousiantza

studierte griechische Philologie und Philosophie der Wissenschaft an der Kapodistrischen Universität Athen, Griechenland und promoviert im Fachbereich Philosophie an der Pantion Universität Athen zu dem Thema »Ontologie und Subjekttheorie bei Spinoza«.

Kontakt: sofia.kousiantza@gmx.net

Doreen Pöschl

studierte Kunstgeschichte und Geschichte in Halle und Wien. Ihre Promotion im Fach Kunstgeschichte beschäftigt sich am Beispiel des Bildhauers und Medailleurs Bernd Göbel (*1942) mit der individuellen Wahrnehmung von künstlerischer Autonomie in der DDR. Doreen ist Doktorandin am Institut für Kunstgeschichte und Archäologie Europas an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg.

Kontakt: doreen.poeschl@web.de

Sigrun Preissing

studierte Geografie der Entwicklungsländer und Ethnologie in Tübingen und Mérida/Venezuela. Sie promoviert im Fachbereich Wirtschaftsethnologie an der Universität Halle-Wittenberg zu alternativen Wirtschaftsansätzen und sozialen Beziehungen.

Kontakt: sigrun_preissing@web.de

Boris Stamenić

hat das Diplomstudium der Journalistik in Zagreb sowie das Masterstudium in Osteuropastudien (Politik und Geschichte) an der Freien Universität in Berlin abgeschlossen. Derzeit schreibt er seine Dissertation beim Lehrstuhl für Südosteuropäische Geschichte an der Humboldt-Universität zu Berlin zum Thema »*Sinjskaalka*. Das politische Leben eines Ritterspiels«.

Kontakt: boris.stamenic@gmail.com

Sascha Wölck

Mit Ende 20 bog der Elektriker Sascha Wölck von seinem bisherigen Lebensweg ab und durchlief die Erwachsenenbildung zum Abitur. In Berlin studierte er Südostasienwissenschaften und Bildende Kunst (B.A.), in Frankfurt (Oder) Intercultural Communication (M.A.). Dort promoviert er zum Thema »con lai Mỷ. Von amerikanischen Besatzungskindern und Feindbildkonstruktionen in Vietnam« am Lehrstuhl für Vergleichende Kultur- und Sozialanthropologie der Europa-Universität Viadrina.

Kontakt: sascha.wölck@yahoo.com

Maja Zwick

studierte Soziologie und Politikwissenschaft und promoviert an der Freien Universität Berlin zum Thema »*Emplacement, Politics of Place* und *Belonging*. Transnationale Migration unter den Bedingungen von antikolonialem Unabhängigkeitskampf und Nation Building im Exil am Beispiel der saharauischen Flüchtlingslager in Algerien«.

Kontakt: maja_zwick@yahoo.de

**VERÖFFENTLICHTE DISSERTATIONEN
VON STIPENDIAT_INNEN AUS DEN
JÄHREN 2012-2013**

Ilker Ataç

Ökonomische und politische Krisen in der Türkei

Die Neuformierung des peripheren Neoliberalismus

Westfälisches Dampfboot, Münster 2013

200 Seiten, 27.90 Euro

ISBN 978-3-89691-911-3

Ilker Ataç analysiert die politische und ökonomische Umstrukturierung in der Türkei mit Fokus auf den Wirtschaftsprogrammen von 1980 und 2001, die jeweils als Reaktion auf schwerwiegende Krisen beschlossen wurden. Unter Rückgriff auf Regulationstheorie und materialistische Staatstheorie legt er dar, wie das erste Programm zur Herausbildung und das zweite zu einer Neuorganisation neoliberaler Politiken führt. Dabei zeigt er, wie die Einführung von »Governance«-Mechanismen durch die Errichtung neuer und unabhängiger Staatsapparate, die Umstrukturierung des Bankensektors und die Gestaltung der Geld- und Fiskalpolitik durch Krisensituationen hindurch genutzt werden, um die neoliberale Ausrichtung der Regierungspolitik aufrechtzuerhalten.

Ilker Ataç ist derzeit Vertretungsprofessor am Fachbereich Gesellschaftswissenschaften der Universität Kassel und wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Politikwissenschaft der Universität Wien. Seine Arbeitsschwerpunkte sind Internationale politische Ökonomie, periphere Staatlichkeit, Migrationspolitik und Citizenship.

Kontakt: ilker.atac@univie.ac.at

Peter Bescherer

Vom Lumpenproletariat zur Unterschicht

Produktivistische Theorie und politische Praxis

Campus Verlag, Frankfurt a.M./New York 2013

267 Seiten, 34.90 Euro

ISBN 978-3-593-39973-7

»Lumpenproletariat« ist ein schillernder Begriff – handelt es sich um eine analytische Kategorie oder ein stereotypes Urteil? Ausgehend von dieser Frage untersucht das Buch die Argumentationslinien, auf denen die kritische Theorie der Gesellschaft untere und randständige Segmente der subalternen Klassen einträgt. Einer dominierenden Strömung, die einen Defizitansatz verfolgt, wird eine subversive Theorietradition gegenübergestellt, die auf der gleichwertigen Differenz proletarischer und subproletarischer Subjektpositionen beharrt. Der Theorievergleich mündet in die Frage nach dem Gebrauchswert des Lumpenproletariat-Topos für die Debatte um »neue Unterschicht« und »Prekariat«.

Peter Bescherer hat Soziologie, Philosophie und Germanistik an der Friedrich-Schiller-Universität Jena studiert. Seine Arbeits- und Interessengebiete drehen sich um die kritische Theorie der Gesellschaft, Prekarisierung, Rechtsextremismus, soziale Bewegungen und Demokratietheorie.

Kontakt: peter.bescherer@uni-jena.de

Manisha Jain

Analysing effectivity of urban growth management in the National Capital Region Delhi, India

Shaker Verlag, Aachen 2013

232 pages, 49.80 Euro

ISBN 978-3-8440-1682-6

Managing growth in rapidly growing complex mega urban regions in India is a growing concern for planners and scholars. Although the government attempts to regulate the development by spatial decentralization, there are no easy solutions, resulting in undesirable growth and associated problems. However, a good mix of (fiscal and regulatory) interventions, although difficult to implement, has the potential to achieve effective urban growth, as exemplified by some of the Western and Asian cities such as London, Paris, Stuttgart and Tokyo. Examining the National Capital Region (NCR) Delhi as a case study, this study (i) modeled urban development stages, and (ii) evaluated the performance of some aspects of spatial decentralization policy. The investigation identified (i) NCR-Delhi has been in absolute suburbanisation since 1981 and had sprawled over the decades. In the prevalent deficient infrastructure environment and institutional capacity it is most likely to skip counter-urbanisation and go directly to re-urbanisation, (ii) the need to link jobs and housing, redefine the concept of greenbelt, and integrate transport and land-use planning. Introducing a mix of interventions to effectuate spatial decentralization was recommended.

Manisha Jain is a researcher at University Stuttgart and her work focuses on modelling urban growth dynamics in South-Asian regions. She is currently attempting to extend the collaboration between German and Indian intuitions by developing DFG project under the supervision of Prof. Dr.-Ing. Stefan Siedentop.

Contact: manishaarch@gmail.com

Stefan Kalmring

Die Lust zur Kritik

Ein Plädoyer für soziale Emanzipation

Dietz, Berlin 2012

400 Seiten, 29.90 Euro

ISBN 978-3-320-02263-1

Es ist gerade einmal 20 Jahre her, da wurde das Ende der Geschichte ausgerufen. Mit dem Scheitern des Realsozialismus wurden nicht nur jene Formen der Gesellschaftskritik für obsolet erklärt, die sich am Marxismus-Leninismus des Ostblocks orientierten, sondern auch jene einer undogmatischen und unorthodoxen Herrschaftskritik, die sich in Opposition nicht nur zur kapitalistischen Warenproduktion, sondern auch zum Realsozialismus befunden hatten. Doch Kritik und eine auf Veränderung zielende politische Praxis sind nach wie vor notwendig. Allerdings scheint die Linke politisch und intellektuell in einer geradezu strukturell anmutenden Krise zu stecken. Neue Antworten auf neue – aber auch auf alte – Fragen wären dringend erforderlich. Ein wirkliches Verständnis der aktuellen Ausprägungen des Kapitalismus steht jedoch aus. Wie umgehen mit der Tatsache, dass Emanzipationsbestrebungen in der Vergangenheit so häufig in erneute Herrschaft und Repression umgeschlagen sind – wider die ursprüngliche Absicht ihrer Träger? Warum macht der Impetus radikaler Kritik in der Regel vor den Strukturen in den eigenen Verbänden und Parteien halt? Was sind notwendige Schritte, um die Linke wieder zu einer emanzipatorischen und einladenden Bewegung zu machen?

Stefan Kalmring ist Referent für Politische Weiterbildung der Rosa-Luxemburg-Stiftung und Lehrbeauftragter am Fachbereich Wirtschaftswissenschaften und am Lateinamerikainstitut der Freien Universität Berlin. Er hat in Berlin Soziologie und VWL studiert. Seine Arbeitsschwerpunkte sind Weiterentwicklung Marxscher Theorie, Entwicklungstheorie, Dialektik des Antikapitalismus, Politische Bildung und Weiterbildung, Kommunikations- und Verhaltenstraining.

Kontakt: kalmring@rosalux.de

Antje Krueger

Flucht-Räume

Neue Ansätze in der Betreuung von psychisch belasteten

Asylsuchenden

Campus, Frankfurt am Main 2013

352 Seiten, 39.90 Euro

ISBN 978-3-593-39857-0

Der Verlust der Heimat infolge von Krieg, Gewalt und politischer Unterdrückung gehört zu den einschneidendsten menschlichen Erfahrungen. Doch nicht selten ist der Aufenthalt auch im Zielland von Unsicherheit geprägt. Vor diesem Hintergrund untersucht Antje Krueger am Beispiel der Schweiz, wie traumatisierte und psychisch belastete Einwanderer mit prekärem Aufenthaltsstatus angemessen psychologisch betreut werden können. Sie fokussiert ein alternatives Betreuungskonzept, das die psychoanalytische Behandlungsform mit einem ethnologischen Ansatz koppelt, um dadurch eine individuell wertschätzende und lebensweltnahe Annäherung an Migranten zu gewährleisten. Eine Auseinandersetzung mit Belastungserscheinungen aufseiten der Mitarbeitenden sowie möglichen Selbstfürsorgestrategien im Rahmen der Asylbetreuung runden die Studie ab.

Antje Krueger vertritt zurzeit das Modul »Empirische Sozialforschung« im Fachbereich Soziale Arbeit an der Hochschule Bremen. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind überdies Migration, Subjekttheorien, Ethnopsychanalyse und Auseinandersetzungen mit sozialer Ungleichheit.

Kontakt: kruegerantje@gmx.net

Stefan Paulus

Das Geschlechterregime

Eine intersektionale Dispositivanalyse von
Work-Life-Balance-Maßnahmen

Transcript, Bielefeld 2012

472 Seiten, 36.80 Euro

ISBN 978-3-8376-2208-9

Eine intersektionale Dispositivanalyse von »Geschlechterregimen« im Postfordismus: Neben einer regulationstheoretischen und poststrukturalistischen Reflexion des Begriffs widmet sich das Buch Geschlechterregimen im Kontext von Arbeitsorganisation, gouvernementalen und biopolitischen Regierungsmaßnahmen sowie von Formen der Subjektwerdung. Am Beispiel von Maßnahmen zur Work-Life-Balance geht Stefan Paulus der engen Verwobenheit postfordistischer Produktions- und Reproduktionssphären mit Geschlechterverhältnissen ebenso auf den Grund wie der aktiven Mitwirkung der Subjekte an deren Gestaltung.

Stefan Paulus hat in der Arbeitsgruppe »Arbeit-Gender-Technik« der Technischen Universität Hamburg-Harburg promoviert. Seine Arbeitsschwerpunkte liegen in der Arbeits-, Geschlechter- und Gouvernementalitätsforschung.

Kontakt: stefan.paulus@tuhh.de

Dominik Rigoll

Staatsschutz in Westdeutschland

Von der Entnazifizierung zur Extremistenabwehr

Wallstein Verlag, Göttingen 2013

524 Seiten, 39.90 Euro

ISBN 978-3-8353-1076-6

Die Geschichte der »inneren Sicherheit« beginnt nicht erst in den 1970er Jahren mit dem Terrorismus der RAF und dem »langen Marsch durch die Institutionen«. Wer die Problematik der »streitbaren Demokratie« und der »Extremistenabwehr« verstehen will, muss den Bogen viel weiter spannen: von den rund 200 000 Berufsverboten, die im Zuge der Entnazifizierung gegen NS-Funktionäre und Militärs ausgesprochen wurden, über das KPD-Verbot von 1956 und die 125 000 politischen Strafverfahren der Adenauer-Ära bis zum Radikalenbeschluss von 1972 und zum Oktoberfest-Attentat 1980. Dominik Rigoll interessiert sich nicht nur für die Genese des Konzepts der »streitbaren Demokratie« und für die Erfahrungshorizonte der daran mitwirkenden Politiker und Juristen, sondern auch für die konkrete Behördenpraxis und das Selbstverständnis der vom Staatsschutz betroffenen Personen und Organisationen. Er legt damit die erste quellennahe Untersuchung zu diesem Themenkomplex vor – und lässt die Geschichte der »freiheitlich-demokratischen Grundordnung« in bisweilen ungewohntem Licht erscheinen.

Dominik Rigoll ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Neuere und Neueste Geschichte der Friedrich-Schiller-Universität Jena und assoziiert am Centre Marc Bloch in Berlin.

Kontakt: dominik.rigoll@uni-jena.de

Jan Sailer

Das ›gute Leben‹ im Kapitalismus

Aristotelische Gerechtigkeit und
der Marxsche Bewertungsmaßstab

A. Francke Verlag, Tübingen 2013

340 Seiten, 64 Euro

ISBN 978-3-7720-8483-6

Das Buch geht der Frage nach, ob es in der kapitalistischen Moderne möglich ist, moralisch gutes Handeln mit persönlichem Wohlergehen zu vereinen. Es zeigt, wie das aristotelische Konzept des ›guten Lebens‹ und sein Begriff von Gerechtigkeit Moralität und Eigennutz zusammen denkt. Karl Marx beurteilt und kritisiert die kapitalistische Wirtschaftsordnung aufgrund eines moralischen Maßstabs, der sich an diese Einheit von allgemeinem und individuellem Interesse anlehnt. Das Buch stellt damit die Frage, inwieweit der kapitalistisch vergesellschaftete Mensch noch zum moralischen Handeln fähig ist.

Jan Sailer ist Ethiklehrer in Frankfurt am Main und hat an der Universität Freiburg Philosophie studiert und promoviert. Seine Schwerpunkte sind politische Ökonomie, Deutscher Idealismus, klassische Antike, Moralkritik und Wirtschaftsethik.

Kontakt: jan.sailer@gmx.de

Andrea Scholz

Die Neue Welt neu vermessen

Zur Anerkennung indigener Territorien

in Guayana/Venezuela

LIT, Berlin 2012

424 Seiten, 34.90 Euro

ISBN 978-3-643-11919-3

Gesicherte Territorien gehören zu den wichtigsten Forderungen indigener Bewegungen weltweit. Diesbezügliche indigene Rechte sind in den meisten Ländern Lateinamerikas in die Verfassungen aufgenommen worden, so auch in Venezuela nach dem Amtsantritt von Chávez im Jahr 1999. Was hat sich dadurch für die Indígenas verändert?

Die Dissertation beschäftigt sich mit der Demarkierung und Anerkennung des Territoriums der Kari'ña von Imataca, die in den Wäldern Guayanas leben. Eine Reihe von Widersprüchen tritt zutage: zwischen Rechtsdiskurs und politischer Praxis, zwischen indigenen Organisationen und ihrer Basis und nicht zuletzt zwischen »aktionsethnologischen« Idealen und der Realität.

Andrea Scholz ist zurzeit am Ethnologischen Museum der Staatlichen Museen zu Berlin und bei den Akademischen Sammlungen der Georg-August-Universität Göttingen tätig. Sie arbeitet dort zu Sammlungsgeschichte und kritischer Museologie.

Kontakt: andrea.scho@gmail.com

Polina Serkova

Spielräume der Subjektivität:

Studien zur Erbauungsliteratur

von Heinrich Müller und Christian Scriver

Universitätsverlag Rhein-Ruhr, Duisburg 2013

242 Seiten, 49.90 Euro

ISBN 978-3-942158-74-9

Die Subjektivitätsfrage, die im Mittelpunkt dieser Studie steht, ist die Frage nach dem historisch wandelbaren und kulturell bedingten Selbstverständnis des Menschen. Welche Züge trägt dieses Selbstverständnis im 17. Jahrhundert und wie wird es modelliert? Welche Rolle spielen dabei religiöse Texte? Welche Möglichkeiten eröffnen sie ihren Lesern und welche Grenzen stellen sie ihnen? Heinrich Müller und Christian Scriver beschäftigen sich in ihren Werken hauptsächlich mit den Aspekten des menschlichen Daseins; sie versuchen, das Wesen des Menschen zu erörtern und vermitteln die sich daraus kristallisierenden Vorstellungen an den Leser. Dabei gehen sie weit über die Grenzen der Konfession oder gar Religion hinaus: Mit ihrer reichen Sprache und Bildlichkeit eröffnen sie dem Leser breite Spielräume, die es ihm ermöglichen, sich mit unterschiedlichen Menschenbildern zu identifizieren. Diese unterschiedlichen Menschenbilder werden in der Studie herausgearbeitet, ihre inhaltlichen Widersprüche aufgezeigt und ihre kulturellen Kontinuitäten und Brüche verfolgt.

Polina Serkova hat Kulturwissenschaft an der Russischen Staatlichen Universität für Geisteswissenschaften in Moskau studiert und an der Universität Duisburg-Essen im Fach Germanistik promoviert.

Kontakt: polina.serkova@gmail.com

REGISTER »WORK IN PROGRESS«

ARBEIT

Marquardsen, Kai (2011, S. 41-56)

Soziale Netzwerke in der Erwerbslosigkeit

Bewältigungsstrategien in informellen
sozialen Beziehungen

Paulus, Stefan (2011, S. 57-68)

Work-Life-Balance als neuer Herrschaftsdiskurs

Eine kritische Diskursanalyse eines
Regierungsprogramms

Richter-Steinke, Matthias (2011, S. 27-40)

**Von der Liberalisierung zur Privatisierung
europäischer Eisenbahnen**

Der Aktionsradius der Bahngewerkschaften im Wandel

POLITISCHE ÖKONOMIE

Barth, Thomas (2012, S. 31-46)

Ökologie – Kapitalismus – Demokratie

Ansätze zur Vermessung eines Spannungsfeldes

Butollo, Florian (2012, S. 47-56)

Of old and new birds

Case studies on the impact of industrial upgrading
initiatives on working conditions in the garment
and IT sector of China's Pearl River Delta

Sailer, Jan (2011, S. 69-79)

Marx' Begriff von Moral

Zur Genese des allgemeinen Interesses
aus dem Privatinteresse

TRANSFORMATION VON STAATLICHKEIT

Jenss, Alke (2011, S. 81-94)

Zurück nach rechts: Transformation von Staatlichkeit unter Bedingungen neoliberaler Globalisierungsprozesse in Kolumbien und Mexiko

Nagler, Mike (2011, S. 107-118)

Der Einfluss lokaler Eliten auf die Privatisierung kommunaler Leistungen am Beispiel Leipzigs

Radhuber, Isabella Margerita (2011, S. 95-106)

Die indigenen Rechte im bolivianischen Wirtschaftsmodell: Eine Analyse ausgehend von der Erdgaspolitik

Voigtländer, Leiv Eirik (2012, S. 59-77)

Citizenship und soziale Grundrechte
Folgen einer Einschränkung sozialer Rechte für die Betroffenen als Bürger_innen des Gemeinwesens

Ruiz Torres, Guillermo (2012, S. 78-95)

Gesellschaftspolitische Dynamiken revolutionärer Bewegungen. Der Fall des »Leuchtenden Pfades« Peru 1980-2000
Die Aufstandsbekämpfungspolitik des peruanischen Staates

INTERNATIONALE BEZIEHUNGEN

Stehle, Jan (2011, S. 119-133)

Das Amt und der Aktenzugang
Meine Bemühungen um Aktenfreigabe beim Auswärtigen Amt im Kontext des Berichts der Historikerkommission sowie der Archivierungspraxis des Auswärtigen Amtes

GEWALT UND ERINNERUNG

- Abel, Esther* (2011, S. 147-160)
Peter Scheibert – ein Osteuropahistoriker im »Dritten Reich«
 »Wissenschaftliche« Aufgaben im Sonderkommando Künsberg
- Denzinger, Esther* (2011, S. 187-197)
Ruanda, 16 Jahre nach dem Genozid
 Erinnerungsprozesse und die Politik des Vergessens
- Förster, Lars* (2012, S. 109-131)
Bruno Apitz und das MfS
 Zum Selbstverständnis eines deutschen Kommunisten
- Fröhlich, Roman* (2011, S. 161-173)
Der Einsatz von Gefangenen aus den Lagern der SS bei deutschen Unternehmen am Beispiel Heinkel und HASAG – ein Vergleich
- Genel, Katia* (2011, S. 174-186)
Die sozialpsychologische Kritik der Autorität in der frühen kritischen Theorie
 Max Horkheimer zwischen Erich Fromm und Theodor W. Adorno
- Margain, Constance* (2012, S. 99-108)
Zwischen Verlusten und Trümmern
 Der Widerstand der Internationale der Seeleute und Hafendarbeiter gegen den Nationalsozialismus
- Schupp, Oliver* (2011, S. 135-146)
Der Verlust kommunistischen Begehrens
 Entwurf einer geschichtsphilosophisch informierten und gedächtnistheoretisch begründeten Deutung der Brucherfahrung von ehemaligen Kommunist_innen in der Weimarer Republik

ANTISEMITISMUS UND RASSISMUS

Kinzel, Tanja (2011, S. 211-224)

Was sagt ein Bild?

Drei Porträtaufnahmen aus dem Ghetto
Litzmannstadt

Krueger, Antje (2011, S. 225-238)

**»Keine Chance pour Wohnung –
C'est pas possible!«**

Sprachliche Zwischenwelten als kulturelles Produkt
des Migrationsprozesses

Urban, Monika (2011, S. 199-210)

**Die »Heuschreckenmetapher« im Kontext
der Genese pejorativer Tiermetaphorik**

Reflexion des Wandels von sprachlicher
Dehumanisierung

Kaya, Zeynep Ece (2012, S. 135-151)

**»Afrika als europäische Aufgabe« oder »eine
spezifisch deutsche Theorie der Kolonisation«?**

Zur Geschichte eines ideologischen Diskurses

RELIGION UND SÄKULARISIERUNG

Bakhshizadeh, Marziyeh (2011, S. 251-257)

**Frauenrechte und drei Lesarten des Islam
im Iran seit der Revolution 1979**

Serkova, Polina (2011, S. 239-250)

**Subjektivierungstechniken in der Erbauungs-
literatur des 17. Jahrhunderts**

NATUR UND TECHNIK

Ayboga, Ercan (2011, S. 273-289)

Talsperren und ihr Rückbau

Mansee, Susanne (2011, S. 259-272)

Am Strand

Zur Genese eines Sehnsuchtsraumes

MEDIEN

Bescherer, Peter (2011, S. 291-306)

Ganz unten im Kino

Eisenstein, Pasolini und die politische Subjektivität
des Lumpenproletariats

Brock, Nils (2011, S. 307-320)

Ansichtssache ANTenne

Überlegungen zu einer medienethnographischen
Untersuchung des Radiomachens

Steckert, Ralf (2012, S. 155-170)

Lenas Schland

Zur populären Konstruktion neuer deutscher
»Nationalidentität«

LITERARISCHES FELD

Matienzo León, Ena Mercedes (2011, S. 321-328)

El político como fabulador

Becker, Maria (2011, S. 367-378)

»Von der Zensur der Partei in die Zensur des Marktes?«

Literarische Selbstverwirklichung renommierter
Kinder- und JugendbuchautorInnen der DDR
vor und nach 1989

Beyer, Sandra

(2012, S. 173-184)

Die das Meer gen Westen überquerten

Selbstzeugnistraditionen von reisenden
Japanerinnen bis 1945

Greinert, Cordula

(2011, S. 329-344)

Subversives Brausepulver

Heinrich Manns Tarnschriften gegen
den Nationalsozialismus

Killet, Julia

(2011, S. 345-355)

Maria Leitners Reportagen aus Nazi-Deutschland

Mehrle, Jens

(2011, S. 356-366)

Sozialistischer Realismus 1978

Zu einem Vorschlag von Peter Hacks

BILDUNG

Schmidt, Bettina

(2011, S. 379-394)

Brüche, Brüche, Widersprüche ...

Begleitende Forschung emanzipatorischer
politischer Bildungsarbeit in der Schule

KÖRPER – MACHT – IDENTITÄT– GENDER

Albrecht, Daniel

(2012, S. 187-202)

Von Männern und Männlichkeiten

Livius neu gelesen

Hannemann, Isabelle

(2012, S. 216-233)

Das Jenseits der Schablone

Wahrnehmungstheoretische Überlegungen
zum Thema »Grausamkeit und Geschlecht«

Heymann, Nadine

(2011, S. 409-421)

**Visual Kei: Praxen von Körper und Geschlecht in
einer translokalen Subkultur**

Pelters, Britta (2011, S. 422-435)

Die doppelte Kontextualisierung

genetischer Daten:

Gesundheitliche Sozialisation am Beispiel
der Familie Schumacher-Schall-Brause

Trebbin, Anja (2011, S. 395-408)

Vergesellschaftete Körper

Zur Rolle der Praxis bei Foucault und Bourdieu

Tuzcu, Pinar (2012, S. 203-215)

»Diese Bitch is' eine Gefahr«

Lady Bitch Ray and the Dangerous Supplement.
A Transcultural Locational Feminist Reading

EMANZIPATION UND UTOPIE

Baumbach, Franziska (2012, S. 237-248)

**Kapitalismus, Menschenbilder und die
Udenkbarkeit gesellschaftlicher Veränderung**

Ernst, Tanja (2011, S. 451-463)

Transformation liberaler Demokratie:

Dekolonisierungsversuche in Bolivien

Scholz, Andrea (2011, S. 437-450)

**Indigene Rechte, entzauberte »Wilde« und
das Dilemma engagierter Ethnologie**

Vey, Judith (2011, S. 464-472)

Freizeitprotest oder Beschäftigungstherapie?

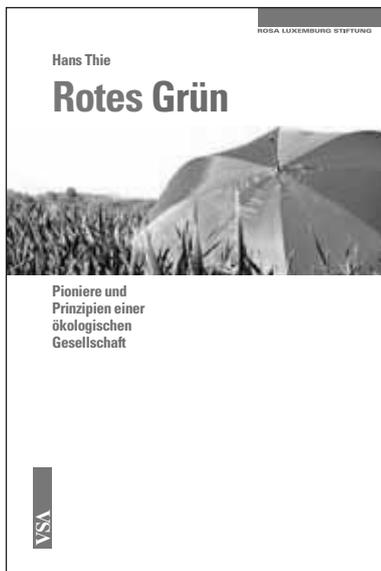
Hegemonietheoretische Überlegungen zu
linken Krisenprotesten in Deutschland in den Jahren
2009 und 2010

Völk, Malte (2012, S. 249-267)

Mit Bienenflügeln zur befreiten Gesellschaft?

Jean Paul und die Frage der »Wirksamkeit«
von Literatur

VSA: Veröffentlichungen der RLS



Hans Thie
Rotes Grün
Pioniere und Prinzipien einer ökologischen Gesellschaft
Eine Veröffentlichung der Rosa-Luxemburg-Stiftung
176 Seiten | € 16.80
ISBN 978-3-89965-552-0
»Grüner Kapitalismus« ist kompatibel mit den Mächtigen, sorgt für das Flair ökologischer Modernität. Aber er ist keine Antwort, wenn es um fundamentale Zukunftsfragen geht. Wer Ökologie für alle will, muss die Wirtschaftsordnung ändern. Sattes Grün verlangt kräftiges Rot.



Dieter Klein
Das Morgen tanzt im Heute
Transformation im Kapitalismus und über ihn hinaus
Eine Veröffentlichung der Rosa-Luxemburg-Stiftung
216 Seiten | € 16.80
ISBN 978-3-89965-568-1
Die globalen Krisen fordern eine erneute und zwar doppelte Große Transformation zu einem zukunftsfähigeren Gesellschaftssystem heraus.

Alexander Gallas/Jörg Nowak/
Florian Wilde (Hrsg.)
Politische Streiks im Europa der Krise
Eine Veröffentlichung der Rosa-Luxemburg-Stiftung
240 Seiten | € 14.80
ISBN 978-3-89965-532-2
Die Autoren erforschen Bedingungen und Auswirkungen von politischen Streiks.

www.vsa-verlag.de

Prospekte anfordern!

VSA-Verlag
St. Georgs Kirchhof 6
20099 Hamburg
Tel. 040/28 09 52 77-10
Fax 040/28 09 52 77-50
Mail: info@vsa-verlag.de

VSA

VSA: Veröffentlichungen der RLS



Mario Candeias/Eva Völpel
Plätze sichern!
Über Occupy, Indignados, Syntagma
und die Lernfähigkeit des Mosaiks
Eine Veröffentlichung der
Rosa-Luxemburg-Stiftung
160 Seiten | € 12.80
ISBN 978-3-89965-551-3
Erfolgreiches Scheitern war schon immer
die wichtigste Bewegungs- und Lernform
der Linken. Insofern greift der Blick auf die
Krise zu kurz, wenn er mit der Hoffnung auf
unmittelbaren, sichtbaren und hörbaren
Widerstand der Massen verbunden wird.



Felicitas Weck
Linke Kommunalpolitik
Für Einsteiger_innen und Fortgeschrittene |
Aktualisierte Ausgabe
Crashkurs Kommune 10
104 Seiten | € 7.50
ISBN 978-3-89965-585-8
Ein theoretischer Input und viele praktische
Beispiele, wie linke Ansprüche für eine
gerechte Gesellschaft in der Kommunalpo-
litik umgesetzt werden können. Um linke
Ziele lokal verwirklichen zu können, bedarf
es nicht nur der sicheren Beherrschung des
kommunalpolitischen Handwerkszeugs.

Koray Yılmaz-Günay/Freya-Maria Klinger
Realität Einwanderung
Kommunale Möglichkeiten der Teilhabe,
gegen Diskriminierung
Crashkurs Kommune 9
104 Seiten | € 7.50
ISBN 978-3-89965-584-1

Prospekte anfordern!

VSA-Verlag
St. Georgs Kirchhof 6
20099 Hamburg
Tel. 040/28 09 52 77-10
Fax 040/28 09 52 77-50
Mail: info@vsa-verlag.de

VSA

www.vsa-verlag.de